

# Amerikareise

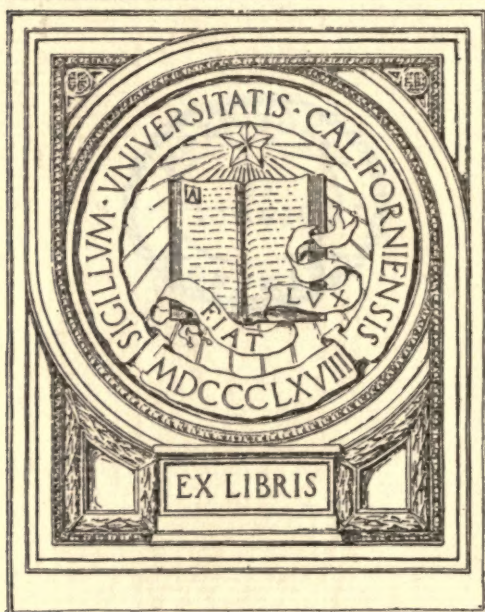


S e l m e r S e y

Drei-Masken-Verlag-München.



UNIVERSITY OF CALIFORNIA  
AT LOS ANGELES



ROLF HOFFMANN



Handberg!!

UNIVERSITY of CALIFORNIA  
AT  
LOS ANGELES  
LIBRARY







HELMER KEY / AMERIKAREISE



HELMER KEY & AMERIKAREISE









*Henry Key*



HELMER KEY  
AMERIKA-  
REISE

★

ÜBSETZT VON  
DR. FRIEDRICH STIEVE

Mit 35 Abbildungen  
nach photographischen Aufnahmen  
und einem Porträt des Verfassers

★  
Zweite Auflage



1 9 2 2

---

DREI MASKEN VERLAG MÜNCHEN

153989



H E I M E R K E Y  
A M E R I K A -  
R E I S E

ÜBERSETZT VON  
DR. FRIEDRICH STIEVE

\*

Alle Rechte vorbehalten

\*

Einzig berechnigte Übertragung  
aus dem Schwedischen

UNIVERSITY OF CALIFORNIA  
ALSO AVAILABLE FROM

MANDRUCK A.-G., MÜNCHEN.



E168  
K52EG

## Vorwort

Der Verfasser dieses Buches, Dr. Helmer Key, stammt aus Schweden. Er ist der Chefredakteur der großen schwedischen Zeitung „Svenska Dagbladet“ und hat als solcher und zugleich in Vertretung der mit seinem Blatte einen gemeinsamen Konzern bildenden zwei skandinavischen Zeitungen, „Berlingske Tidende“ in Kopenhagen und „Aftenposten“ in Kristiania, im Frühling des Jahres 1920 eine Reise von mehreren Monaten durch die Vereinigten Staaten von Amerika gemacht.

Von welchen Gesichtspunkten er bei seiner Reise ausging, führte er selbst in einer längeren Rede in der schwedischen Handelskammer zu New York aus. Er erklärte u. a.: „Es schien mir im Hinblick auf Schweden wie auch auf die anderen Staaten des Nordens überaus klug zu sein, sich bei einer derjenigen Mächte nach Unterstützung umzusehen, die in der politischen Lage der Welt die größte Unabhängigkeit bewahrt haben. Es versteht sich für jedermann von selbst, daß es nur eine Macht gibt, die in dieser Hinsicht eine unabhängige Stellung behauptet. Die Ententemächte, ebenso wie die Mittelmächte müssen natürlich bis zu einem sehr hohen Grade von der Entwicklung in den Vereinigten Staaten abhängig sein. Mit anderen Worten, die Zukunft von ganz Europa hängt nach meiner Meinung von den politischen Maßnahmen ab, welche die Vereinigten Staaten in nächster Zukunft ergreifen. Die wirtschaftliche Entwicklung von Europa muß auf lange Zeit hin gehemmt bleiben, falls eine Unterstützung von seiten der Vereinigten Staaten in der einen oder anderen Form ausbleibt.“

Wenn wir den Kernpunkt dieser Ausführungen herausgreifen, so erkennen wir, daß Dr. Key vor allem den Zweck verfolgte, zu untersuchen, inwieweit für Europa eine Möglichkeit besteht, die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten wieder aufzunehmen. Er stellte diese Untersuchung natürlich hauptsächlich als Schwede und im Interesse Schwedens an. Nichtsdestoweniger sind die Ergebnisse seiner Arbeit auch für uns von großer Bedeutung. Denn sie vermitteln uns zum erstenmal seit Abschluß des Weltkrieges ein



genaueres Bild von den Zuständen in den Vereinigten Staaten und von dem Gang der Entwicklung, den man sich dort erwarten kann.

Wenn Dr. Key als einen Hauptpunkt hervorhebt, daß sich das Schwergewicht der wirtschaftlichen und kulturellen Entfaltung in Nordamerika allmählich vom Osten nach dem Westen verschiebt und daß das Pazifik-Problem eine immer beherrschendere Stellung einnimmt, so sind seine Ausführungen zu diesem Punkt gerade in letzter Zeit durch die Worte führender englischer Staatsmänner als richtig bestätigt worden. Schon dieser eine Umstand ist geeignet, uns das größte Vertrauen zu den Darlegungen des bekannten schwedischen Publizisten einzuflößen. Seine Arbeit ist auch von amerikanischer Seite als die erste erschöpfende Untersuchung der dortigen Verhältnisse, die in letzter Zeit erschienen ist, anerkannt worden. Wir Deutsche können sicher viel aus ihr lernen.



## I. KAPITEL

### An Bord der Mauretania

Von Southampton nach New York. — Das Leben an Bord eines großen Ozeandampfers. — Nachkriegsphilosophie: amerikanischer Optimismus und europäischer Pessimismus.

Der Dampfer der Cunard-Linie, Mauretania, sollte nach dem Kursbuche von Southampton am 3. April abgehen, aber einige Wochen vorher teilte die Gesellschaft, ohne einen Grund anzugeben, mit, daß die Abreise auf den 10. des gleichen Monats verschoben sei. Nach der Ankunft in London wurde uns eine neue Mitteilung zugestellt: erst nach einem Aufschub von weiteren drei Tagen sollte das Schiff seeklar sein. Am Morgen des 13. ging ein Extrazug von der Station Waterloo ab, ein unendlich langer Zug, der die Passagiere der 1. Klasse nach Southampton bringen sollte. Für die Umladung des Gepäcks vom Zug auf den Dampfer war eine Stunde berechnet, worauf die Anker sofort gelichtet werden sollten.

Aber das Schicksal wollte es anders...

Die Mauretania lag am Kai und nahm noch Kohle auf. Sie machte keinen gerade überwältigenden Eindruck, was wohl vor allem daher kam, daß neben ihr der große, den Deutschen genommene Dampfer *Imperator* lag, der ungefähr um ein Drittel größer ist. Er ist in noch höherem Grade als die Mauretania ein wirkliches Meerwunder; der Eindruck war um so verblüffender, als der Kai, an dem er lag, so



schimal war, daß man nirgends einen hinreichenden Abstand nehmen konnte, um ihn auf einmal als Ganzes zu sehen. Wir gingen also an Bord der Mauretania, aber auf die Frage, wann wir abreisen würden, erhielten wir die überraschende Antwort, daß die Zeit noch nicht festgesetzt sei, daß es aber wahrscheinlich am nächsten Tag sein werde. Wir richteten uns in unseren Kajüten ein, belegten im Speisesaal Tische für die Reise, mieteten Liegestühle für das Promenadendeck usw., um, als dies alles in Ordnung gebracht war, eine neue Enttäuschung zu erleben, die uns in Form einer „important notice“ auf der Anschlagstafel mitgeteilt wurde. Die Mauretania, die gewöhnlich bis zu 26 Knoten fährt, sollte auf unserer Reise nur 18 Knoten machen. Diesmal wurde wirklich ein Grund angeführt, nämlich der Eisenbahnstreik in Amerika. Die Leitung der Gesellschaft fürchtete nämlich, für den Heimweg keine Bunkerkohle zu bekommen, und es galt daher, soviel Kohle als möglich in England aufzunehmen und für die Rückfahrt zu sparen. Die Überfahrt sollte also ungefähr neun Tage, statt der gewöhnlichen fünf, dauern, und diejenigen, die wie der Verfasser anfangs einmal damit gerechnet hatten, ungefähr am 8. April nach New York zu kommen, konnten jetzt nur mehr darauf hoffen, frühestens gegen den 22., d. h. also nahezu zwei Wochen verspätet, einzutreffen.

Nun gut, um so mehr Grund hatte man, es sich in dem „schwimmenden Luxushotel“ gemütlich zu machen. War man einmal an Bord, so fing der Eindruck der Größe des Schiffes allmählich an, sich geltend zu machen. Die Passagiere der 1. Klasse hatten fünf Decks zu ihrer Verfügung, die mit verschiedenen Buchstaben bezeichnet waren. Von der Oberfläche des Wassers aus gerechnet, ergab das ungefähr die Höhe eines fünfstöckigen Hauses. Durch sämtliche Decks führt eine imponierende Haupttreppe aus geschnitztem Mahagoni; außerdem gibt es zwei Aufzüge, die auch während des schwersten Seeganges tadellos funktionierten. Der Speisesaal der 1. Klasse erstreckt sich durch zwei Decks und kann ungefähr 600 Personen aufnehmen. Auf dem A-Deck, dem obersten, liegen die Gesellschaftsräume in einer langen, ununterbrochenen Reihe — ein Lesezimmer mit einer sehr gut versehenen Bibliothek unter einem besonderen Bibliothekar, sowie mit allen möglichen Zeitungen und Zeitschriften, große Salons, wo das Rauchen außer dem Pfeifenrauchen erlaubt ist, ferner das Rauchzimmer der Herren, wo das Rauchen zu gewissen Tageszeiten geradezu obligatorisch zu sein schien. Dazu kommt ein sogenanntes Veranda-Café mit Korbsesseln, das des Abends für Tanz geöffnet war. Hier hat also die Jugend, die nicht

im Rauchzimmer bleibt, ihren gegebenen Aufenthaltsort. Im Rauchzimmer wird Poker gespielt und werden Wetten über die tägliche Fahrt des Dampfers abgeschlossen — „the sweap“ mit einem „pool“, der an gewissen Tagen beinahe bis zu 400 Pfd. steigen kann. Sonst wird nicht besonders hoch gespielt, außer vielleicht in den letzten Tagen, wo sogar die Würfel hervorgeholt wurden und die in Dollarscheine umgewechselten Ein-, Fünf- und Zehn-Pfund-Noten rasch den Eigentümer wechselten. Das Spiel heißt „Scrap“. Es ist der hauptsächlichliche Zeitvertreib der Schwarzen in Amerika. Der große Salon macht jedoch einen familiäreren Eindruck mit „the most respectable people“ an den stillen Bridge- und Patience-tischen. Das weibliche Element in den mittleren Jahren übt hier einen beruhigenden Einfluß aus.

Im ganzen befanden sich ungefähr 2500 Personen an Bord, wovon Besatzung und Bedienung 800 Mann ausmachten. Alles ist frei an Bord, d. h. es ist in den Preis des Billettes einbezogen, ausgenommen Alkohol und Zigarren. Im Speisesaal wird an kleinen Tischen bedient; hier hat man also bei Frühstück und Mittag die beste Gelegenheit, seine Mitreisenden zu studieren, die zum größten Teil aus Engländern und Amerikanern — ungefähr gleich viele von beiden — sowie aus einer Handvoll Franzosen bestehen. Unser Tisch hatte jedoch einen mehr kosmopolitischen Anstrich bekommen. Hier saßen außer uns zwei Schweden ein russisch-englischer Bankdirektor, ein südafrikanischer Papierfabrikant und ein amerikanischer Kleiderfabrikant, die beiden letzteren mit deutschen Namen und von merklichem, aber nicht auffallendem jüdischen Typ. Der Russe-Engländer ist ein kleiner, lebhafter Herr, der nun zum erstenmal den Atlantischen Ozean durchkreuzt. Die stete Frage an Bord ist die, wie oft man diese Tat vollbracht hat. —

Am 14. April um 4 Uhr nachmittags sind die letzten Ladungen beendet und die Mauretania wird vom Kai wegbugsiert, auf dem sich eine Anzahl von Neugierigen eingefunden hat. Gegen 10 Uhr abends laufen wir die Reede von Cherbourg an. Hier werden, eine halbe Meile vom Land entfernt, die Pariser Passagiere abgeholt, die den gestrigen Tag auf Kosten der Gesellschaft in irgendeinem Hotel in Cherbourg zubringen mußten. Und nun geht es in westlicher Richtung mit einer Wendung nach Süden zu aufs Meer hinaus. Die erste Bekanntschaft mit dem Ozean war nicht ungeteilt angenehm. Die Wogen gingen hoch wie kleine Häuser und ließen das gewaltige Fahrzeug recht bedenklich schlingern. Wer nicht gleich unten in den Kajüten vor Anker ging, eilte auf das Promenade-



deck und legte sich in die Ruhesessel: das oberste Deck war unbewohnbar; der Schaum der Wogen brach dort ungehindert ein. Man tat im übrigen am klügsten daran, sich auf einem der Decks aufzuhalten, und mehrere zogen es sogar vor, eingehüllt in eine Menge Decken, dortselbst zu übernachten. Befand man sich im Inneren des Schiffes, wenn einer der großen Wellenkämme kam, so hatte man wirklich allen Grund, sich unheimlich zu fühlen. Man denke sich den Speisesaal des Opera-Kellers (in Stockholm), ausgestattet mit einem Boden, der plötzlich weggleitet, diese ganze Masse von Treppenhäusern, Aufzügen und Wandelgängen in einer mehr oder weniger regelmäßig schwingenden Bewegung... Es war, als ob das Königliche Schloß oder das Grand Hôtel daheim in Stockholm mit allen ihren Treppen und Riesensälen sich plötzlich in Bewegung setzten.

Der folgende Tag brachte schönes Wetter, die Kräfte kehrten zurück und man gewöhnte sich allmählich an die See; im übrigen aber herrschte während der ganzen Reise richtiges Aprilwetter mit kurzen Regenschauern, etwas Sonne, Nebel usw. Der Golfstrom machte sich durch kräftigen Nebel mit darauffolgendem klarem Wetter und steigender Temperatur bemerkbar. Erst am zweiten Tage konnte man sagen, daß das Gesellschaftsleben auf Deck in Gang kam. Beim Diner waren die Herren im Smoking — Ausnahmen kamen doch in recht großem Umfang vor — und die Damen im Décolleté. Am elegantesten war eine bekannte amerikanische Operettendiva, Miß Clara Ward, mit beinahe ganz nacktem Rücken, wie die letzte Mode es vorschreibt. Allmählich fand man sich auch mit seinen Tischnachbarn und im großen Speisesaal im allgemeinen zurecht. Mein Freund, der russisch-englische Bankdirektor, behauptete, die ganze Gesellschaft bestehe zu 60% aus in Deutschland oder Rußland geborenen Juden, und obwohl diese Ziffer sicher bedeutend übertrieben war, konnte man doch feststellen, daß das Publikum ungefähr das gleiche war wie im Grand Hôtel in Stockholm in den Jahren gleich nach Kriegsausbruch. Richtig waschechte Amerikaner von irgendwelcher Bedeutung konnte ich schwer entdecken. Dagegen dominierte eine Gesellschaft von englischen und amerikanischen Theaterkünstlern. Sie inszenieren Sportwettkämpfe auf Deck, einen Kabarettabend usw., und jeden Abend veranstaltete der Filmkönig Mr. Brady neue Kollekten, z. B. für die Besatzung, für das Seemannsheim in Liverpool und für alles mögliche. Er dürfte bei der Heimkehr von mindestens zehn derartigen Kollekten berichten können, wobei er den ersten Zehnpfundschein gestiftet

hat. Aber er hat noch eine andere Spezialität, die wohl in der Aufstellung über seine Repräsentationskosten in Erscheinung treten wird, nämlich eine unermüdliche Verehrung für das, was an Bord „departed spirits“ genannt wird. Die Freiheit des Meeres zeichnet sich nämlich durch ein unbegrenztes Servieren von Spirituosen aus, was jedoch ein Ende nehmen soll, sobald das Schiff die Dreimeilengrenze des amerikanischen Territoriums passiert hat. Mr. Brady ist zwar Engländer, aber, wie man sieht, kein Geisterseher, sondern ein entschiedener Feind des amerikanischen Alkoholverbotes.

Im großen ganzen leistet man sich recht einfache Vergnügungen, ziemlich sinnlose Sportwettspiele und scherzhafte Aufzüge auf Deck. Bei einem Maskeradeball, der an einem der Tanzabende im großen Speisesaal veranstaltet wurde, waren verschiedene amüsante Kostüme zu sehen. Einige hatten ihre Trachten von der Besatzung des Schiffes entliehen und sich als Köche, Matrosen, Kellner usw. verkleidet, aber die eigentliche Farbenpracht kam durch Morgenröcke, Pyjamas und andere mehr oder weniger intime Kleidungsstücke zustande. Das Ganze gestaltete sich zu einer recht netten Ausstellung jenes Inhaltes der Koffer, der sonst nicht der allgemeinen Schaulust preisgegeben wird. Die Freude war freilich ziemlich lärmend und kindlich, aber die Passagiere nahmen mit Lebhaftigkeit und Lust daran teil, lachten herzlich und schienen es kaum zu merken, wenn der große Boden hin und wieder kräftiger schaukelte.

Recht geglückt war eine Kabarettvorstellung, die unter Leitung der an Bord befindlichen Theaterkünstler veranstaltet wurde. Zwölf Herren hatten sich als Neger maskiert und bildeten den Chor zu einigen recht lustigen professionellen Negerkomikern. Der große Gesellschaftsraum war bis zum letzten Platz besetzt und schloß natürlich mit einer Einsammlung und Hurrarufen auf den Kapitän sowie mit „God save the king“.

Dies ist der äußere Rahmen des Lebens, das an Bord eines der größeren Ozeandampfer geführt wird, und das ist wohl ungefähr dasselbe, wie es vor dem Krieg zu sein pflegte.

Mit dem Festland stehen wir die ganze Zeit durch den Marconi-Telegraphen in Verbindung. Jeden Mittag wird eine kleine Zeitung: „Cunard Bulletin“ ausgeteilt. Während der ersten Hälfte der Reise bringt sie hauptsächlich europäische Nachrichten. Später überwiegen die amerikanischen Telegramme; sie drehen sich meist um einheimische amerikanische Angelegenheiten.

Der einzige Unterschied im Vergleich zu den Zeiten vor dem Kriege dürfte wohl darin bestehen, daß es im ganzen weniger feier-



lich zugeht. Man hält nicht mehr so gewissenhaft auf die Etikette wie früher. Kommt man aber mit seiner Umgebung ins Gespräch, so entdeckt man bald, daß der Krieg auch sonst nicht spurlos vorübergegangen ist. Sehr interessant ist zu beobachten, daß eines der gelesenen Bücher an Bord das von Keynes über „Die wirtschaftlichen Folgen des Friedens“ ist, und zwar nicht zum mindesten bei den Damen.

H. G. Wells betont in seinem Buch „The Future in America“, das vor dem Kriege geschrieben ist, daß der moderne Mensch während der letzten Jahrzehnte mit ihrer gewaltigen kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung sich in die Vorstellung eingewiegt habe, ein stetiger Fortschritt in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht sei etwas für unser Geschlecht ganz Natürliches. Aber, wendet Wells ein, nichts kann unsicherer sein als eine solche, auf materieller Grundlage basierte Entwicklung, wie die moderne Kultur es ist. In der Geschichte hat sich gezeigt, daß eine derartige Entwicklung einige Jahrhunderte andauern konnte, aber bei dem ersten kräftigen Stoß in sich zusammenbrach. Ebenso wenig garantiert irgend etwas dafür, daß sich die moderne Kultur widerstandsfähiger zeigen wird. Wells hält dieselbe im Gegenteil für sehr morsch und glaubt, daß wir vielleicht vor einer Weltkatastrophe stehen.

Vor dem Kriege huldigten wohl alle europäischen Völker mehr oder weniger dem optimistischen Glauben an eine bessere Zukunft der Menschheit, und vor allem taten das, wie Wells mit Nachdruck hervorhebt, die Amerikaner. Ja, nach Wells, war für sie die stetige Entwicklung der materiellen Kultur sozusagen ein religiöser Glaubenssatz. Nun ist der Weltkrieg gekommen mit vielen Zügen, die an die von Wells ausgemalte Weltkatastrophe erinnern. Der feste Glaube Europas an den ständigen Fortschritt ist bedenklich erschüttert worden.

Alle Äußerungen hervorragender Europäer von der Zeit nach dem Kriege sind ein Ausdruck hierfür, während die Amerikaner und vielleicht auch die Bewohner der britischen Kolonien ihren kindlichen Glauben an den stetigen Fortschritt in Kultur und Wohleben bewahrt zu haben scheinen. Hier auf dem Schiff und besonders an unserem kleinen Tisch begegnen uns diese beiden Stimmungsgegensätze deutlich ausgeprägt. Auf den Amerikaner oder den jedenfalls naturalisierten Amerikaner, den Kleiderfabrikanten aus New York, hat der Krieg keinen tieferen Eindruck gemacht; er ist ebenso optimistisch wie früher. Ebenso verhält es sich mit dem kleinen Papierfabrikanten aus Kap, der immer etwas ironisch und

mißtrauisch lächelt, wenn wir Europäer uns in Betrachtungen über die Schrecken und Leiden des Krieges vertiefen. Die pessimistische Stimmung wird durch den russisch-englischen Bankier vertreten, und als ein vermittelndes Glied zwischen den beiden Richtungen dürfen wir vielleicht uns selbst, uns zwei Schweden am Tische, meinen Sekretär und mich, ansehen.

Unser Halbamerikaner vereinigt in sich das leichte Gemüt und die musikalische Begabung des Wieners mit der mehr materialistischen Anschauungsweise des Amerikaners und sieht das Leben der Hauptsache nach als eine sonnige und interessante Lustreise an. Der Krieg bedeutete für ihn einen Kampf für die Demokratie gegen den preußischen Militarismus, und deshalb konnte er, obwohl der Geburt nach Deutschösterreicher, damit einverstanden sein. Ich fragte ihn, was er eigentlich mit dem preußischen Militarismus meine, und erklärte, daß Deutschland schon vor dem Kriege demokratischer gewesen sei als die meisten europäischen Länder. Besonders hätten die Arbeiter dort gute Daseinsbedingungen gehabt und in verhältnismäßig glücklichen Verhältnissen gelebt.

Das gab er zu, aber er bemerkte: Wenn er vor dem Kriege nach Berlin kam und ein feines Restaurant betrat und wenn dann ein hoher Offizier kam, so konnte es geschehen, daß er einen schlechteren Tisch erhielt als der hohe Offizier, obwohl er telephonisch im voraus seinen Tisch bestellt hatte. Ich wandte ein, dies bedeute ja nur, daß man in Deutschland vor dem Kriege nicht alles für Geld haben konnte; aber da meinte mein amerikanischer Kleiderhändler, daß gerade der Fehler darin bestanden habe, daß man das nicht konnte. Das war seine Auffassung von der wahren Demokratie.

Im übrigen sah der Kleiderhändler die Situation gar nicht pessimistisch an. Die deutsche Mark würde bald steigen, und was Österreich anbelangte, so war die Lage allerdings betrüblich, aber er glaubte, das Land werde sich zuletzt mit Deutschland vereinigen. Sobald die Industrie, dank der kräftigen Hilfe der Amerikaner, in Gang gekommen sei, werde übrigens die österreichische Krone parallel mit der deutschen Markt steigen. Das einzige, was Österreich fehlte, seien tüchtige Männer, die das Ganze in ihre Hand nehmen und als ein wirkliches Geschäft betreiben könnten.

Der russisch-englische Bankier beschäftigte sich gerne mit dem Buch von Keynes, das er für genial und kühn hielt. Nach ihm hatte dasselbe einen kräftigen Anstoß zum Umschwung der englischen Meinung gegeben; die Friedensbedingungen müßten revidiert werden, aber es frage sich, wie man dahin kommen könne. England sei



bisher immer so glücklich gewesen, in den kritischen Augenblicken einen großen Staatsmann zu finden, der die Fäden in seiner Hand zusammenhielt. Er erinnerte an Gladstone in früherer Zeit und an Lloyd George während des Krieges. Lloyd George nach dem Kriege ist dagegen nach seiner Ansicht eine verbrauchte Kraft. Er ist jetzt eher ein politischer Akrobat. Asquith zählt ebenfalls nicht mehr mit. Dagegen könne man vielleicht auf Lord Robert Cecil hoffen. Die jetzige Lage sei unhaltbar und zeichne sich nur durch neue Zugeständnisse an die unsinnigen Forderungen der Arbeiter aus; diese hätten bisher alles bekommen, was sie wollten, aber was solle geschehen, wenn man stopp sagen müßte?

England befinde sich, so wiederholte unser Russe, in einer sehr ernstesten Lage; nie habe ein solcher Antagonismus zwischen England und Irland bestanden wie jetzt; nach der Überzeugung des Russen-Engländer wurde die irländische Bewegung durch Amerika unterstützt. Nie habe auch ein solcher Gegensatz zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien existiert wie jetzt; nach seiner Meinung mußte sich hier bald ein Kampf auf Leben und Tod ergeben — nicht politisch, aber kommerziell und wirtschaftlich. Obwohl er sich sehr pessimistisch über die Lage in England äußerte, gab er doch zu, daß die Engländer auf vielen Gebieten eine außerordentliche Energie und Geschicklichkeit angesichts der herrschenden schweren Verhältnisse gezeigt hätten. Könnte man die Schwierigkeiten in der Arbeiterbewegung überwinden und die irische Frage auf die eine oder andere Weise regeln, so halte er es keineswegs für sicher, daß die Vereinigten Staaten in dem wirtschaftlichen Kampf der gewinnende Teil sein würden. Und als Beweis für die Voraussicht der Engländer wies er auf ein Telegramm in dem „Cunard Bulletin“ des betreffenden Tages hin, nach welchem Sir G. Makay Edgar in der letzten Nummer der „Sunday Times“ einen Artikel geschrieben hatte, der konstatierte, daß England gegenwärtig die wichtigsten Ölquellen der Welt beherrsche. Nach der Ansicht des Artikelschreibers konnte es nicht viele Jahre dauern, bis Amerika sich genötigt sehen würde, seinen Mehrbedarf in dieser Ware von englischen Verkäufern zu beziehen. Der Russe versicherte, diese Mitteilung sei völlig richtig, da die englischen Öltrusts, welche der Artikelschreiber in der „Sunday Times“ anführte, schon jetzt über größere, über die ganze Welt ausgedehnte Naturschätze verfügten, als Standard Oil es jemals getan habe.

Dieser Optimismus in bezug auf England war jedoch bei dem Bankdirektor mehr der Ausdruck für eine augenblickliche Stimmung

als für eine wirkliche Überzeugung. Im Grunde seines Herzens hielt er das europäische Geschäftsleben auf Generationen hinaus für zerstört. Er verzweifelte an einer Rekonstruktion Rußlands innerhalb absehbarer Zukunft. Die Unterhandlungen, die in England mit den Bolschewiki eingeleitet worden sind, konnten nach seiner Ansicht unmöglich zu einem Ergebnis führen. Ich möchte sagen, daß unser russisch-englischer Bankier gerade der Typus eines solchen Europäers war, dessen vor dem Kriege starker Glaube an den stetigen Fortschritt bedenklich erschüttert war. Die von Wells geahnte Weltkatastrophe war gekommen, und es konnte sein, daß das Chaos, welches dadurch entstanden war, gleichbedeutend mit der Götterdämmerung der europäischen Kultur war.



## II. KAPITEL

### „Das sonnige New York“

Die führenden Männer in der wirklichen Metropole der Vereinigten Staaten.— Der Hauptzweck der Reise und die Planlegung der Studienarbeit. — In Bibliotheken, Museen und Kunstgalerien: interessante Proben der Indianerkultur.— Ein Festbankett im Hotel Astor.

Wenn ich mir jetzt vornehme, die ersten Eindrücke von New York zu schildern und meine Tagebuchaufzeichnungen aus der letzten Woche des April hervorhole, scheint es mir, als sei diese Zeit unendlich weit entfernt. Vieles von dem, was ich damals niederschrieb, kommt mir beinahe fremd vor — ich habe während meiner Rundreise in den Vereinigten Staaten so viele und andere starke Eindrücke empfangen, und manche meiner ersten Eindrücke sind durch spätere Erfahrungen richtiggestellt worden. New York zeigte sich bei meinem zweiten Besuch im Juli in vielfacher Hinsicht in einem anderen Lichte, und ich kann als eine Zusammenfassung dieser meiner Erlebnisse sagen, daß einerseits der überwältigende Eindruck von der materiellen Größe der Stadt sich dadurch verringerte, daß man sich an die Proportionen gewöhnte, während andererseits die Erkenntnis von ihrer ungeheuren Bedeutung als wirkliche Metropole der Vereinigten Staaten, sowohl in geistiger wie materieller Hinsicht, wuchs.

Washington ist allerdings die politische Hauptstadt des Landes, aber das Leben dort ist eng und einseitig im Vergleich zu den gewaltigen Kräften, die sich in New York regen. Diese Kräfte sind sowohl gute wie böse. Die Stadt ist kosmopolitischer als andere Städte auf dem amerikanischen Kontinent, und die Amerikaner selbst neigen vielleicht etwas zu sehr dazu, diese Seite der Angelegenheit zu übertreiben; denn New York ist doch unter allen großen Städten der Erde absolut ein Typ für sich, und dieser Typ ist von ausgeprägt amerikanischem Charakter. Die Stadt macht in vielen Fällen einen sehr ansprechenden Eindruck. Weniger angenehme Seiten gab es auch, unter ihnen die in die Augen fallende Tatsache, daß der semitische Einschlag, vor allem in der unteren Mittelklasse und tief

hinab, sehr stark ist. Während des Krieges hat sich dieses Volkselement sehr breit gemacht, und es gibt ganze Viertel mit einem jüdischen Proletariat der schlimmsten Art. Das aber gehört nicht zu den ersten Erfahrungen, die man macht.

Als die Mauretania an einem sonnigen Apriltag in den Hafen von New York einlief und an der stolzen Mole der Cunard-Linie anlegte, war der Eindruck überwältigend. Die Wolkenkratzer wirkten aus der Ferne wie hohe Türme und bildeten eine pittoreske Silhouette.

Die Automobilfahrt „uptown“ durch die 5. Avenue zu unserer künftigen Wohnung wirkte nach der zuletzt etwas ermüdenden See-reise erfrischend. Die Wolkenkratzer bekamen, in der Nähe betrachtet, etwas Kühnes und Phantastisches. Viele sind aus weißem Marmor gebaut und reich vergoldet, wie z. B. der über 50 Stockwerk hohe Woolworth Building; sie machen den Eindruck großer japanischer oder chinesischer weißlackierter Schachteln mit reichen Ornamenten und Beschlägen. Der erste Eindruck, den New York im strahlenden Sonnenschein auf breiten, reinen Straßen und mit seiner so gut wie völlig rauchfreien Atmosphäre machte, stimmte zu Optimismus und Unternehmungslust. Man versteht sehr gut, daß in dieser Stadt große Geschäfte gemacht werden müssen; die Umgebung muß mit der Veranlagung der Bewohner übereinstimmen.

„The sunny New York“, wie es von H. G. Wells genannt wird, oder die große weiße Stadt steht in starkem Gegensatz zu London mit seiner nebeligen und von Steinkohlenrauch durchsetzten Atmosphäre. In New York ist es verboten, mit etwas anderem als rauchfreier Anthrazitkohle zu heizen — das ist eines der Geheimnisse seiner klaren Luft. Man braucht übrigens nur einige Stunden auf der Eisenbahn nach dem rußigen Philadelphia zu fahren, um gleich einen sehr schreienden Kontrast zu erleben.

Die Aufnahme war großartig. Wir waren von dem Sekretär der American-Scandinavian Foundation, Dr. Henry Goddard Leach, und Mrs. Leach eingeladen, einige Wochen in ihrem Heim — sie wohnen wie so viele andere Amerikaner in einem eigenen Haus — 170 East 64th Street zuzubringen, nach allem zu urteilen, ein typisches modernes New York-Heim, in dem ich und mein Sekretär den dritten Stock für uns zur Verfügung hatten.

Schon der Start brachte einen heißen Wettstreit und noch dazu einen ziemlich anstrengenden. Wir hatten kaum Zeit gefunden, die Kleider zu wechseln, als uns das Automobil von Dr. Leach, das auch während der folgenden Tage zu unserer Verfügung stehen



sollte, zum Harvard Club führte, wo wir das Frühstück einnahmen, unaufhörlich unterbrochen durch telephonische Anrufe von Interview-hungrigen Reportern, die mich zu sprechen wünschten. Es kam zu einem mehrstündigen Gespräch mit sieben bis acht Journalisten, und als das überstanden war, war es Zeit, heimzufahren und sich zum Mittag umzuziehen. Wir fanden jedoch Zeit, einen kurzen Spaziergang nach dem Broadway hinunter zu machen und uns im letzten Augenblick der einzigen noch übrigen Billette zu Carusos letztem Auftreten in dieser Saison am nächsten Tage zu versichern.

Der erste Mittag wurde in Dr. Leachs Heim eingenommen. Unter den Gästen befanden sich Professor John William Cunliffe, der Vorstand von The School of Journalism, Columbia University, Professor William Witherly Lawrence, Professor der englischen Literatur an der Columbia University und Vorstandsmitglied der American-Scandinavian Foundation, Mr. Thatcher Magoun Brown, Präsident der alten, traditionsstolzen Bankierfirma Brown Brothers & Co., die im 18. Jahrhundert von dem Urgroßvater des jetzigen Inhabers gegründet wurde und eine der vornehmsten in New York ist, sowie ein Schwede-Amerikaner, Ingenieur G. Bergquist, der Präsident der American Gasaccumulator Company und Vorstandsmitglied der American-Scandinavian Foundation, Generalkonsul Olof Lamm u. a.

Dies aber war nur ein kleiner Mittag, sozusagen „en famille“, und ein Vorspiel zu alledem, was noch kommen sollte.

Während der folgenden drei Wochen, die ich in New York zubrachte, war das Leben eine einzige Jagd von einer Sensation zur anderen. Jeden Morgen wurde mir auf den Frühstückstisch neben der Teetasse ein Programm für den Tag vorgelegt, das nahezu unausführbar war. Aber das Automobil wartete unerbittlich draußen. Und dann ging es los. Um 1 Uhr war ich täglich zum Frühstück eingeladen, privat oder in irgendeinem Klub — ich war als Reisender in über zehn der vornehmsten Klubs in New York zum gelegentlichen Mitglied ernannt; um 5 Uhr mußte ich gewöhnlich in irgendeinem Klub sein, um Personen zu empfangen, die mich interviewen oder aus anderen Gründen treffen wollten, und hinauf galt es, nach Hause zu eilen und bis 7 Uhr umgekleidet zu sein, weil dann abermals ein Automobil wartete, um mich zu einem privaten „dinner“ oder einem großen Bankett zu fahren, insoweit das Ehepaar Leach nicht, wie es ziemlich oft geschah, einen Mittag in seinem Heim mit einer größeren oder kleineren Zahl von Gästen veranstaltete.

Das Ergebnis von alledem war, daß ich New York sozusagen von hinten angefangen zu sehen bekam, d. h. in entgegengesetzter Richtung, wie es andere Reisende, die mehr sich selbst überlassen sind, zu tun genötigt sind. Ich begann mit dem Familienleben und den Klubs und hatte, als ich am 10. Mai zum erstmalig New York verließ, um Ende Juni dorthin zurückzukehren, bloß einmal ein Restaurant besucht, und zwar anläßlich eines Frühstückes, das ich selbst gab. Es ist jedoch klar, daß dies meine Arbeit in hohem Grade erleichterte und mich rasch in die Verhältnisse eindringen ließ.

Unterdessen knüpfte ich eine Menge wertvoller Bekanntschaften an und machte vor allem eine Rundtour bei den führenden Männern der Hochfinanz.

Bei einem von der schwedischen Handelskammer in New York für mich am 8. Mai gegebenen Frühstück im Hotel Astor hatte ich Gelegenheit, in einer englisch gehaltenen Rede den Zweck meines Besuches in den Vereinigten Staaten darzulegen, der darin bestand, einen Eindruck von der Entwicklung zu bekommen, wie man sie in den Vereinigten Staaten während der nächsten Jahre in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht erwarten konnte. Ich ging dabei von dem Gesichtspunkt aus, daß die Vereinigten Staaten unter denjenigen Großmächten, die am Kriege teilgenommen hatten, die unabhängigsten seien; sie standen trotz allem gewissermaßen über und außerhalb der europäischen Interessensphäre, und man durfte also hier die Lage objektiver beurteilen können. Besonders die Neutralen hatten nach meiner Ansicht ein großes Interesse daran, sich in diesem Punkte zu orientieren. Die Vereinigten Staaten haben durch den Krieg auch ungeheure Summen verdient; und die Entwicklung in Europa kann nicht umhin, in höherem oder geringerem Grade von denjenigen Richtlinien abhängig zu werden, die sich in nächster Zukunft in der amerikanischen Politik und Wirtschaft geltend machen werden.

Die Hochfinanz kann in New York studiert werden und die hohe Politik in Washington; es gehörte zu meinem Plan, beides zu tun. Außerdem aber galt es auch, einen Eindruck von dem großen Lande in seiner Gesamtheit und von seinen kulturellen Möglichkeiten zu erhalten, sowie sich eine Vorstellung darüber zu bilden, inwieweit es in den Vereinigten Staaten noch unausgenutzte natürliche Quellen zur Ausbeutung gab. Ich hatte schon, bevor ich reiste, das Gefühl, daß der Schlüssel zur Lösung des Rätsels der Zukunft an der Küste des Stillen Ozeans zu suchen sei, daß dort eine noch unentwickelte Welt liege, und ich hatte deshalb von Anfang an meinen Reiseplan



so angelegt, daß ich wenigstens einige Wochen in den Staaten westlich der „Felsigen Berge“ zubringen konnte.

Meine Intuition hat mich in diesem Falle nicht betrogen; ich hoffe, im folgenden Beobachtungen und Erfahrungen hierüber niederlegen zu können, die vielleicht sehr überraschend wirken dürften, die aber nach meiner Ansicht von entscheidender Bedeutung werden müssen, wenn es sich darum handelt, das Horoskop für die Zukunft zu stellen.

Um aber nun bei New York zu bleiben: ich kam dort mit einer größeren Zahl der ersten Finanzleute in Berührung. Ich möchte erwähnen, daß ich mich absichtlich auf die Bankwelt konzentrierte und meine dort gesammelten Eindrücke durch Gespräche mit führenden Politikern und einigen hervorragenden Männern der Presse vervollständigte. Diese Konzentration oder, wenn man so will, Einseitigkeit ging nicht auf irgendeinen Zufall oder eine Laune zurück, sondern sie entsprang der Überzeugung, die lange praktische Erfahrung mir beigebracht hatte, daß nämlich diejenigen Personen, die auf Grund ihrer Beschäftigung in der Regel die beste Übersicht über die Quellen und Entwicklungsmöglichkeiten eines Landes haben, die Bankleute, Politiker und Männer der Presse in führender Stellung sind. Von ihnen sind die Politiker die am wenigsten zuverlässigen, da ihr Blick oft genug durch parteipolitische Rücksichten in bedenklicher Weise getrübt wird. In allen anderen Berufsgruppen der modernen Gesellschaft außer den genannten werden die Menschen leicht zu sehr zu Spezialisten; man trifft auch in diesen Gruppen hervorragende und geniale Individuen, aber ihnen fehlt, wie es ja ganz natürlich ist, der sichere, zusammenfassende Blick für die Verhältnisse, den eine tägliche und notgedrungene Beschäftigung mit den großen, die Gesamtheit berührenden Fragen oder wichtigen Kreditproblemen mit sich führen muß. Dies ist als eine kleine Erklärung für die Methode gedacht, die ich während meiner Studienreise soweit wie möglich zur Anwendung brachte.

Unter den Finanzmännern, mit denen ich während meines Aufenthaltes in New York in nähere Berührung kam, mögen folgende genannt werden: Mr. Paul M. Warburg, einer der Organisatoren der Federal Reserve Bank, die unserer Reichsbank entspricht, und einer der hervorragendsten Finanzexperten der Vereinigten Staaten, der früher einer der Leiter der großen Bankfirma Kuhn, Loeb & Co. war, Mr. Pierre Jay, Chef der New-Yorker Abteilung der Federal Reserve Bank, der früher erwähnte Mr. Thatcher Magoun Brown, Mr. Franklin Butler Kirkbride, der Besitzer der Bankfirma gleichen

Namens, Mr. John Henry Hammond, ein hervorragender Geschäftsjurist und Teilhaber der Firma Brown Brothers & Co., Mr. H. D. Gibson, Präsident der National Liberty Bank, Mr. Maurice F. Bayard, sowie Mr. Alexander V. Ostrom, der letztere schwedischer Abstammung, die beiden letzteren Vizepräsidenten der selben Bank.

Nun geht es ja aber immer so, daß man sich zuletzt, wenn man auch noch so viele Menschen trifft — und ich habe mir hier nur erlaubt, einige wenige von den vielen zu nennen — einer besonderen Gruppe enger anschließt. Diese Gruppe wurde für mich The National City Bank of New York, vielleicht gegenwärtig das bedeutendste private Bankinstitut der Vereinigten Staaten, das einen kolossalen Einfluß besitzt, ich möchte sagen nicht nur finanziell, sondern auch sozialwirtschaftlich durch seine große wirtschaftliche Aufklärungstätigkeit, die durch ausgezeichnete monatliche Veröffentlichungen betrieben wird.

Unter den leitenden Männern dieser Bank will ich vor allem den Vizepräsidenten F. C. Schwedman sowie den Vizepräsidenten und leitenden Direktor der Tochtergesellschaft dieser Bank: The National City Company, Mr. Hugh B. Baker, nennen. Eine weitere interessante Bekanntschaft war auch der Vizepräsident der Bank, Mr. George E. Roberts, der Vorstand der Informationsabteilung der Bank und ein hervorragender Nationalökonom.

In diesem Zusammenhang ist es mir eine angenehme Pflicht, meine Dankbarkeit für alles auszusprechen, was geschah, um meine Arbeit zu erleichtern. Besonders möchte ich hervorheben, daß man mir beinahe überall mit der größten Bereitwilligkeit auch die wichtigsten heimlichen Geschäftsdokumente und das statistische Material zur Verfügung stellte, das für mich zum Studium von Bedeutung sein konnte, um ein richtiges Bild dessen zu erhalten, was ich zu wissen wünschte.

Aber ich will zu meinen allgemeinen Eindrücken aus New York zurückkehren, bevor ich in einem weiteren Artikel meine Erfahrungen von der Finanzwelt New Yorks wiedergebe. Schon hier mag jedoch erwähnt werden, daß ich dabei dem Grundsatz folgen werde, daß ich in den einzelnen Fällen nicht angeben kann, welche von meinen Gewährsmännern die eine oder andere Äußerung getan haben, da meine Gespräche immer als vertraulich angesehen wurden, außer in den Fällen, wo die betreffenden Persönlichkeiten auch öffentlich dasselbe gesagt haben, was sie mir gegenüber persönlich äußerten.

Ich traf in New York auch viele andere Persönlichkeiten, besonders



aus der gelehrten, literarischen, künstlerischen und publizistischen Welt. In der Zeitungswelt erlebte ich zunächst eine kleine Enttäuschung. Die Interviews mit mir, die am Tage nach meiner Ankunft veröffentlicht wurden, las ich, wie ich nicht bestreiten kann, mit einem gewissen Staunen. Sie enthielten nicht viel von dem, was ich wirklich gesagt hatte, wohl aber eine Menge andere Sachen. Mehrere von ihnen mündeten in eine scharfe Betonung der Notwendigkeit einer kräftigen Hilfe von seiten Amerikas für den Wiederaufbau Europas aus; es gelte, den Kampf gegen den Bolschewismus ernstlich aufzunehmen, und es wurde hervorgehoben, daß hierbei vor allem nötig sei, daß Amerika Deutschland für den Wiederaufbau seiner Industrie und Produktionsfähigkeit finanzielle Unterstützung gewähre. Über all das hatte ich mich absichtlich nicht geäußert.

Am gleichen Tage sah ich einige Interviews mit einem anderen Mann, der auch auf der Mauretania war, nämlich dem früher erwähnten Filmdirektor W. A. Brady, und zu meiner Verwunderung entdeckte ich, daß ihm genau die gleichen Worte, die ich geäußert haben sollte, in den Mund gelegt wurden. Ich bekam hierdurch und durch andere ähnliche Beispiele die Vorstellung, daß sich die amerikanischen Zeitungen nicht darum kümmern, was der Interviewte zu sagen hat. Der Inhalt ist im voraus gegeben — der Interviewte muß ganz einfach aussprechen, was die Zeitung an dem betreffenden Tage über eine gewisse Frage gesagt haben will. Der Zweck ist zweifellos, beim Publikum die Vorstellung zu erwecken, daß die Ansichten der Zeitung in dem betreffenden Fall von allen Personen geteilt werden, die eine Kompetenz haben könnten, sich zu äußern. Spätere Erfahrungen korrigierten jedoch bis zu einem gewissen Grade diese Auffassung.

Die am besten geleitete tägliche Zeitung in New York schienen mir „New York Times“ zu sein. In politischer Hinsicht spielen in Amerika die Wochenzeitungen eine große Rolle. Viele von ihnen sind ausgezeichnet redigiert. So in New York: „The Nation“, „The Freeman“, „The New Republic“, in San Francisco: „The Argonaut“ und mehrere andere.

Ich traf eine Menge von Männern und Frauen verschiedener gesellschaftlicher Stellung und Tätigkeit, die mir bei der Durchführung meiner Aufgabe von großem Nutzen waren. Alle diese auch nur annähernd aufzuführen, wäre unmöglich. Ich muß mich darauf beschränken, einige wenige zu nennen, mit denen ich in nähere Berührung kam und von denen ich in der einen oder anderen Hin-

sicht Aufschlüsse von größerem Interesse erhielt. U. a. lernte ich den Gründer einer wichtigen Unternehmung kennen, nämlich der American Balsa Company Inc., die die südamerikanische Baumart Balsa ausbeutet, bei der das leichteste Holz der Welt zu gewinnen ist. Dasselbe wiegt wenig mehr als Kork, kann aber durch eine im Besitze der Gesellschaft befindliche patentierte Methode so bearbeitet werden, daß es dem Wasser und der Verwitterung widersteht, und hat eine größere Tragkraft als Tannenholz. Es läßt sich sägen, hobeln und behauen genau wie anderes Holz und hat besonders in der Aeroplan-Industrie sowie in Form von Platten zu Isolierungszwecken und zur Herstellung von Rettungsmaterialien auf Schiffen oder von Reliefkarten und anderen ähnlichen Dingen verbreitete Anwendung gefunden.

Auch von den führenden Männern der Filmindustrie traf ich einige wichtige Vertreter.

Ich muß ferner Dr. Robert E. Lee nennen, dem ich Dank schulde. Er ist als hervorragender Kenner von Strindberg bekannt, und arbeitet gegenwärtig an einer großen Strindberg-Biographie. Unter seiner Führung besuchte ich mehrere der öffentlichen kulturellen Institutionen und Museen von New York. Unser erster Besuch galt The Public Library, einem riesigen Gebäude, das an der Westseite der 5. Avenue zwischen der 40. und 42. Straße liegt. Das Gebäude, das aus Vermont-Marmor im französischen Renaissancestil errichtet ist, kostete seinerzeit ungefähr 9 Millionen Dollar. Bezüglich der Verwaltung mag bemerkt werden, daß die Bibliothek wie die meisten amerikanischen sozialen und kulturellen Institutionen ein Board of Trustees, d. h. eine Leitung von Privatpersonen mit beratender Befugnis, hat, die auch dafür tätig ist, bei Gelegenheit durch neue Schenkungen Kapital zu beschaffen. Das jährliche Budget ist nach unseren Verhältnissen riesig und beläuft sich auf 900000 Dollar, dabei ist aber zu beachten, daß der Bibliothek sehr wenige Bücher geschenkt werden, sondern daß sie sich beinahe alles auch von amerikanischer Literatur kaufen muß. Die amerikanischen Buchdrucker und Verleger liefern zwei Exemplare jeder neuen Publikation an die Kongreßbibliothek in Washington, aber keine weiteren für andere Bibliotheken.

Die Einrichtung ist wie gewöhnlich in Amerika sehr praktisch. Alles geht mit Maschinen, die Bestellungen werden durch Rohrpost weitergegeben und die Bücher auf kleinen elektrischen Eisenbahnen von ihrem Platz in die Räumlichkeiten befördert, wo sie bestellt worden



sind. Im übrigen ist die Einrichtung prachtvoll, und vor allem besitzt The Board of Trustees ein großartiges Versammlungslokal.

Ein Eindruck, den man bei den meisten öffentlichen amerikanischen Institutionen erhält, ist der, daß alles geschieht, um die Institutionen so praktisch, leicht zugänglich und instruktiv wie möglich zu machen. Oft sind sie mit einer Unterrichtsanstalt verbunden, in unserem Falle mit einer mehrjährigen Schule zur Ausbildung von Bibliotheksbeamten, die jedoch, soweit ich sehen konnte, meistens von Damen zur Ausbildung für untergeordnete Stellen besucht war. Die Bibliothek hat ihre eigene Druckerei, wo alle ihre Veröffentlichungen gedruckt werden, und außerdem eine große Buchbinderei, wo alle bei der Bibliothek einlaufenden Bücher eingebunden werden. Ferner mag erwähnt werden, daß eine besondere Abteilung der Bibliothek für Kinder bis herab zum Alter von sechs bis sieben Jahren bestimmt ist, und deren Einrichtung ist an und für sich schon eine Sehenswürdigkeit.

Das Gebäude enthält auch Ausstellungslokale, welche sicherlich dazu bestimmt sind, mehr Publikum in die Bibliothek zu locken. Diese werden für Ausstellungen verschiedener Art verwandt, die irgendwie mit der Buchindustrie oder der Reproduktionskunst in Zusammenhang stehen. Bei meinem Besuch fand in einem Saal eine Ausstellung englischer Malerei aus dem 18. Jahrhundert, in einem anderen eine Ausstellung moderner amerikanischer Radierungen statt.

An einem anderen Tage wurde ich in meiner Wohnung wieder von Dr. Robert E. Lee abgeholt, der mir als Führer auf einer kleinen Wanderung durch American Museum of Natural History diente, eine in jeder Hinsicht großartige Institution, die eine zoologische und eine ethnographische Sammlung von bedeutendem Umfang umfaßt.

Wir konzentrierten uns auf drei Abteilungen. Die erste umfaßte die jetzt lebenden Indianerstämme, die zweite die mexikanische und zentralamerikanische Kultur zur Zeit der Entdeckung Amerikas und die dritte die peruanische Kultur der gleichen Zeit.

Die jetzt lebenden Indianerstämme zerfallen in zwei Hauptgruppen. Die erste Gruppe lebt von der Jagd, früher hauptsächlich von der Büffeljagd; diese Gruppe umfaßt die sogenannten Rothäute, die in der ganzen Welt aus Coopers Romanen bekannt sind. Diese Indianer sind ein nomadisierendes Kriegervolk, eine aussterbende Rasse, die auf gewisse Gebiete des westlichen Mississippi zurückgedrängt lebt. Die zweite Gruppe ist von viel größerem Interesse;



**George J. Baldwin**

leitender Direktor der „International American Corporation“





Fifth Avenue, Hauptgeschäftsteil



Broadway bei Times Square  
Rechts Hotel Astor

sie ist seßhaft und zeigt ganz im Gegenteil Anzeichen der Vermehrung.

Diese letztere, nicht nomadisierende Gruppe ist durchaus unkriegerrisch und lebt nach einer Gesellschaftsordnung, die auf einer Art Kluborganisation basiert. Sie wohnt hauptsächlich in Arizona und im südlichen Kalifornien. Die zuerst genannte Indianergruppe, die in Zelten wohnt, verfertigt nur primitive Lehmgefäße und geht in Häuten gekleidet. Die seßhaften Indianer dagegen haben eine ziemlich hoch entwickelte Heimindustrie. Sie treiben Schafzucht, weben Stoffe aus Wolle und Baumwolle in pittoresken Mustern und treiben eine von nicht geringer Kunstfertigkeit zeugende Lehmindustrie. Sie leben in Ziegelhäusern, die sie auf hohen Hügeln bauen. Ihre Dörfer gleichen mit ihren schmalen Straßen, weißen Wänden und flachen Dächern stark italienischen Bergstädten. Es ist kennzeichnend für diese Stämme, daß bei ihnen noch das Matriarchat herrscht; d. h. es ist die Mutter, die hier das Oberhaupt der Familie bildet. Der Familienname und die Kinder gehören ihr. Eigentümlich ist auch die Arbeitseinteilung, indem die Frauen Lehmgefäße anfertigen und das Vieh besorgen, während die Männer hauptsächlich am Webstuhl beschäftigt sind. Die Frauen verfügen über die auf der einen Seite der Straße stehenden Häuser, wo sie ihre Klub- und Versammlungslokale haben. Die unverheirateten Männer wohnen auf der anderen Seite der Straße in primitiveren Wohnstätten unter der Erde. Wenn ein Mann sich verheiratet, zieht er hinauf in das Haus der Frau. Stirbt die Frau, so muß er wieder unter die Erde übersiedeln; in gleicher Weise geht es bei Scheidungen, die manchmal vorkommen.

Das Museum besitzt auch überaus wertvolle Sammlungen von den alten Kulturen in Mexiko und Zentralamerika aus der Zeit vor der Entdeckung des Landes durch die Spanier.

An einem der nächsten Tage besuchte ich The Metropolitan Museum of Art, das größte Kunstmuseum New Yorks, das an der 5. Avenue im Central Park liegt. Der Eindruck war durch den Reichtum der Sammlungen imponierend. Besonders die ägyptischen sollen in ihrer Art die besten der Welt sein und können sich vielleicht sogar mit den entsprechenden Kunstschätzen im Britischen Museum messen. Was von den Gemäldesammlungen am meisten in Erstauen setzte, war die von einem Kaufmann Altmann — dem Gründer einer der größten Department Stores, d. h. Warenhäuser, in New York — geschenkte Rembrandt-Sammlung, die bedeutendste ihrer Art, die sich an einem Platze finden dürfte.

In New York gibt es zwei vollständige Universitäten; die größte



ist Columbia University. Ihr machte ich eines Tages einen Besuch, um auf Einladung von Professor John W. Cunliffe ein wenig Einblick in die Arbeitsmethoden der School of Journalism zu erhalten, die seinerzeit von dem verstorbenen Besitzer von „The World“, dem vielfachen Millionär Joseph Pulitzer, gegründet wurde. Die Schule gehört als eine besondere Fakultät der Universität an; sie wurde am 16. April 1914 eröffnet.

Der Zutritt zur Schule kann nach Erlegung des Examens zum Bachelor of Arts erreicht werden, aber ein zweijähriger vorbereitender Kurs ist in gewissen Fällen hinreichend, obwohl dann ein ergänzendes Examen unumgänglich ist. Hierauf folgt ein zweijähriger Kurs, und danach haben die Studierenden das Recht zum Diplom als Master of Science; der Doktorgrad jedoch kann in dieser Fakultät nicht erworben werden. Ich wohnte einer Unterrichtsstunde bei, in welcher die Anordnung der ersten Seite einer Morgenzeitung diskutiert wurde. Ziemlich viele weibliche Schülerinnen, die während des Krieges eingetreten waren, nahmen teil. In der Klasse, die wir besuchten, war gerade die Reihe an den Damen, zu zeigen, was sie konnten. Auf Grund des an dem betreffenden Tage angekommenen Depeschenmaterials hatten drei Schülerinnen ihren Vorschlag mit Ober- und Unterabteilungen ausgearbeitet, und es war recht amüsant, darüber diskutieren zu hören, welche Nachrichten die größte Überschrift erhalten sollten. Das Hauptinteresse des Tages konzentrierte sich auf eine Hochzeit, die am gleichen Tage in New York stattfand; es verheiratete sich nämlich ein Mitglied der Familie Vanderbilt mit irgendeiner Millionärstochter. Sämtliche schienen der Ansicht zu sein, daß diese Hochzeit, zu der 3000 Gäste geladen waren, vom Standpunkt des Zeitungsmannes das wichtigste Ereignis des Tages sei. Die Konferenz von San Remo oder ähnliches kam an zweiter oder dritter Stelle.

Die Schüler stimmten darüber ab, wer die beste Lösung gefunden hätte; derjenige, der die meisten Stimmen erhielt, hatte den Tagespreis gewonnen, nämlich eine Ananas.

Diese Besuche von öffentlichen Einrichtungen und Institutionen spielten sich sozusagen meistens in den freien Stunden ab, denn die Tage und Nächte waren im übrigen ganz durch Empfänge, Frühstücke und Bankette, von denen die meisten in Gesellschaft von Damen stattfanden und nicht selten nach allen Reden und aller Politik durch einen kleinen Tanz ihren Abschluß fanden, in Anspruch genommen.

Im Vorbeigehen möchte ich einige Worte über das „Alkohol-

verbot“\*) sagen und dabei erwähnen, daß man anfangs den Eindruck bekam, als werde das Verbot sehr streng durchgeführt. Eine genauere Erfahrung modifizierte diese Ansicht später in gewissem Grade. Aber auf jeden Fall wurde in öffentlichen Lokalen niemals direkt Alkohol, weder Wein, noch Whisky oder Likör, serviert. Auch die offiziellen Bankette waren „trocken“, aber das Verbot wurde bei ihnen in gewissem Grade dadurch umgangen, daß die Gäste ihren eigenen Vorrat an Alkohol mitbrachten. Bei Veranstaltungen in Familien wurden in der Regel Wein und Spirituosen im Überfluß genau wie in Europa serviert.

Eine Schilderung all der Bankette, zu denen ich eingeladen war, würde meine Leser sicherlich sehr ermüden. Ich will daher nur von einem Bankett erzählen, nämlich dem 48. Jahresdinner des New York Presse-Club im Hotel Astor, das in den üblichen Formen verlief.

Ich nahm zum erstenmal an einer solchen Veranstaltung teil und fand diese wirklich für einen Europäer in ihrer Art einigermaßen überraschend. Das Mittagessen wurde im sogenannten Ball Room des Hotel Astor eingenommen. Der Saal war mit amerikanischen Flaggen geschmückt und in dunkelrotem Licht gehalten, das manchmal gewaltsam durch Scheinwerfer unterbrochen wurde. Man hatte an kleinen Tischen gedeckt und, wie es bei allen großen Banketten in den Vereinigten Staaten üblich ist, für die Redner des Abends, die sogenannten Ehrengäste, einen langen Tisch auf der Estrade aufgestellt. Die letzteren waren im ganzen fünfzehn. Präsident war Mr. John A. Hennessy. Es gehört zu den amerikanischen Gewohnheiten, zuerst zu essen und nachher Reden zu halten — genau wie man vormittags zuerst frühstückt und dann, oft am Tische sitzend, Konferenzen abhält. Hier aber zeigte sich noch eine andere charakteristische Sitte: Am Mittagessen nahmen keine Damen teil, sie hatten statt dessen auf der Tribüne Platz genommen, die von eleganten Damen besetzt war, deren Aufgabe darin bestand, zuzuschauen, während ihre Männer aßen. Sie erhielten zwar Tee und Butterbrote, aber es gehörte doch eine engelhaftige Geduld dazu, während des ganzen Mittagessens unbeweglich dazusitzen und nachher endlose Reden anzuhören, die sehr selten etwas Amüsantes enthielten. Überhaupt ist die Geduld des amerikanischen Volkes in der Hinnahme von langen Reden, Predigten oder langweiligen Theaterstücken ohne Inhalt erstaunlich. Aber das ist ein Kapitel, auf das ich später wieder zurückkommen werde.

---

\*) S. Kap. 16.



Es war angekündigt worden, daß bei dem Dinner mehrere Kandidaten für die diesjährige Präsidentenwahl reden würden.

Die Vorstellung begann. Wir aßen ein sehr langes Dinner, bei dem es nur in einer Bowle etwas Alkohol gab. Aber man konnte auch bei dieser höchst offiziellen Veranstaltung beobachten, wie eine große Anzahl von Silberetuis verschiedener Gestalt und verdächtigen Inhalts rings um den Tisch wanderte. Man konnte sogar sehen, daß der eine oder andere Gentleman nach dem Dinner sich in einem Zustand befand, der nicht unbedingt als „trocken“ bezeichnet werden konnte. Es gab eine Menge Musik, vor allem „The Star Spangled Banner“, abwechselnd mit Foxtrotmelodien, Ehrenbezeugungen für die amerikanische Fahne, Kinoaufnahmen, politischen Reden und Varieténummern, darunter ein Herr, der sehr sentimentale Musik auf einer gewöhnlichen — Säge machte.

Das Programm hätte nicht leicht noch gemischerter sein können. Wir hielten bis gegen 1 Uhr nachts aus, begaben uns dann aber in ein sog. Nightshow — Reisenweber am Columbus Circle —, um ein etwas froheres Gegengewicht zu bekommen. Der „Freudenvater“ hatte in hohem Grade die ungenierte amerikanische Familiarität erworben, setzte sich an unseren Tisch und schlug vor, uns für einen der nächsten Tage zu einem „drive“ durch New York einzuladen, etwas, das uns unleugbar überraschte.

Abwechselnd mit leicht gekleideten Berufstänzerinnen tanzte das Publikum, das nicht das allerfeinste war, mit unerhörter Begeisterung, besonders Chimmy, einen für uns recht merkwürdigen Tanz, bei dem der Tanzende eine Zeitlang auf ein und demselben Platze balanciert, um dann mit wiegenden Bewegungen einige kurze Schritte nach vorne zu machen.

### III. KAPITEL

#### Das finanzielle Problem des Friedens

Die Phänomene der Nachkriegszeit in ihrem Verhältnis zu der wirtschaftlichen Lage des Jahres 1920. — Die Papierinflation und die verringerte Transportfähigkeit. — Die Hochfinanz und Amerikas Hilfe für Europa. — Widerstand gegen den Völkerbund und Sympathien für eine Revision des Friedens. — Soziale Befürchtungen und kommerzielle Hoffnungen. —

Spricht man mit einem Europäer über den jetzigen wirtschaftlichen Zustand in den Vereinigten Staaten und erklärt ihm, daß dort große Geldknappheit, Teuerung und hoher Zinsfuß herrschen, so begegnet einem oft die erstaunte Frage: „Aber wo ist denn all das Geld, das die Vereinigten Staaten während des Krieges verdient haben, hingekommen?“ Die Frage dürfte um so berechtigter erscheinen, als die Bilanz des Außenhandels bei den Vereinigten Staaten noch immer stark aktiv ist.

Mir liegen die offiziellen Zahlen für den Außenhandel der Vereinigten Staaten bis zum 1. Juni 1920 für das Finanzjahr vom 1. Juli 1919, also für 11 Monate, vor.

Der ganze Umsatz weist ein Saldo zugunsten Amerikas in der Höhe von 2788 Millionen Dollar, für den Mai allein in der Höhe von 300 Millionen Dollar auf. Im Vorbeigehen mag darauf hingewiesen werden, daß dieser große Ausfuhrüberschuß vor allem auf Rechnung des Handels mit Europa und in jedem Fall des Handels über den Atlantischen Ozean zu setzen ist. Der Handel an der Küste des Stillen Ozeans hat demgegenüber bisher zu einem negativen Ergebnis geführt. \*)

Man könnte nun annehmen, daß der große Ausfuhrüberschuß, mit dem wir es jetzt zu tun haben, zur Folge haben müßte, daß innerhalb des Landes ein großer Überfluß an Geld entsteht. Daß jedoch gerade das Gegenteil der Fall ist, hängt von einer ganzen Reihe ziemlich komplizierter Ursachen ab. Die Situation ist noch zu unübersichtlich und so stark von Nachkriegsphänomenen verwickeltster Art beeinflußt, daß es bisher wohl noch niemand ge-

\*) S. Kap. 15.



lungen ist, einen vollständigen und deutlichen Überblick über die Verhältnisse zu erhalten. Bevor ich mich auf irgendwelche Erklärungsversuche einlasse, dürfte es nötig sein, eine kurze Übersicht über die Wirtschaftsgeographie, die Bevölkerungsverhältnisse und die Wirtschaftspolitik der Vereinigten Staaten im allgemeinen zu geben.\*)

Der Flächeninhalt der Vereinigten Staaten ist ungefähr 50% größer als der des europäischen Rußland, 15 mal so groß wie das Deutsche Reich und 25 mal so groß wie Großbritannien. Abgesehen von Alaska hatten die Vereinigten Staaten nach der Volkszählung des Jahres 1910 nur 92 Millionen Einwohner, während sie, wenn sie ebenso dicht bevölkert wären wie das europäische Rußland, ungefähr 200 Millionen Einwohner zählen könnten; wenn Raum- und Bodenschätze ebenso gut ausgenützt würden wie in Deutschland, könnte dort ungefähr 1 Milliarde Menschen leben.

Betrachtet man die einzelnen Staaten, so sind nur vier der kleinsten, nämlich Massachusetts, New Jersey, Connecticut und New York, nach europäischen Begriffen annähernd dicht bevölkert, diese aber machen zusammen nur den 150. Teil des ganzen Territoriums aus. Massachusetts hatte nach der Zählung von 1910 418,8 Einwohner auf der englischen Quadratmeile und New York 191,2; betrachtet man aber z. B. die an Naturschätzen so überaus reichen Staaten der Westküste, so begegnet man erstaunlich geringen Zahlen, nämlich für Kalifornien 15,5 per Quadratmeile, für Oregon 7 und für Washington 17,1.

Kalifornien hat einen Flächeninhalt, der um weniges kleiner ist als der Schwedens, aber es hat nicht mehr als ungefähr 3 Millionen Einwohner, während es zehnmal soviel ernähren könnte. In Schweden treffen auf eine englische Quadratmeile 33,5 Personen. Die Volksdichtigkeit ist also in Schweden mehr als doppelt so groß wie in Kalifornien.

Was die Vermehrung der Bevölkerung während der letzten hundert Jahre anbelangt, kann erwähnt werden, daß die Vereinigten Staaten im Jahre 1821 9,6 Millionen Einwohner, 1911 dagegen 92 Millionen Einwohner hatten. Die entsprechenden Zahlen für Großbritannien sind 21 und 45 Millionen. Der Zuwachs war in den Vereinigten Staaten in hohem Grade durch die Einwanderung bestimmt, welche durch die Lockung motiviert wurde, die die reichen, unausgebeuteten Naturschätze des Landes ausübten. Es war leicht, auf der jung-

---

\*) Vergl. u. a. J. Ellis Barker: "Economic Statesmanship", second Edition, London, John Murray, 1920, 373 u. ff.

fräulichen Erde seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Damit aber ein solcher Zustand fortdauern konnte, war es erforderlich, daß die Naturschätze in planmäßiger Weise ausgenützt wurden und daß das nötige Gleichgewicht zwischen der Produktion von Nahrungsmitteln und Industrie-Erzeugnissen erhalten blieb, sowie daß mit den Naturschätzen hausgehalten wurde, damit nicht eines Tages die Wälder abgefrostet, die Schachte geleert und die Äcker durch allzu expansive Ausbeutung ausgesogen waren.

Gegen die wünschenswerte Planmäßigkeit haben die Vereinigten Staaten arg gesündigt, was nicht so zu verstehen ist, daß sich diese Fehler nicht für die Zukunft wieder gut machen lassen, sondern vielmehr so, daß man sich für unermesslich reich hielt und gedankenlos die Vorräte verschwenden zu können glaubte. So ging man weiter und suchte die Konjunktur des Tages ohne Rücksicht auf den morgigen Tag bis zum äußersten auszunützen. Man trieb in derjenigen Branche, in der es sich zufällig am besten zu arbeiten lohnte, die Produktion auf die höchste Stufe und verlor das Gefühl für Proportionen und eine vernünftige Rücksicht auf das Allgemeine. Mit dem Hereinbrechen des modernen Industrialismus konzentrierte man alle Kräfte darauf, aus ihm den größtmöglichen Vorteil zu ziehen; die Landwirtschaft aber vermochte mit der industriellen Entwicklung nicht gleichen Schritt zu halten. Seit 1860 hat sich die Einwohnerzahl in den Vereinigten Staaten verdreifacht; bis zum Kriegsausbruch 1914 hatte die Landwirtschaft es annähernd vermocht, mitzufolgen, aber zugleich hatte sich die Eisen- und Kohlenproduktion um das Vierfache und die Kupferproduktion um nicht weniger als das Achtefache vermehrt.

Die Getreideproduktion steigerte sich jedoch nicht im gleichen Maße, in dem der unbebaute Boden dahinschwand. Die Rettung liegt in einem Übergang zu intensiverer Landwirtschaft; aber dieser Ausweg ist bisher nur in einigen wenigen Staaten beschritten worden, während in anderen der Zustand noch völlig primitiv ist. Die Folge war u. a. ein Niedergang des Ausfuhrwertes von Getreide und Fleisch, wobei dieser Niedergang in dem letzteren Fall mit einer absoluten Verringerung des Viehbestandes zusammenhängt. Die Ausfuhr von Getreide belief sich im Jahre 1902 auf einen Wert von 213 Millionen Dollar, war aber 1912 auf 124 Millionen Dollar gesunken. Der Wert der Ausfuhr von Fleisch und Meiereiprodukten hatte sich in der gleichen Zeit von 200 auf 156 Millionen Dollar verringert. In der Periode von 1907 bis 1912 war der Viehbestand von 73 auf 58 Millionen Stück gesunken,



Daß die Landwirtschaft intensiver gestaltet werden muß, geht vor allem aus dem Umstand hervor, daß der Ertrag per Hektar in den Vereinigten Staaten sehr gering ist. Das statistische Material, das mir zugänglich ist, stammt aus der Periode von 1897 bis 1906, und man sieht daraus, daß der Ertrag während dieser Zeit durchschnittlich nur 13,5 Bushels per Hektar gegen z. B. 32,2 in England und 28 in Deutschland ist.

Die zunehmende Bedeutung der Industrie für die Wirtschaft der Vereinigten Staaten im Verhältnis zur Landwirtschaft ist sehr auffällig: der Herstellungswert sämtlicher Industrieprodukte betrug z. B. nach der Schätzung für das Jahr 1910 21 Milliarden Dollar, während zur gleichen Zeit der Wert sämtlicher landwirtschaftlicher Produkte nur auf rund 9 Milliarden Dollar berechnet wurde.

Dies alles hat sich bis 1914 ungefähr das Gleichgewicht gehalten; nach Kriegsausbruch aber und besonders seit dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg im Jahre 1917 verschlimmerte sich die Situation sehr rasch. Nun konzentrierten sich alle Kräfte auf die Industrie, und alle Rücksichtnahme wurde zugunsten der nationalen Gesichtspunkte in den Hintergrund gestellt. Es galt Soldaten zu beschaffen und zugleich die industrielle Produktion in gewissen Zweigen zur höchsten Potenz zu entwickeln. Die Folge war u. a. eine erhebliche Erschwerung der Lebensmittelproduktion, während die Nachfrage nach Nahrungsmitteln in der ganzen Welt wuchs. Ganz natürlicherweise kam es zu einer unerhörten Steigerung der Lebensmittelpreise. Zugleich vermehrte sich infolge der hohen Arbeitslöhne und teilweise infolge des Alkoholverbotes, das zu einem gesteigerten Verbrauch gewisser Nahrungsmittel, wie z. B. von Zucker, führte, die Konsumtion der Lebensmittel per Kopf recht erheblich, und es ging in mehreren der zur Union gehörenden Staaten so weit, daß man Getreide und Meiereiprodukte vom Ausland einführen mußte.

Die Arbeiter in den Städten wurden zum Frontdienst eingezogen, aber es mußte Ersatz beschafft werden, und so mußte man dazu schreiten, Neger oder Söhne von Farmern in die Städte zu holen, die nun in Scharen nach den Fabrikzentren einwanderten und dort blieben. Vielerorts kam es zu einer förmlichen Entvölkerung der ländlichen Gebiete, und da zugleich die Einwanderung vom Auslande aufhörte, konnte ein Ersatz für die landwirtschaftlichen Arbeiter nicht gefunden werden. Die Farmer verfügten immer weniger über regelmäßige Arbeitskraft. Den Saisonarbeitern mußten sie bis zu 25 Dollar am Tage bezahlen, wenn solche überhaupt zu bekommen waren. All dies trug dazu bei, die Lebenskosten zu steigern,



New Yorks höchster Wolkenkratzer  
Woolworth Building





Paul Warburg



Fifth Avenue, vornehmer Teil

die Löhne hinaufzutreiben und Papierinflation und Geldknappheit zu schaffen. Dazu kam, daß sich die Industrie während des Krieges sehr einseitig in gewissen Richtungen entwickelte, während andere Zweige künstlich zurückgehalten wurden. Als dann der Waffenstillstand kam, meldete sich auf vielen Gebieten eine Nachfrage, die nicht befriedigt werden konnte. In zahlreichen Fällen gab es überhaupt keine Waren, in anderen konnten sie nur zu unsinnigen Preisen beschafft werden; dazu kam noch als das Schlimmste von allem die Verschlechterung des Verkehrswesens. Die Eisenbahnen hatten während des Krieges unter der Verwaltung des Staates gestanden, und als sie in die Hände der einzelnen Besitzer, d. h. der großen Eisenbahngesellschaften, zurückgegeben wurden, befanden sie sich in einem traurigen Zustand. Das Material war unter der schlechten Staatsverwaltung verbraucht worden und mußte erneuert werden. Es ergab sich von selbst, daß die Verkehrsmöglichkeiten unter solchen Umständen bedeutend geringer sein mußten. Wollten die Konsumenten bei der herrschenden Knappheit an Waren und den steigenden Preisen kaufen, reichten nun die Zahlungsmittel nicht mehr aus, und man schritt anfangs zu dem gewöhnlichen, aber wenig empfehlenswerten Notmittel, mehr Scheine zu drucken. Das war eine Art, künstliche Kaufkraft zu erzielen, welche die Lage nur erschweren konnte.

Man kann sich vielleicht so ausdrücken, daß Kaufkraft geschaffen wurde, um Waren zu erwerben, die es nicht gab oder die vom Konsumenten nicht erworben werden konnten, ohne daß anderweitig ein leerer Raum entstand, der nicht ausgefüllt werden konnte.

Ein lehrreiches Beispiel bildet die amerikanische Automobilindustrie, die sich derartig entwickelt hat, daß sie geradezu störend auf andere, für die Gesellschaft als Ganzes wichtigere Gebiete der industriellen Betätigung einwirkt. Zur Zeit meines Besuches in den Vereinigten Staaten hatte die Automobilindustrie auf die gesamte Produktion von Konstruktionseisen und Fensterglas für eine lange Zeit hinaus Beschlag gelegt. Infolgedessen war es zum Beispiel für die Bauindustrie nicht möglich, größere Posten einheimischen Materials von diesen Warengattungen zur Lieferung innerhalb der nächsten Jahre aufzubringen und dies, obwohl die Bautätigkeit wegen der Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt in den meisten Staaten ohnehin schon recht beschränkt war. Es bildete auch den Gegenstand ernster Erwägungen, wie von seiten der Allgemeinheit etwas geschehen könne, um die gewaltige Entwicklung der Automobil-



industrie zu hemmen und die Nachfrage auf diesem Gebiete auf mäßige Proportionen herabzubringen.

Die Bauindustrie war somit sowohl durch die hohen Arbeitslöhne wie auch durch den Umstand, daß ein Teil des notwendigen Materials, wie Eisen und Glas, um von Holz gar nicht zu sprechen, nicht anders als zu Phantasiepreisen aufgebracht werden konnte, gehandikapt.

Es ist klar, daß derartige abnorme Verhältnisse in der Entwicklung das Kapital in einseitiger Weise binden und den Vorrat an Kapital auch für die legitimsten Zwecke verringern.

Nun könnte man vielleicht glauben, daß der unbefriedigten Nachfrage nach Eisen, Glas und Holz wenigstens in bezug auf das Eisen durch vermehrte Produktion abgeholfen werden könnte, was ja technisch nicht unmöglich sein müßte, da die Eisenwerke in den Vereinigten Staaten gleich den meisten dortigen Industrien zur Zeit meines Besuches nur mit etwa 80% ihrer Leistungsfähigkeit gearbeitet haben dürften. Hier aber begegnet man sogleich einigen der größten von allen Schwierigkeiten, nämlich der verringerten Transportfähigkeit der Eisenbahnen und dem Mangel an lebender Arbeitskraft. Die Transportschwierigkeiten sind in der Tat überall der Kernpunkt des Problems. Die Güter können um keinen Preis in größerem Umfang befördert werden, und in gewissen Fällen konnte man sagen, daß es mit dem Gütertransporte überhaupt zu Ende war. Die Folge war, daß der Mangel an Transportmöglichkeiten mehr als irgend etwas anderes zur Papierinflation beigetragen hat und noch immer beiträgt. Denn durch ihn wird teils verhindert, daß die Rohstoffe und Halbfabrikate in genügendem Umfang an die Plätze ihrer Veredelung gebracht werden, teils geschieht es auch, daß die fertigen Waren nicht unmittelbar versandt werden können, sondern bei den Fabriken liegen bleiben und oft sogar in Erwartung einer späteren Lieferung an den Käufer, der natürlich nicht bezahlt, bevor er sie erhalten hat, beliehen werden müssen.

Ein sehr interessantes Beispiel für die schädliche Wirkung der Verkehrsschwierigkeiten liefert der Getreidemarkt. In mehreren großen Getreide produzierenden Distrikten, wie z. B. in Illinois, Wisconsin und Minnesota, lag zur Zeit meines Besuches, also im Mai 1920, die Ernte für 1919 noch zum großen Teil in den Magazinen bei den Farmern. Sie hatte nicht transportiert und daher auch nicht verkauft werden können, und es hieß, daß sie in großem Umfang von den Banken beliehen worden sei. Man rechnete auch damit, daß die Banken, wenn gegen Ende des Sommers die Ernte von 1920 geborgen

sein würde, dazu bereit sein müßten, auch diese Ernte zu finanzieren, ohne daß die Kredite für die Ernte von 1919 abgewickelt seien, oder mit anderen Worten, sie würden gezwungen sein, zwei Ernten auf einmal zu beleihen. In den leitenden Bankkreisen fürchtete man daher die Forderungen, die an die Banken während der Erntezeit des laufenden Jahres gestellt werden würden, sehr und erwartete große Geldknappheit. Es ist sehr leicht möglich, daß diese Befürchtungen übertrieben waren und daß die Farmer, die während des Krieges viel Geld verdient haben, sich nicht in so großem Umfang, wie man es befürchtete, an die Banken zu wenden brauchen; aber es ist jedenfalls eine Tatsache, daß man sowohl in New York wie in Chicago mit dieser doppelten Erntebeleihung als einem sehr ungünstigen Umstand rechnete. Es zeigt sich hier also in voller Klarheit, wie die ungenügende Transportfähigkeit der Eisenbahnen direkt bei der Teuerung mitwirkt und eines der größten Hindernisse für die Erzielung einer Verringerung der jetzigen Papierinflation in den Vereinigten Staaten bildet.

Bei meiner Ankunft in New York Ende April war das Geld dortselbst sehr teuer. Der Diskont betrug mindestens 7%, und gewöhnliche Geschäftswechsel bedingten 8%. Die Darlehensposten zeigten bei zwölf von den dem Federal Reserve Board angeschlossenen Banken eine Vermehrung um 800 Millionen Dollar seit dem letzten Jahr, und da zugleich keine lebhaftere Emissionstätigkeit stattgefunden hatte, mußte diese Vermehrung der Ausdruck für eine Inflation sein, die eng mit den Zuständen zusammenhing, welche ich oben angedeutet habe.

Es ergibt sich die Frage, bis zu welchem Grade diese Knappheit auf der Kreditgewährung an das Ausland und in erster Linie an Europa beruhen konnte. Da ist zunächst zu beachten, daß die Regierung der Vereinigten Staaten den Alliierten — abgesehen von Anleihen, die durch einzelne gegeben wurden — 10 Milliarden Dollar vorgestreckt hat, wovon England 4 Milliarden und Frankreich 3 Milliarden, alles in runden Zahlen, erhielt. Für diese Milliarden werden gegenwärtig keine Zinsen gezahlt, die Renten werden vielmehr zum Kapital geschlagen oder für eine Zeit von zwei bis drei Jahren schwebend gehalten. Sie werden dabei zu 5% berechnet. Den betreffenden Vorschüssen entsprechen in den Vereinigten Staaten die auf Grund des Victory Liberty Loan Act vom 3. März 1919 emittierten und verkauften Obligationen, auf welche die Schatzkammer der Vereinigten Staaten auf jeden Fall an die amerikanischen Besitzer die jährlichen Zinsen auszahlen muß. Es gibt zwei Serien



dieser Liberty-Anleihe; die eine läuft mit  $3\frac{3}{4}\%$  und ist von allen Staatssteuern befreit, die andere mit  $4\frac{3}{4}\%$  und ist allen staatlichen Steuern außer der Einkommensteuer unterworfen.

Diese Zinsen kommen nicht vom Auslande ein, sondern müssen statt dessen direkt oder indirekt bei den amerikanischen Steuerzahlern eingetrieben werden und obwohl das Geld im Lande bleibt, ist es doch klar, daß die Eintreibung und Verteilung dieser ungeheuren Summen zur Papierinflation und zu dem ungleichen Druck auf den einheimischen amerikanischen Geldmarkt beitragen müssen. Aber die Vereinigten Staaten haben Europa auch noch andere Kredite gewährt. Von ihnen mag für das Jahr 1920 noch ein Darlehen an Belgien in der Höhe von 50 Millionen Dollar zu einem Kurs von  $97\frac{1}{4}\%$ , verzinsbar zu  $7\frac{1}{2}\%$ , und später eines an die Schweiz mit noch höherem Zinsfuß erwähnt werden. Dazu kommt, daß eine Reihe von Vorschüssen in der einen oder anderen Form auf private Initiative an Deutschland und Österreich geleistet wurde und daß man ferner dorthin auf Kredit Lebensmittel und Rohstoffe verkaufte. Außerdem ist es vorgekommen, daß sich Amerikaner direkt für deutsche und österreichische Unternehmungen interessiert haben. In welchem Umfange das letztere geschehen ist, läßt sich unmöglich auch nur andeuten. Einige bedeutendere Fälle sind mir von Österreich her bekannt, und auch in Deutschland wurden nicht unbedeutende Aktienzeichnungen und Aktienkäufe bei Industriegesellschaften vorgenommen; aber mein Eindruck ist, daß es in dieser Hinsicht in verhältnismäßig geringem Umfang zur Veranlagung von Kapital kam. Es scheint mir doch, als habe man in Europa etwas übertrieben, was die Amerikaner hier getan haben sollen. Dagegen dürfte wohl nicht wenig amerikanisches Geld in privaten Spekulationen in Francs, Mark und Lire in dem Glauben festgelegt sein, daß die Kurse in diesen Valuten wesentlich steigen werden. Ferner sind in den Vereinigten Staaten zu Spekulationszwecken bedeutende Posten von deutschen Obligationen, besonders von Kommunalobligationen, gekauft worden, und es ist ziemlich charakteristisch für die gegenwärtige Lage, daß die Amerikaner in letzter Zeit diese Papiere an Deutschland zurückzukaufen beginnen, und zwar, wie man dort hört, in recht bedeutender Ausdehnung und, wie es scheint, mit geringem oder gar keinem Verdienst.

Betrachten wir den einheimischen amerikanischen Kapitalmarkt, so war derselbe dank der zurückhaltenden Politik der Banken nicht besonders lebhaft, aber auch nicht so still, wie man es sich hätte denken können. Die Banken haben sich entschieden darum bemüht,

eine Art Rationierungssystem einzuführen, indem sie die Ausgaben von neuen Emissionen einzuschränken versuchten und neue Kredite nur solchen Unternehmungen gewährten, die als gemeinnützig angesehen werden konnten. Besonders wurden unter Berücksichtigung dieses Grundsatzes die Eisenbahngesellschaften begünstigt. Was sie anbelangt, wurden während des ersten Halbjahres 1920 bedeutende Neuemissionen vorgenommen. In der Zeit vom 1. Januar 1920 bis Ende Juni wurden Eisenbahnobligationen zu einem Betrag von rund 300 Millionen Dollar ausgegeben, die sämtlich zum Parikurs oder etwas darüber und mit einer Verzinsung bis 7% angeboten wurden. Die größte Anleihe dieser Art wurde von Pennsylvania Railroad in der Höhe von 50 Millionen Dollar und von New York Central in der Höhe von etwas über 36 Millionen Dollar ausgegeben. Alle diese Anleihen waren sofort ausverkauft, und es hat wohl innerhalb der Fachkreise eine gewisse Verwunderung hervorgerufen, daß sich der amerikanische Obligationenmarkt immer im Besitz einer so großen Aufnahmefähigkeit zeigte.

So war die wirtschaftliche Lage in den Vereinigten Staaten und besonders in New York bei meiner Ankunft Ende April, soweit ich einen Überblick über dieselbe gewinnen konnte. Wie man sieht, war es keine besonders günstige Lage im Hinblick auf die Hoffnung, die man zu jener Zeit in Europa überall hegte, daß nämlich die Amerikaner Europa zu Hilfe kommen und durch Anleihen und Kredite zu dem finanziellen Wiederaufbau der durch den Krieg verheerten Länder beitragen würden. Die Lage war nämlich so, daß der amerikanische Kapitalmarkt sich selbst in einem ziemlich verwirrten Zustand befand und daß in Industrie und Landwirtschaft eine umfassende Umlegung erforderlich war, um das Ganze so weit in Harmonie zu bringen, daß die Produktion dem Friedensbedarf annähernd entsprechen konnte. Man muß in Erwägung ziehen, daß eine Menge notwendiger Artikel während des Krieges nicht hergestellt wurde, daß das Verkehrswesen wieder in Gang gebracht werden mußte und daß all dies, um normale Verhältnisse zurückzuführen, auch unter günstigen Umständen eine Reihe von Jahren — wie man allgemein sagte: vier Jahr — in Anspruch nahm. Auch begann die Überzeugung immer mehr Boden zu fassen, daß Europa für die Zukunft kein größerer Abnehmer von amerikanischen Artikeln werden könne, sondern daß Amerika, um Ersatz zu finden, sich anderweitig einen Markt suchen müsse. Das Pazifikproblem fing an in den Vordergrund zu treten, die zukünftige Entwicklung an den Küsten des Stillen Ozeans sollte bald das ganze Interesse gefangen nehmen und



die europäischen Probleme trotz aller sentimentalen Gesichtspunkte, die für eine Hilfe sprachen, immer mehr in den Hintergrund drängen. Die europäischen Probleme waren, so hieß es, unlösbar oder berührten auf jeden Fall die Vereinigten Staaten nicht, die an ihren eigenen Vorteil denken mußten, anstatt sich, wie man es während des Krieges getan zu haben glaubte, uneigennützig für andere aufzuopfern.

Gerade in den Tagen, da ich nach New York kam, war das Problem einer Hilfe für Europa mehr denn je aktuell. Ungefähr gleichzeitig war der Teilhaber an der großen Bankfirma J. P. Morgan, Mr. H. P. Davison, von einer Inspektionsreise nach Europa zurückgekehrt. Mr. Davison schilderte seine Eindrücke teils in Reden auf Banketten, teils in Zeitungsartikeln und öffentlichen Vorträgen. Er richtete dabei eine warmherzige Bitte an seine Landsleute, sie möchten alle Kräfte aufbieten, um Europa finanzielle Hilfe zu bringen. Sein Vorschlag ging in erster Linie darauf aus, daß der Kongreß in Washington unmittelbar eine Summe von 500 Millionen Dollar bewilligen solle, um sie den Mittelmächten und den ost-europäischen Staaten zur Verfügung zu stellen. Um diese Summe zu verwalten, sollte eine amerikanische Kommission eingesetzt werden, deren Mitglieder aus Männern von anerkannter Kapazität und im Besitze des allgemeinen Vertrauens bestehen sollten. Als Mitglieder schlug Mr. Davison u. a. General Pershing, Mr. Hoover und den früheren Innenminister Franklin Knight Lane vor. Die Kommission sollte mit uneingeschränkter Vollmacht ausgestattet werden und die Aufgabe haben, die Entwicklung im mittleren und östlichen Europa zu überwachen, sowie die Wiederaufbauarbeit in den vom Kriege verheerten Ländern zu kontrollieren. Dabei sollte sie nur praktische Gesichtspunkte in Anwendung bringen und keine politischen Einschränkungen, Sympathien und Antipathien mitsprechen lassen.

Der Vorschlag von Mr. Davison wurde einige Tage lang in der Presse diskutiert, und die Leitartikel der größeren Zeitungen von New York appellierten in beweglichen Worten an die Gefühle des amerikanischen Volkes.

Nirgends aber konnte man eine besondere Begeisterung für den Vorschlag verspüren. Man beschränkte sich auf eine ziemlich akademische Diskussion, und nach einiger Zeit schien das ganze Projekt in Vergessenheit geraten zu sein. Ich hatte während dieser Tage Gespräche mit vielen von den leitenden Finanzmännern in New York, aber ich konnte keinen Widerhall für den Vorschlag von

Davison entdecken. Das bedeutete allerdings nicht, daß man der Sache ganz gleichgültig gegenüberstand. Man war wohl allgemein der Ansicht, daß etwas geschehen müsse. Aber es wurde zugleich hervorgehoben, es könne keine Rede davon sein, daß die Regierung der Vereinigten Staaten eine Initiative ergreife, oder, mit anderen Worten, es könne nicht in Frage kommen, daß man Europa noch eine weitere Staatsanleihe gewähre. Dagegen könne man vielleicht Vorschüsse oder Kredite für gelieferte Waren geben. Im übrigen glaubten die Amerikaner mit der obengenannten 10 Milliarden-Anleihe an die Alliierten genug getan zu haben.

Unter denen, mit welchen ich in diesen Tagen interessante Gespräche führte, mag Mr. Paul M. Warburg genannt werden, den ich zum erstenmal bei einem Frühstück bei unserem Generalkonsul traf. Mr. Warburg ist ein kleiner, lebhafter Mann von stark ausgeprägtem jüdischen Typus, aber mit ungewöhnlich ansprechenden und intelligenten Augen. Er wirkt nicht unmittelbar durch das Gewicht seiner Persönlichkeit, sondern ist einer von jenen Menschen, bei denen die Lebhaftigkeit der Auffassung, die Vielseitigkeit der Ansichten und der Reichtum an Gesichtspunkten fesseln. Er hat auch starke künstlerische Interessen, besonders musikalische, und ist im ganzen eine Persönlichkeit von höchster Kultur. Unsere Gespräche befaßten sich ganz natürlich in erster Linie mit wirtschaftlichen Fragen und Warburg interessierte sich augenblicklich besonders für die Frage der Papierinflation in den Vereinigten Staaten. Über diese Frage sollte er einige Tage später auf einer Versammlung von The Academy of Political Science einen Vortrag halten, zu dem er mich einlud.

Nach Warburgs Ansicht beruhte die Inflation in den Vereinigten Staaten in erster Linie auf der verringerten Produktion und den gesteigerten Ansprüchen in der Klasse der körperlichen Arbeiter. Er führte einige äußerst verblüffende Ziffern aus einer kleinen Fabrikstadt an, wo über die Hälfte der Arbeiter plötzlich ihre Plätze verließen und wegzogen, weil sie mit den Wohnstätten unzufrieden waren. Die herrschende Inflation und Teuerung in Amerika machten es für die Vereinigten Staaten unmöglich, Europa direkte finanzielle Hilfe zu gewähren. Denn worin sollte eine solche bestehen, wenn nicht in neuen Krediten, und neue Kredite konnten die Amerikaner nicht geben, ohne daß die Papierinflation vermehrt und die wirtschaftliche Stellung verschlechtert wurde.

Ich erhob dabei den Einwand, das Allerwichtigste für Europa sei augenblicklich vielleicht nicht die finanzielle Hilfe, sondern die



Erreichung eines wirklichen Friedensschlusses. Da sich die Amerikaner weigerten, den Friedensvertrag zu ratifizieren, war ein fließender Zustand geschaffen worden, der es unmöglich machte, Berechnungen für die Zukunft anzustellen. Keiner wußte, wie Deutschlands Stellung werden sollte, und die schlechten Valuten aller kriegsführenden Staaten in Europa hatten zur Folge, daß innerhalb Europas kein umfassender Handelsaustausch zustande kommen konnte. In dieser Hinsicht war keine Besserung zu erwarten, bevor man einen festen Punkt hatte, von dem man ausgehen konnte, und der feste Punkt, der unbedingt erforderlich war, mußte ein wirklicher Friedensschluß sein. Wie ungünstig sich ein solcher auch gestalten würde, wäre er doch besser als die jetzige Unsicherheit. Hier stimmte Mr. Warburg auf das lebhafteste zu und meinte, es sei nötig, die allgemeine Abrüstung in Europa und ein freundschaftliches Zusammenarbeiten zwischen der Entente und Deutschland zu erzwingen.

Die anberaumte Versammlung in The Academy of Political Science hatte den Zweck, eine Meinungsäußerung in den Vereinigten Staaten bezüglich jenes Programms zu erzielen, das auf der Ende Mai geplanten Finanzkonferenz in Brüssel\*) vorgelegt werden sollte, wo man besonders erwartete, daß die Vorschläge zu einer Revision des Friedens von Versailles, die in dem bekannten Buch von Keynes: „Economic Consequences of the Peace“ entwickelt waren, diskutiert werden sollten. „Auf die Verwirklichung dieses Programmes,“ erklärte Mr. Warburg, „müssen sich jetzt alle Kräfte einstellen.“

Academy of Political Science ist keine so feierliche Einrichtung, wie der Name klingt. Sie entspricht am ehesten unseren national-ökonomischen Vereinigungen, und man kann leicht gegen Entrichtung eines Jahresbeitrags Mitglied werden, auch Damen, die in großem Umfange davon Gebrauch machen.

Die Verhandlungen in der Academy of Political Science begannen um 10 Uhr vormittags. Um 1 Uhr wurde an kleinen Tischen ein Frühstück im Ball Room des Hotel Astor, dem größten Festsaal in New York, serviert. Etwas über 1000 Personen waren anwesend, unter ihnen viele der Spitzen der Finanzwelt von New York.

Unter den Vorträgen war der von Mr. Warburg der einzige, dem größere Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Die von ihm vorgebrachten Gesichtspunkte bezüglich der Inflation, der Teuerung und der Art,

---

\*) Die Finanzkonferenz in Brüssel sollte den Charakter einer Zusammenkunft mit dem sogenannten International Committee haben, das auf Initiative von The League of Nations zustande gekommen war. Diese Konferenz wurde nachher aufgeschoben und trat erst am 25. September zusammen.

Abhilfe zu schaffen, waren ungefähr die gleichen, die ich ihn vorher privat hatte entwickeln hören, und viele von ihnen stimmten der Hauptsache nach mit den Äußerungen überein, die Professor Gustav Cassel\*) des öfteren in seinen kriegsfinanziellen Aufsätzen getan hat. U. a. erklärte Mr. Warburg, daß es zur Beseitigung der Papierinflation nicht viel helfe, dem einzelnen Sparsamkeit zu predigen, solange der Staat verschwende, wie er es gegenwärtig tue. Die erste Maßnahme, die ergriffen werden müsse, bestehe daher in erheblichen Einschränkungen sämtlicher Ausgaben und Darlehen des Staates. Die Vereinigten Staaten könnten Europa kein Geld vorschießen, aber sie könnten dazu beitragen, Europa Rohstoffe zu beschaffen, so daß sich Europa wieder selbst versorgen könne. Er unterstrich auch stark die Notwendigkeit eines wirklichen Friedensschlusses, denn vorher könne man sich keine Besserung erwarten. Die Verhältnisse müßten sich stabilisieren, damit dem jetzigen Zustand der Unsicherheit ein Ende gemacht werde. „It is uncertainty, disorganization and obstruction that hurts Europe more at this time than lack of raw materials and credits.“

Schließlich betonte Mr. Warburg, daß man sich vor Erreichung des Friedensschlusses nicht erwarten könne, daß der amerikanische Staat unmittelbar zum Wiederaufbau der finanziellen Verhältnisse in Europa beitragen könne. Was hierin geschehen könne, müsse auf Grund der Initiative einzelner Personen geschehen, allerdings mit der moralischen Unterstützung der amerikanischen Regierung.

Im Zusammenhang mit Academy of Political Science kann ich nicht unterlassen zu erwähnen, daß zur Zeit meines ersten Besuches in New York in ganz Amerika sehr viele Versammlungen abgehalten wurden, in denen man die Teuerung, die Papierinflation, den Außenhandel und andere damit zusammenhängende Fragen besprach. Fast jede Woche wurde etwas Derartiges in allergrößtem Stil veranstaltet, und dazwischen fand eine Menge kleinerer umfassender Konferenzen statt. An diejenigen, welche an all diesen Veranstaltungen teilnehmen sollten, wurden unerhörte Anforderungen gestellt. Einige Tage vor der Versammlung der Academy Political of Science hielten die amerikanischen Handelskammern einen großen Kongreß in Atlantic City ab, an welchem auch europäische Diplomaten und Finanzleute teilnahmen. Ich kann nicht umhin zu sagen, daß ich bei diesen Verhandlungen den Eindruck bekam, daß die Europäer oft in wenig geschmackvoller Weise und allzu aufdringlich sich um die Hilfe

---

\*) Deutsch erschienen: Gustav Cassel, „Das Geldproblem der Welt,“ München, Drei Masken Verlag 1921.



Amerikas für den Wiederaufbau Europas bewarben. So hielt zum Beispiel bei der genannten Gelegenheit der neue englische Botschafter in Washington, Sir Auckland Geddes, eine größere Rede, die in rethorischen Wendungen wie die folgende ausklang: „I said I wonder if you know how great your nation is — I am not thinking in square miles or dollars or population. I am thinking of the american spirit.“

Ich meinestels glaube, daß diese Schmeichelei wenig günstig wirkte; man konnte auch mit jedem Tage eine wachsende Gleichgültigkeit für die europäische Beharrlichkeit beobachten.

Während meiner Gespräche mit den führenden Finanzmännern in New York wurde oft die Frage des Friedensschlusses und des eventuellen Anschlusses an den Völkerbund berührt, zwei Fragen also, die sehr eng mit den finanziellen Dingen zusammenhingen. Zur Zeit meines ersten Besuches in New York hatte man im allgemeinen die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, daß der Kongreß den Friedensvertrag ratifizieren werde, indem er gegen das Veto des Präsidenten denselben beim zweiten Male mit einer Majorität von zwei Drittel der Stimmen in jedem der beiden Häuser annehmen werde. Ich meinerseits verhielt mich in bezug auf diese Möglichkeit sehr zweifelnd, und es sollte sich nachher herausstellen, daß ich recht bekam.

Was den Völkerbund anbelangte, so besaß der Anschluß an ihn von seiten Amerikas recht wenig Sympathie. Ein hervorragender Bankmann, den ich fragte, ob er nicht glaube, daß Amerika schließlich doch in den Völkerbund eintreten werde, antwortete mir sofort: „Wenn Sie Amerikaner wären, würden Sie das dann wirklich tun wollen?“

Er wollte allem Anschein nach eine verneinende Antwort hören. Die gleiche Ansicht wurde von beinahe allen seinen Kollegen, mit denen ich sprach, geteilt.

Statt dessen wurde gewöhnlich betont, daß man große Sympathien für einen Anschluß an den Vorschlag zu einem internationalen Gericht gehabt hätte, der ursprünglich von den Vereinigten Staaten auf dem ersten Friedenskongreß im Haag 1899 vorgelegt worden war. \*)

Das Buch von Keynes wurde gleichfalls viel besprochen, und man wollte sich in Übereinstimmung mit seinem Vorschlag zu einer Revision der Friedensbedingungen insofern verstehen, als man wünschte, daß die Kriegsentschädigung, die Deutschland bezahlen sollte, auf

---

\*) 5. Kap. 6. 5.

einen bestimmten Betrag festgesetzt und mit Rücksicht auf Deutschlands Zahlungsfähigkeit normiert werden solle. Diese Auffassung machte sich nicht nur in den führenden Finanzkreisen, sondern auch in einflußreichen politischen Kreisen geltend.

Ich diskutierte diese Frage in Washington u. a. mit Senator Lodge, der der gleichen Meinung war. „Man kann,“ so erklärte er, „von einem Schuldner nicht mehr verlangen, als er besitzt“; aber er fügte hinzu, daß die ganze Frage, was die Vereinigten Staaten anbelange, erst nach den Wahlen aufgegriffen werden könne. Die Vereinigten Staaten hätten im übrigen nichts dagegen, daß die Kriegsentschädigungssumme, die Deutschland bezahlen solle, auf ein Minimum herabgesetzt werde. „Wir fordern ja,“ meinte er zuletzt, „nicht einen Cent für uns selbst und haben kein Interesse daran, Deutschland zu ruinieren.“

In Parenthese möchte ich bemerken, daß diese Äußerung von einem gewissen Interesse ist, da Lodge als England-freundlich und sehr deutschfeindlich galt.

Aber wenn somit die Amerikaner in gewissen Punkten mit Keynes sympathisierten, so waren sie doch entschiedene Widersacher seiner Erwägungen in anderer Hinsicht. So erklärte man zum Beispiel einstimmig, es könne nicht in Frage kommen, daß die Vereinigten Staaten irgendwelche Verpflichtungen dafür übernähmen, Deutschland zu finanzieren oder den Alliierten in größerem Umfange, als es schon geschehen, Vorschüsse zu geben. Alle erklärten wie ein Mann, daß die Vereinigten Staaten niemals, wie Keynes es wünsche, darauf eingehen würden, einen Strich durch ihre Forderungen bei den Alliierten zu machen. Die 10 Milliarden Dollar, welche die Vereinigten Staaten den Alliierten während des Krieges vorgestreckt hatten, müßten zurückbezahlt werden. Dagegen könnte man sich dazu verstehen, die Schuld in ein Darlehen auf lange Frist mit einer sehr niedrigen Rente zu verwandeln. Man schlug sogar den bescheidenen Zinsfuß von 2% vor.

Ich fragte u. a., ob man glaube, daß Europa imstande sein werde, alle Vorschüsse der Vereinigten Staaten aus der Zeit während des Krieges zurückzuzahlen. Wenn es auch denkbar sei, daß die 10 Milliarden-Anleihe zurückbezahlt werden könnte, wie sollte es mit allen den mehr oder weniger losen und zufälligen Krediten gehen, die von den Amerikanern privat und in verschiedenen Formen nach der gleichen Seite hin gewährt worden waren? Die Antwort lautete im allgemeinen, daß ein Teil dieses Geldes als verloren angesehen werden könne, aber im großen ganzen sei die Kreditgewährung so



vor sich gegangen, daß England und Frankreich für den allergrößten Teil der Kredite gemeinsam einständen, und in diesen Fällen war man überzeugt, daß man sich sicher fühlen könne.

Was ich hier berichtet habe, bezieht sich in erster Linie auf die Ansicht der leitenden Finanzkreise in New York. Außerhalb New Yorks begegnete man in Geschäftskreisen sehr selten irgendwelchem Interesse oder Verständnis für europäische Angelegenheiten. Man brauchte nur nach Philadelphia zu kommen, um zu bemerken, mit welch fremden Augen man innerhalb der Bankkreise die europäischen Verhältnisse ansah. In Chicago bestand allerdings infolge gewisser Umstände wenigstens einiges Interesse. Aber es war begrenzt, und tieferes Verständnis konnte man nur bei einigen wenigen bedeutenden und besonders unterrichteten Personen entdecken.

Ich hatte jedoch das Vergnügen, mit einem der finanziell bedeutendsten Köpfe der Vereinigten Staaten zusammenzutreffen, mit einem Manne, der innerhalb seines Faches die höchsten Vertrauensstellen bekleidete und dem man sogar den Posten als Finanzminister angeboten hatte, den er jedoch ablehnte, nämlich mit Mr. George Mc Clelland Reynolds, dem Präsidenten der Continental and Commercial National Bank. Er war ein Mann von mittelgroßem, kräftigem und untersetztem Bau, von großer Autorität und Gewichtigkeit in seinem Auftreten, glatt rasiert und mit scharfen Zügen.

Seine Auffassung war originell. Die meisten Bankleute, die ich bisher getroffen hatte, waren der Meinung gewesen, daß es gar nicht in Frage kommen könne, Europa durch die Regierung der Vereinigten Staaten einen weiteren Kredit zu gewähren; wenn auch viele von ihnen in ihrem Herzen Gegner des Völkerbundes gewesen waren, hatten sie sich doch sehr reserviert und mit Umschreibungen geäußert.

Mit Reynolds verhielt es sich gerade umgekehrt. Er ging direkt auf die Sache los. Er war nicht Gegner eines finanziellen Eingreifens von seiten Amerikas zugunsten Europas. Er wollte, daß die amerikanische Regierung Europa nochmals eine große Staatsanleihe gewähren solle. Ein staatliches Eingreifen sei gerade der rechte Weg. Er ging in dieser Hinsicht noch viel weiter als Mr. H. P. Davison. Eine Kreditgewährung auf privatem Wege könne niemals zu großen Ergebnissen führen. Hätte Präsident Wilson nicht seine bedauerliche Politik getrieben und die unglückliche Idee eines Völkerbundes aufgebracht, so wäre die ganze Frage schon lange gelöst worden und die amerikanische Regierung hätte weitere 4 Milliarden Dollar als Darlehen bewilligt, und zwar unter der Bedingung, daß

dieselben zum Wiederaufbau Europas Verwendung finden sollten. Aber das sei nunmehr unmöglich. Das hätte geschehen können, falls man nicht auf den Waffenstillstand eingegangen wäre, sondern statt dessen gleich einen endgültigen Frieden geschlossen hätte. „Wie es jetzt ist,“ erklärte er, „ist die ganze Friedensfrage durch Wilsons Vorschlag zum Traktat verpfuscht worden. Der lange Waffenstillstand und der dadurch entstandene Unsicherheitszustand trägt die größte Schuld an dem jetzigen Elend.“

Mr. Reynolds war entschiedener Gegner eines Anschlusses an den Völkerbund, sei es mit oder ohne die Reservationen von Lodge. Die Vereinigten Staaten durften sich nach seiner Meinung nicht in die Außenpolitik Europas mischen. Er war mit anderen Worten Anhänger der Monroe-Doktrin als eines Grundsatzes, der Amerika dazu verpflichtet, sich soviel wie möglich auf sich selbst zu beschränken.

Dagegen äußerte er eine gewisse Sympathie für eine Wiederaufnahme des obenerwähnten amerikanischen Schiedsgerichtsvorschlages beim Friedensgericht im Haag.

Der Vollständigkeit halber will ich erwähnen, daß ich auch einige amerikanische Bankleute traf, die Anhänger der Politik von Wilson waren, und ich möchte in diesem Falle besonders den Präsidenten der Central Trust Company in Chicago, Mr. Charles G. Dawes, nennen.

Ich diskutierte natürlich mit den Finanzleuten, die ich traf, auch die gegenwärtige finanzielle Lage in den Vereinigten Staaten. Es wurde dabei immer betont, daß große Geldknappheit herrsche. Die Banken trieben eine sehr vorsichtige Politik. Zu Aktienspekulationen wurden keine neuen Darlehen gewährt, und man glaubte, auch bald dazu gezwungen zu sein, die Kredite für reine Warengeschäfte einzuziehen. Besonders fürchtete man, mit Recht oder Unrecht, die Zeit der Einbringung der nächsten Ernte.

Es fehlte auch nicht an hervorragenden Männern, die sehr schwarz sahen, auch in bezug auf die Entwicklung in den Vereinigten Staaten in nächster Zukunft. Nicht wenige waren der Ansicht, daß es zu einer ernsten Krise kommen müsse. Die Arbeiter könnten nicht mit so hohen Löhnen bezahlt werden wie jetzt, während sie zugleich ein geringeres Maß an Arbeit leisteten. Aber auf dem Wege der Verhandlungen könnte man wohl nicht weit mit ihnen kommen. Es würden deshalb vielleicht in einer nicht allzu fernen Zukunft Panik und schlechte Zeiten entstehen. Dann würden die Löhne der Arbeiter durch den natürlichen Druck verringert werden. Es gab sogar einige, die von Revolution in den Vereinigten Staaten sprachen, aber ich



muß sagen, daß kaum ein zuverlässiger Mensch daran glaubte, und ich meinerseits halte eine Revolution für völlig ausgeschlossen.

Ein amerikanischer Arbeiter kann bockig, unangenehm und anspruchsvoll sein. Er kann ganz unsinnige Lohnansprüche stellen, aber er ist vom staatlichen Gesichtspunkt aus ziemlich unschädlich, u. a. deshalb, weil ihm ganz das Gefühl der Klassensolidarität fehlt. Er hat nicht das vorherrschende Gefühl der Zusammengehörigkeit mit seiner eigenen Klasse, das den europäischen Arbeiter in vielen Fällen für die Allgemeinheit so gefährlich macht. Gleich allen anderen Amerikanern hat er hauptsächlich ein einziges Ziel im Leben, und das ist, soviel Dollars wie möglich zu verdienen. Oder mit anderen Worten, er will so viel Geld verdienen, daß er aufhören kann, Arbeiter zu sein, und selbst Kapitalist wird.

Neid ist eine Eigenschaft, die in Amerika ganz fehlt. Ich kann hierfür kleine Belege aus meiner eigenen Erfahrung liefern. Wenn man z. B. in eine Stadt kommt, wo man einige Stunden Zeit hat, sich ein Bild von ihrem Aussehen machen will, einen „taxy“ nimmt und den Chauffeur bittet, einen herumzufahren, so führt er den Reisenden unfehlbar zu dem „residential part“ der Stadt. Plötzlich hält er vor einem stattlichen Hause in parkähnlicher Umgebung und bricht mit großer Befriedigung in die Worte aus:

„Hier wohnt ein wirklich reicher Mann, aber als er so jung war wie ich, war er ebenso arm wie ich.“

Und dann macht er eine Bewegung, deren Inhalt an die Äußerung Joar Blas' erinnert:

„Auch unter diesem Mantel könnte ich wohl einen König hervorschütteln.“

Um jedoch wieder zur Arbeiterfrage zurückzukehren, so muß man bei ihr auch in Betracht ziehen, daß die amerikanischen Gewerkschaften im allgemeinen nicht politisch waren und auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete kaum die gleiche Rolle gespielt haben wie die europäischen. Man darf auch nicht vergessen, daß der größte Arbeiterführer, Samuel Gompers, nicht Sozialist ist, sondern im Gegenteil ziemlich konservativ, und wenn sein Einfluß auch nicht der gleiche ist wie früher, so muß man doch damit rechnen, daß er, ebenso wie Branting in Schweden, immer viel bedeuten wird. Meine amerikanischen Gewährsmänner waren fast alle der Ansicht, daß, wenn die Arbeiterkrise vorüber sei, der Himmel sich wieder klären würde und die Vereinigten Staaten einen neuen, großartigen Aufschwung erwarten könnten. Vielerorts wollte man geltend machen, daß diese Krise schon im Herbst überwunden werden könne und

daß man nach dem Amtsantritt des neuen Präsidenten im Herbst nächsten Jahres eine steigende Konjunkturkurve erwarten dürfe.

Was ich hier oben geäußert habe, ist nicht so zu verstehen, daß es gegenwärtig keine Unternehmungslust in den Vereinigten Staaten gibt, im Gegenteil regten sich an vielen Stellen große Initiativekraft und optimistischer Glaube an die Zukunft. Besonders war dies, wie wir bald sehen werden, in den westlichen Staaten der Fall. Aber auch in New York war das Geschäftsleben alles andere als tot. Während meines ersten Aufenthaltes dortselbst wurden ziemlich bedeutende Spekulationen auf der Fondsbörse gemacht. U. a. sprach man viel von einer großen Spekulation in Motorcar-Aktien. Das ganze war ein ziemlich einfaches Geschäft. Einer der Direktoren einer der größten Motorcar-Gesellschaften hatte unter der Hand die Aktienmajorität in der Gesellschaft aufgekauft. Als dies geschehen war, glaubten alle, die Käufe seien nun zu Ende und die Aktien würden fallen. Sogleich traten unter den Maklern willige Verkäufer auf, aber der Direktor fuhr fort zu kaufen, und das Gerücht begann sich zu verbreiten, daß er nicht zufrieden sein werde, bevor er sämtliche Aktien der Gesellschaft erworben habe. Die Aktien fuhren daher fort, bedeutend zu steigen. Mehrere Maklerfirmen hatten unterdessen große Posten von den Aktien in dem Glauben verkauft, daß die Kurse sinken würden. Als aber die Absichten des Direktors bekannt wurden, wollte natürlich kein Aktienbesitzer verkaufen, und als die Verfalltage kamen, konnten die Maklerfirmen nicht liefern, sondern mußten den Käufern den Unterschied zwischen dem Verkaufs- und Kaufskurse kontant bezahlen. Auf diese Weise soll unser Spekulant in wenigen Tagen einige Millionen Dollar verdient haben. Dies war jedoch ein privater Coup; die großen Banken arbeiten derartigen Manipulationen in jeder Weise entgegen.

Ich brachte mehrmals das Gespräch auf den zukünftigen Handelsaustausch mit Rußland. Ich hatte gehört, daß die amerikanischen Industriellen schon ein großes Lieferungsabkommen mit halb-offiziellen Agenten der Sowjetrepublik, die sich in Amerika aufhielten, getroffen hätten. Man erzählte u. a., daß die Lokomotivwerkstätten von Baldwin in Philadelphia einen großen Lieferungsvertrag für Lokomotiven abgeschlossen hätten, die nach Reval eingeschifft und dort in Gold bezahlt werden sollten.

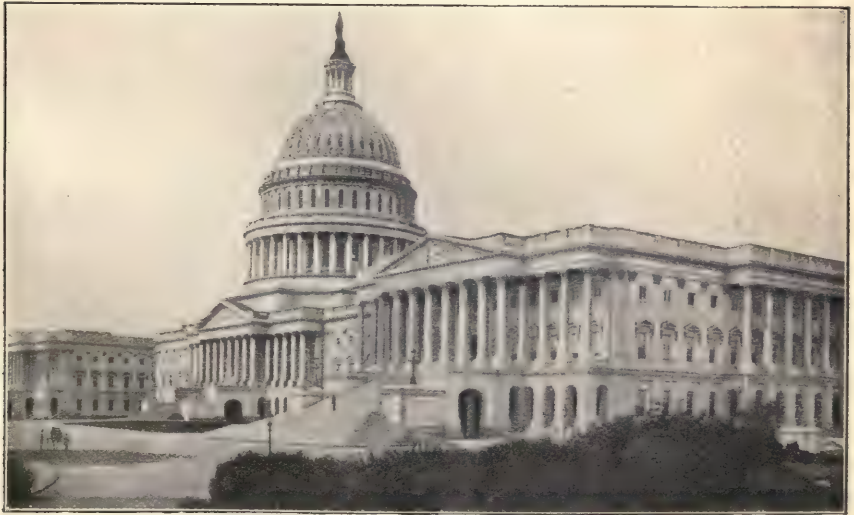
Als ich dies gelegentlich einem bedeutenden Bankier erzählte, bestritt dieser die Mitteilung und erklärte, Baldwin habe die Bestellung abgelehnt. Er gab zu, daß Industrielle und Geschäftsleute



in Amerika wohl der Ansicht seien, sie könnten große Geschäfte mit Rußland machen; er hatte ebenfalls solche Äußerungen gehört, aber er erklärte, daß die Personen, die so dächten, der nötigen fachmännischen Ausbildung in Geschäften mit dem Auslande entbehrten. Unter den Bankleuten herrschte eine ganz andere Ansicht. Amerika sollte unter keinen Umständen direkte Handelsbeziehungen in größerem Umfang mit Rußland anknüpfen. „Gibt es Firmen und Gesellschaften, die sich auf solche Geschäfte einlassen wollen, so erhalten sie keine Unterstützung von den Banken; wir werden hier,“ so lauteten seine Worte, „absolut ablehnend bleiben.“



Weißes Haus, Haupteingang



Das Kapitol in Washington





Kongreß-Bibliothek



Wardman Park Hotel bei Washington

## IV. KAPITEL

### In der Hauptstadt der Union

Ein verwickelter Stadtplan. — Das Gesellschaftleben und die Landklubs. — Millionärswitwen und Gesellschaftsdebütanten. — Unter leitenden Politikern. — Die Luxburg-Affäre im Lichte nachträglicher Betrachtung. — Allein bei Senator Lodge. — In Erwartung des neuen Präsidenten.

Washington besteht aus einer unendlichen Villenstadt, die nach einem recht komplizierten Stadtplan erbaut ist. Er ist eine Kombination aus dem gewöhnlichen amerikanischen rechtwinkligen System mit einer Hauptstraße nebst Nebenstraßen und einem anderen System, nach welchem die Straßen in einer Art von Fächerform von demjenigen Platze ausgehen, an dem das Kapitol, d. h. das Parlamentsgebäude, und seine verschiedenen Annexe gelegen sind. Diese beiden Straßensysteme schneiden einander, und dadurch wird das Ganze unübersichtlich und verworren. Es ist daher sehr schwer, sich in diesen Straßen zurechtzufinden, die mit Nummern oder Buchstaben bezeichnet sind, um so mehr, da sie samt und sonders einander sehr gleichen. Überall sieht man Platanen- und Kastanienalleen. Die verhältnismäßig kleinen Einfamilienhäuser sind mit wenigen Ausnahmen architektonisch recht einförmig. Sonst fällt der ungeheure Reichtum an Automobilen am meisten in die Augen — ich glaube, daß in der Regel wenigstens ein Automobil vor jedem Hause stand.\*

Schon am ersten Tage hatte ich Gelegenheit, einen Teil der besten Gesellschaft zu sehen. Die Gattin des schwedischen Gesandten, Mrs. Ekengren, führte mich zum Mittagessen im Automobil zu einem sogenannten country club der feinsten Art. Unter country club versteht man in den Vereinigten Staaten einen Klub, der draußen auf dem Lande in einer parkähnlichen Umgebung liegt, die gewöhnlich mit großen Sportplätzen, wie Tennis- und Golfplätzen, verbunden ist. Das Klubhaus pflegt ein Restaurant zu enthalten, aber oft gibt es dort auch Wohnräume, die von den Klubmitgliedern benützt werden dürfen. In diesen Klubs können nicht selten sowohl Herren wie Damen Mitglieder werden. Manchmal sind sie Filialen



der großen Klubs in den Städten. Auf Long Island vor New York besuchte ich z. B. einen solchen Klub, der eine Filiale von The Engineers Club of New York war. Die großen Landklubs bei Washington dürften jedoch alle selbständige Institutionen sein und also unabhängig von den Klubs in der Stadt bestehen. Der Unterhalt eines solchen country club ist natürlich sehr kostspielig; die Eintritts- und Jahresabgaben stellen sich in Übereinstimmung hiermit nach europäischen Begriffen nicht billig. Im Chevy Chase Club, der einer der größten country clubs vor Washington ist, war die Eintrittsabgabe auf 3000 Dollar und der Jahresbeitrag auf 300 Dollar festgesetzt, was zugleich ein gutes Beispiel dafür ist, wie teuer das amerikanische Leben ist.

Der erste Tag galt jedoch nicht dem Chevy Chase Club, sondern einem im Hinblick auf Ahnen und Ansprüche noch viel feineren und vornehmeren Klub namens Grassland Club. Er ist 150 Jahre alt, und das Klubgebäude selbst ist im Laufe der Zeiten soweit wie möglich unverändert erhalten worden. Man bekam den Eindruck vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts mit Flieder- und Jasminduft und Frühling. Man fühlte sich weit entfernt von dem lärmenden amerikanischen Großstadtleben. In diesem Klub gab an jenem Tage eine reiche Familie von Washington, Mr. und Mrs. Carlyle, bei denen ich eingeführt wurde, eine musikalische Matinee mit Tee und Tanz. Die Eingeladenen waren Mitglieder der exklusivsten Kreise von Washington. Wie mir versichert wurde, sind in diesem Klub nicht einmal die Diplomaten als selbstverständliche Mitglieder aufgenommen. Botschafter und Gesandte werden hineingewählt, andere Mitglieder des diplomatischen Korps jedoch nur in dem Umfang, als sie für wirklich distinguiert und bedeutend gelten können. Ich meinerseits muß sagen, daß ich niemals so viele feine ältere Damen auf einmal gesehen habe. Alle waren natürlich vielfache Millionärinnen in Dollars und hatten ein mehr oder weniger reiches Leben hinter sich, hatten lange Reisen gemacht und Erfahrungen von großem Umfange gesammelt. Der Platz machte in dem amerikanischen Milieu einen ganz eigentümlich kontrastierenden Eindruck von alter Kultur.

Hier mag darauf hingewiesen werden, daß es kaum eine Stadt in der Welt geben dürfte, wo die älteren Damen eine so große Rolle spielen wie in Washington. Und das nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch im politischen Intrigenspiel sowohl innerhalb der Gesellschaft wie bei den Diplomaten.

Der Grund, warum so viele ältere distinguierte Damen in Wa-

shington leben, ist einfach genug; es wird nämlich als sehr lobenswerte Handlung von einem Geschäftsmann angesehen, wenn er sich, nachdem er sich von den aktiven Geschäften zurückgezogen hat, in Washington niederläßt, um dort im größten Stil zu repräsentieren. Es gibt jetzt nicht viele, die sich in Amerika zurückziehen; die meisten sterben lieber auf ihrem Posten, aber das hindert nicht, daß, wenn sie gestorben sind, ihre Witwen sich den Repräsentationspflichten widmen. Die reichste und am meisten hervortretende Dame dieser Kategorie dürfte in Washington zur Zeit meines Besuches Mrs. Marshall Field gewesen sein, die Witwe des enorm reichen Gründers von Chicagos vornehmstem Department Store.

Wenn aber auch die älteren Damen zahlreich waren, so fehlten doch in Washington auch Jugend und Charme nicht. Es herrscht nämlich der Brauch, daß junge Mädchen, die wirklich eine Rolle in der Gesellschaft spielen wollen, dort wenigstens ein paar Ball-saisonen mitmachen müssen. Sie kamen auch von allen Teilen des Landes dorthin. Ich sah mehrere solche sogenannte Debütanten. Wenn ein solches junges Mädchen nach der ersten Saison heimkommt, so veröffentlichen die Zeitungen dort ihr Porträt und malen in überschwenglichen Schilderungen ihre gesellschaftlichen Erfolge aus. Die Familien geben zu ihrer Ehre Bälle, und es läßt sich nicht bestreiten, daß die lokalpatriotische Absicht dabei oft recht deutlich durchschimmert. Als ich in San Francisco war, enthielten die Zeitungen dort spaltenlange Beschreibungen über die Triumphe eines solchen jungen Frisco-Mädchens während ihrer ersten Saison in Washington.

Einige Tage später, an einem Sonntag mit sonnigem Sommerwetter, begab ich mich gleichfalls auf Einladung von Mrs. Ekengren zu einem anderen der vornehmsten country clubs, zu dem oben-erwähnten Chevy Chase Club, dem größten in seiner Art vor Washington. Wir fuhren durch die Kastanien-Alleen der Straßen, deren Grün sich neben dem schwarzen Asphalt etwas traurig ausnimmt, im Automobil hinaus und kamen bald über eine herrliche Chaussee aufs Land.

Der Chevy Chase Club besitzt ein ausgedehntes Terrain. Das Klubhaus ist ein stattliches Gebäude mit mehreren großen Restaurationshallen und Gesellschaftsräumen. Neben denselben liegen kleinere Pavillons mit Schlafzimmern für diejenigen Mitglieder, die einige Tage bleiben wollen oder sich während des Sommers dort draußen niederlassen. Ringsherum erstreckt sich ein großer englischer Park mit erstklassigen Tennisplätzen und, wie man sagte, der



besten Golfbahn in Amerika. Der Klub ist nicht annähernd so fein wie Grassland, aber doch auch wirklich vornehm und wird an den Sonntagen von Hunderten von Bewohnern Washingtons und Mitgliedern des corps diplomatique u. a. aufgesucht.

Wir frühstückten in einem großen Saal im ersten Stock. Viele repräsentative Einwohner von Washington waren zu sehen, Diplomaten mit ihren Frauen usw. An unserm Tisch saßen Mitglieder der schwedischen und norwegischen Gesandtschaft sowie einige eingeladene ältere und jüngere Damen aus der Gesellschaft von Washington. Nach dem Frühstück, das „trocken“ war, gingen wir in den Park und ließen uns dort auf Stühlen oder im Grase nieder, um einen Tennismatch anzusehen. Bald ordnete sich die Gesellschaft nach einzelnen Gruppen, je nachdem die Menschen sich füreinander interessierten.

Ich meinesteils hatte ein längeres Gespräch mit einer der älteren und distinguierten Damen in der Gesellschaft. Ich will sie Mrs. Y. nennen und zunächst darauf hinweisen, daß diese älteren Damen der Gesellschaft von einer besonderen Art sind, die kaum irgendwo anders in der Welt vorkommt. Sie halten sich für etwas wie Kulturträger in höherem Sinn und erheben Anspruch darauf, einen wichtigen Platz im amerikanischen Staate auszufüllen. Sie fühlen eine Art moralische Verpflichtung, die ganze Politik und andere Tagesfragen zu verfolgen und sich darüber zu äußern. In der Regel sprechen sie auf eine beharrliche und kausierende Weise, als läsen sie aus einem Buche vor, und ohne daß der Kavalier, mit dem sie sich unterhalten, sich nennenswert anzustrengen braucht. Die amerikanischen Damen, mit denen ich über diese Sache gesprochen habe, betonen recht gerne, daß es ganz natürlicherweise so sein soll. „Der amerikanische Mann,“ erklären sie, „ist nicht weiter durch Bücher gebildet. Er hat so viel zu tun, daß er nie Zeit findet, Bücher zu lesen. Die Frauen müssen daher statt seiner lesen und versuchen, ihm in den freien Stunden ein wenig von ihrem Wissen beizubringen.“ Daher kommt auch die nicht unbedeutende Geschicklichkeit der amerikanischen Damen im Halten von Vorträgen.

Mrs. Y. sprach etwas müde und weltklug; ihre Worte lauteten ungefähr folgendermaßen: „Ich bin nicht traurig darüber, daß ich anfangs, älter zu werden. Als ich jung war, hatte das Leben noch keinen wirklichen Inhalt. Ich las kaum ein Buch und sprach niemals über soziale Fragen. Wie anders ist das Leben jetzt! Welch reichen Inhalt hat es nicht durch all die Erlebnisse während des Weltkrieges bekommen! Dazu kommt, daß die Frau jetzt eine ganz andere Auf-

gabe hat als früher. Die Frau aus dem Volke arbeitet — dasselbe müssen auch wir tun. Sie treibt Politik — deshalb müssen auch wir uns dafür interessieren. Ich meinerseits liebe vielleicht am meisten Kunst und Literatur, aber auf die Dauer geht es nicht nur damit. Ich verfolge alle neuen Gesetzesvorschläge, besonders diejenigen, die die Interessensphäre der Frau berühren. Das Stimmrecht der Frau bringt Verpflichtungen mit sich. Wir können nicht erlauben, daß nur die Frau der unteren Klasse abstimmt, wir müssen uns organisieren und unsere Interessen verteidigen.“ Ich fragte, wie es unter solchen Umständen mit dem amerikanischen Heim gehen solle, aber Mrs. Y. ließ sich nicht verblüffen. Sie zeigte bald, daß sie auch von diesem Gesichtspunkte aus in der Frauenfrage sehr bewandert war.

„Darin besteht allerdings eine Schwierigkeit,“ erklärte sie. „Die amerikanischen Frauen sind im allgemeinen nicht für das Haus ausgebildet worden, und hier muß bald eine Änderung eintreten. Aber diese Arbeit ist schon in vollem Gange. Der Krieg hat die Frau gezwungen, sich für praktische Fragen zu interessieren, und hat uns allen auch für die Probleme des Hauses die Augen geöffnet.“

Ich fragte Mrs. Y., woher es komme, daß die amerikanische Frau, wie man so oft erzählen höre, sich bisher verhältnismäßig wenig mit dem Haushalt befaßt habe, und ich erhielt die Antwort:

„Sie hatte das nicht nötig. Der Haushalt wurde ohne sie besorgt. Es gab Diener im Überfluß, es war sozusagen eine Überlieferung, die aus jener Zeit stammt, wo wir im Süden Sklaven hatten. Aber jeder sieht ja ein, daß sich das ändern muß. Die großen Vermögen schmelzen zusammen, oder der Staat nimmt so große Steuern, daß zum Leben nicht viel übrigbleibt. Man muß sparen.“

Mrs. Y. berührte nun das Steuerproblem, und ich fragte, ob die Amerikaner nicht, wie das so oft in Schweden geschehe, schon zu ihren Lebzeiten ihr Vermögen aufteilen, um dadurch die Einkommensteuer und die Erbschaftssteuer zu verringern. Mrs. Y. erklärte, daß dieses Verfahren auch in den Vereinigten Staaten viel zur Anwendung komme, aber es sei dabei zu beachten, daß der Donator mindestens zwei Jahre leben müßte, nachdem er sein Vermögen an die Kinder verteilt hatte, damit eine solche Schenkung gültig sei und die Erbschaftssteuer umgangen werden könne.

Inzwischen war es spät geworden, und man rief uns zum Tee-trinken.

Um 6 Uhr wurden wir im Auto abgeholt, und ich fuhr ins Hotel zurück, zusammen mit einigen der verheirateten Damen unserer Ge-



sellschaft. Es wurde hauptsächlich von Dienstmädchen gesprochen, was ja auch daheim kein ungewöhnliches Gesprächsthema zwischen Damen ist.

Ebenso wie in New York war ich auch in Washington beinahe täglich zu Frühstück und Mittagessen verschiedener Art eingeladen. Von ihnen fanden mehrere im Wardman Park Hotel statt, einem kolossalen Hotelkomplex, der auf einer bewaldeten Höhe vor der Stadt lag.

Bei einem Mittagessen lernte ich auch Mr. Edward B. Burling kennen, einen der Präsidenten der Firma Cowing and Burling und während des Krieges Leiter in Shipping Board, wo er u. a. mit dem jetzigen Außenminister Mr. Bainbridge Colby zusammen war. Ich führte seine Frau zu Tisch, einen ausgesprochenen Typus jener „enterprising“ und vielerfahrenen Amerikanerin, die viel gereist ist und sich für alles mögliche zwischen Himmel und Erde interessiert. Wie die meisten, die ich hier in Washington traf, war sie äußerst scharf gegen Wilson und äußerte die vernünftige Auffassung, daß es ein großer Fehler von Wilson gewesen sei, sich nach Europa zu begeben. „Wäre er,“ so erklärte sie, „hier in Washington geblieben und hätte von dieser Seite des Atlantischen Ozeans den Alliierten seinen Willen diktiert, so wäre das Friedensergebnis wahrscheinlich viel befriedigender geworden.“ Wir besprachen auch das Buch von Keynes, das sie gut kannte, und berührten dann die sozialen Fragen, besonders das Arbeiterproblem. Obwohl selbst Republikanerin, war sie entschieden gegen die jetzige Verfolgung der Sozialisten und meinte, das Verfahren gegen sie beruhe auf einer unmotivierten Bolschewiki-Panik.

Nach diesen flüchtigen Skizzen vom Gesellschaftsleben in Washington will ich zu dem eigentlichen Zweck meines dortigen Besuches kommen. Derselbe bestand darin, mir einen persönlichen Eindruck von dem politischen Leben in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten zu verschaffen. Wie man in New York einen Einblick in die amerikanische Hochfinanz bekommen kann, kann man in Washington die mächtigen Kräfte studieren, welche die Schicksale der großen Republik sowohl in inner- wie außenpolitischer Hinsicht bestimmen. Hierbei möchte ich jedoch von Anfang an betonen, daß der Zeitpunkt für ein solches Studium nicht der allergünstigste war. Die politische Saison war matt, und es herrschte in allen Kreisen eine Stimmung großer Unsicherheit. Man hatte gerade jetzt ebenso wie daheim in Europa den Eindruck von Müdigkeit und Abspannung nach der gewaltigen Sensation des Krieges, und alles vorhandene

Interesse konzentrierte sich auf die im Herbst bevorstehende Präsidentenwahl. In Erwartung derselben konnte nichts vorgenommen werden, und die meisten resignierten angesichts dieser Tatsache und verhielten sich untätig. Außerdem übte die Krankheit des Präsidenten Wilson einen lähmenden Druck auf das Ganze aus. Alle wußten, daß er keiner kräftigeren Initiative mehr fähig sei und auf jeden Fall nicht mehr Einfluß genug besaß, um seinen Willen in einer wichtigeren Frage durchzusetzen. Auf der anderen Seite erwartete auch niemand, daß sich Wilson in bezug auf den Friedensvertrag auf irgendwelche Kompromisse einlassen würde. In New York war man vielerorts noch optimistisch genug, um an eine Ratifizierung des Friedensvertrages mit den Reservationen von Lodge bezüglich des Anschlusses der Vereinigten Staaten an den Völkerbund schon während des gegenwärtigen Kongresses zu glauben, aber hier in Washington machte sich niemand in dieser Hinsicht Illusionen.

Der erste von den bedeutenderen leitenden Männern auf politischem Gebiet, den ich traf, war Mr. Frank L. Polk, Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt.

Ich nannte Mr. Polk den Zweck meines Kommens und betonte, wie abhängig gegenwärtig Europa von der Politik der Vereinigten Staaten sei. Mr. Polk, der natürlich den Standpunkt Wilsons vertreten mußte, erklärte zunächst, es sei eine „traurige“ Tatsache, daß sich die Amerikaner so wenig für äußere Politik interessierten. Sie hätten kein Verständnis für etwas anderes als ihre eigenen Interessen. Wir berührten dann die Frage des Wiederaufbaus von Europa, wobei Mr. Polk die gleiche Ansicht wie seine meisten führenden Landsleute in New York vertrat. Die Vereinigten Staaten könnten gegenwärtig nichts tun, um nach außen hin in wirtschaftlicher Hinsicht zu helfen. Die Amerikaner könnten keine Rücksicht auf fremde Interessen nehmen, bevor sie die einheimische Inflation beseitigt hätten. Eine finanzielle Krise würde man kaum umgehen können, aber eine solche Krise sei, wie Mr. Polk betonte, in Amerika von kurzer Dauer. Wenn sie noch während des laufenden Jahres komme, könne man hoffen, bald zu normalen Verhältnissen zurückzukehren, und es lasse sich schon nach dem Präsidentenwechsel im nächsten Jahre ein neuer Aufschwung erwarten.

Einige Tage später hatte ich gleichfalls im Auswärtigen Amt Gelegenheit zu einer Zusammenkunft mit dem Außenminister Mr. Bainbridge Colby, dem Nachfolger Lansing's. Die Einrichtung in seinem Amt ist entsetzlich langweilig. Das Gebäude ist prunkvoll



mit Treppen und Säulen, die in weißem Marmor leuchten, aber die Möbel sind schwarz gebeizt und in trivialstem Stil aus der Zeit von 1870 gehalten, und die Wände sind überall mit sehr unerfreulichen Porträts behängt.

Mr. Colby begrüßte mich, an seinem Schreibtisch stehend. Er machte ungefähr den gleichen Eindruck wie Mr. Polk und andere bedeutende Amerikaner, die ich getroffen habe, d. h. er hatte den Typus eines tüchtigen und intelligenten Geschäftsmannes mit autoritativem und bestimmtem Auftreten. Er stand im übrigen im Ruf, ein angenehmer Gesellschaftsmensch zu sein, und sah mit einer roten Rose im Knopfloch recht elegant aus. Mr. Colby drückte mir kräftig die Hand: „Happy to see you.“

Ich verstand, daß es galt, kurz zu sein, und schilderte daher in wenigen Worten die Lage in Europa, wobei ich betonte, wie wichtig es sei, daß unser Weltteil wirklich Frieden bekomme.

Mr. Colby erklärte, dies sei wohl erst nach den Wahlen möglich. „Die Lage ist nicht weniger peinlich für uns“, fuhr er fort und entwickelte die gleichen Gesichtspunkte, die mir vorher schon Mr. Polk und so viele andere Amerikaner entgegengehalten hatten: „Das amerikanische Volk versteht nichts von Außenpolitik. Es ist seit mehr als einem Jahrhundert in der Vorstellung aufgezogen worden, daß Amerika sich nicht in die Weltpolitik außerhalb des amerikanischen Kontinentes zu mischen braucht. Das amerikanische Volk sieht nicht ein, daß diese Isolierung mit seiner neu gewonnenen Machtstellung unvereinbar ist. Der Weltkrieg hat eine große Änderung gebracht. Die Vereinigten Staaten können niemals mehr an sich selbst genug haben. Aber es nimmt Zeit in Anspruch, die Menschen hiervon zu überzeugen. That's a question of education.“

Keiner konnte jedoch aufrichtiger als Mr. Colby bedauern, daß der Friedensvertrag nicht unterzeichnet worden war.

Das Gespräch nahm hierauf eine Wendung, durch die es, wie Mr. Colby betonte, als streng vertraulich angesehen werden muß. Aber obwohl ich somit verhindert zu sein glaube, etwas über den Inhalt zu sagen, so mag doch erwähnt werden, daß ich einen Eindruck davon erhielt, der später auch durch öffentliche Erklärungen von Mr. Colby bestärkt wurde, nämlich daß er mit einer gewissen Selbständigkeit hervortreten wüßte, und zwar in bestimmten Fragen auch gegenüber dem Präsidenten Wilson, und daß er es sich angelegen sein ließ, eine Art Erklärung dafür zu geben, warum er in der heiklen Situation beim Rücktritt Lansings den verantwortungsvollen Posten des Außenministers übernommen habe.



Bainbridge Colby  
Staatssekretär im Kabinett Wilsons





Senator Henry Cabot Lodge

Nach dieser kleinen Privatdiskussion wechselte Mr. Colby das Thema und fragte mich, wie die Zustände in Rußland seien. Vor allem wollte er wissen, ob irgendwelche direkten oder indirekten Handelsbeziehungen zwischen Rußland und Schweden bestünden. Ich versicherte ihm, daß dies wenigstens bis zur Zeit meiner Reise ins Ausland nicht der Fall gewesen sei, und äußerte im Anschluß hieran meinen Zweifel, ob die damals geführten Unterhandlungen in Kopenhagen zu einem Resultat führen würden. Aber selbst wenn ein Abkommen über einen gewissen Warenaustausch mit der Sowjetregierung getroffen wurde, glaubte ich meinerseits nicht, daß derselbe wenigstens im größeren Umfang durchgeführt werden konnte. Rußland hatte vor allem infolge der Verkehrsschwierigkeiten keine Waren, um damit zu bezahlen, und auf die Dauer konnte es wohl nicht angehen, in Gold zu zahlen. Mr. Colby teilte meine Ansicht und erzählte, er habe soeben ein Telegramm aus Kopenhagen bekommen, das die Mitteilung brachte, daß die Verhandlungen dortselbst abgebrochen worden seien, weil die Sowjetregierung in Rußland die Leiter der russischen kooperativen Vereine habe verhaften lassen.

Während meines Aufenthaltes in Washington besuchte ich auch das Kapitol, wo ich die verschiedenen prachtvollen Räumlichkeiten besichtigte und auch mit einigen hervorragenden Politikern sprach.

Außer dem Parlamentsgebäude befinden sich dort u. a. die Sitzungssäle und gegenüber die mächtige Kongreßbibliothek. Ferner stehen am gleichen Platze zwei palastähnliche Bauten, „Office Buildings“, wovon der eine für die Mitglieder des Senates, der andere für das Haus der Abgeordneten bestimmt ist; beide sind in Marmor ausgeführt.

In der Office Building der Senatoren hat jeder Senator eine eigene Kanzlei mit privatem Arbeitszimmer, und in gleicher Weise verfügt jedes Mitglied des Repräsentantenhauses über solche Räumlichkeiten. In deren Gebäude besuchte ich das Mitglied von The House of Representatives Mr. Julius Kahn aus San Francisco, einen der wenigen Republikaner aus dem Staate Kalifornien. Da während des Gespräches mit ihm noch zwei weitere Personen, nämlich Graf Bonde und mein Sekretär, anwesend waren, war es recht schwer, eine tiefergehende Konversation in Gang zu bringen. Mr. Kahn äußerte sich recht scharf über Frankreichs Politik, die er die Politik von Marschall Foch nannte. Das Gespräch endigte damit, daß Mr. Kahn mir versprach, mir Empfehlungsbriefe an mehrere einflußreiche Personen in San Francisco zu schicken.



Von Mr. Kahn begaben wir uns direkt zum Senat und dort zu „The Committee of Foreign Relations“, dessen Vorsitzender der Senator von Massachusetts, Henry Cabot Lodge, ist. Mit einer gewissen Spannung trat ich ein, um den berühmten Mann zu treffen. Ich gab einem seiner Sekretäre mein Empfehlungsschreiben und wurde nach kurzem Warten eingelassen, diesmal allein.

Senator Lodge ist ein kleingewachsener, vornehm aussehender Herr mit ganz grauem Haar. Er saß in einem Stuhle und sah liebenswürdig, aber sehr reserviert aus. Ich hatte den Eindruck, daß es nicht ganz leicht sei, etwas aus ihm herauszubekommen. Außerdem blieb einer der Sekretäre im Zimmer und betrachtete mich mit ziemlich mißtrauischen Blicken. Ich begann zu sprechen, und natürlich war die erste Frage, die ich stellte, die nach dem Völkerbund und nach der bekannten Stellungnahme von Lodge zu derselben. Er flüsterte etwas darüber, daß er nichts zu sagen habe, daß aber eine Annahme von Wilsons Programm ohne irgendwelche Reservationen ganz ausgeschlossen sei.

Ich erklärte nun, daß es sich hier keineswegs um irgendein Interview handele, sondern um eine rein persönliche Information. „Sie dürfen auch nicht vergessen, Herr Senator,“ sagte ich, „daß die Augen von Europa gegenwärtig auf Sie gerichtet sind.“ Ein sonniges Lächeln milderte seine strengen Züge. Ein fast unbemerkbares Zwinkern mit dem Auge ließ den zurückgebliebenen Sekretär verstehen, daß seine Anwesenheit überflüssig sei. Ich blieb also allein mit dem Senator und konnte ungeniert sprechen. Ich betonte ihm gegenüber, wie ich das schon bei den vielen anderen getan hatte, daß Europa am meisten von allem einen „wirklichen Frieden“ brauche. Solange der Friede zwischen Deutschland und Amerika nicht geschlossen sei, werde sich alles im gleichen fließenden Zustand wie jetzt befinden. Ein wirklicher Friede sei daher wichtiger als sogar die Kreditfrage. „Amerika ist,“ betonte nun Senator Lodge, „nicht im Krieg mit irgend jemand. Nur formell ist der Friede mit Deutschland nicht geschlossen, und leider kann ich keine Möglichkeit erblicken, daß diese Angelegenheit vor nächstem Jahr geordnet wird. Wir werden jetzt im Senat die Friedensresolution von Knox annehmen, aber Präsident Wilson wird sein Veto einlegen, dann geht die Resolution zurück zum Senat und zum Repräsentantenhaus; aber wir werden nicht imstande sein, die nötige Zweidrittelmehrheit in beiden Häusern für die Annahme der Resolution zu bekommen. Und damit ist die ganze Frage bis zur Zeit nach der Präsidentenwahl aufgeschoben. Es wird daher kein Friede

geschlossen, bevor der neue Präsident sein Amt angetreten hat, sofern nicht Wilson stirbt, was man ja doch nicht annehmen kann!“

Senator Lodge äußerte sich natürlich mit recht großer Bitterkeit über Wilson und dessen Politik, obwohl er selbstverständlich nicht so weit ging, wie man es in der Gesellschaft von Washington tat, wo man besonders bei den Damen die unglaublichsten Geschichten hören konnte, wie z. B. daß die Botschaften und Briefe, welche der Präsident aussandte, nicht von ihm selbst, sondern von seiner Frau und noch dazu auf „rosafarbenem Papier“ geschrieben seien.

Mein Gespräch mit Senator Lodge galt ebenso wie das mit Bainbridge Colby für vertraulich, und ich kann daher nicht auf nähere Einzelheiten eingehen, sondern nur einige Äußerungen anführen, die mit dem öffentlich bekannten Standpunkt des Senators Lodge übereinstimmen. Wir besprachen u. a. das Buch von Keynes, gegen das Lodge in gewissen Punkten Einwände erhob. Er konnte, wie ich schon in anderem Zusammenhang angedeutet hatte, einer Einschränkung der Kriegsentschädigung, die Deutschland zu bezahlen hatte, zustimmen, aber er wollte unter keinen Umständen darauf eingehen, daß die Vereinigten Staaten es übernehmen sollten, Deutschland zu finanzieren oder ihre Forderungen bei den Alliierten zu annullieren; das könnte ganz einfach nicht in Frage kommen.

Ich traf in Washington auch viele andere interessante Persönlichkeiten; unter ihnen waren drei sehr bedeutende amerikanische Journalisten, nämlich Mr. George H. Peet, der Inhaber eines besonderen politischen Korrespondenzbureaus in Washington, Mr. Ruhan V. Oulahan, der Vertreter der New York Times in Washington, sowie Mr. Charles Michelsen, ein Bruder des Augenarztes und Nobelpreisträgers Michelsen und Vertreter der Hearstpresse. Diese drei Zeitungsmänner galten für die besten, die es überhaupt auf dem Gebiete der politischen Tagesschriftstellerei in Amerika gibt.

Ich führte mit ihnen eingehende Gespräche über einige tagespolitische Fragen, besonders die Arbeiterfrage und die „prohibition“, die ich etwas später im Zusammenhang behandeln werde.

Bevor ich aber die Schilderung meiner Eindrücke von Washington beende, will ich daran erinnern, daß eine besondere Sehenswürdigkeit dieser Stadt darin besteht, daß sie in einem Distrikt der Union liegt, „The District of Columbia“, der sich dadurch von allen anderen amerikanischen Gebieten unterscheidet, daß die Einwohner der meisten politischen Rechte, so z. B. des Stimmrechts bei politischen Wahlen, entbehren. Die Absicht der Gesetzgeber war offenbar die, daß die Hauptstadt auf einem Gebiete für sich liegen sollte,



wo die Einwohner in erhabener Höhe über der Tages- und Parteipolitik leben sollten. Diese reine Atmosphäre durfte nicht durch Wahlagitationen und andere politische Propaganda gestört werden.

Wir scherzten eines Tages in dem ersten und traditionsstolzen Hotel Shoreham mit einem der Kellner, der besonders traurig aussah, und fragten ihn, ob der Grund hierzu wohl der sei, daß ihm das politische Stimmrecht fehle. Er antwortete: „Here in Columbia, you know, we are not living, only existing“.

Vielleicht war dieses Paradoxon in erster Linie ein Ausdruck für schlechte Laune; aber wie die Lage bei meinem Besuche in Washington nun einmal war, bekam ich die Auffassung, daß die Stimmung gedrückt sei. Doch es wird im März des nächsten Jahres, wenn der neue Präsident sein Amt angetreten haben wird, wohl anders werden.

## V. KAPITEL

### Philadelphia — Buffalo — Detroit

Das Universitätsleben in Princeton. — Philadelphia, ein Kontrast gegen New York. — Am wilden Niagarafall. — Im Zentrum der Automobilindustrie. — Eine Wanderung durch die Eisenwerkstätten von Ford. —

Obwohl der Plan meiner Reise war, den großen Linien zu folgen, um mir ein Bild von den wesentlichsten Zügen der politischen, kommerziellen und industriellen Entwicklung des heutigen Nordamerika zu machen, benützte ich doch die sich bietende Gelegenheit, einen Einblick auch in andere Gebiete zu erhalten, welche die kulturellen und sozialen Fragen umfassen. Zugleich machte ich, soweit meine knappe Zeit es erlaubte, einige Ausflüge von reinem Touristeninteresse wie über Buffalo an den Niagarafall.

Von New York begab ich mich an einem schönen Sonntagmorgen zu Anfang Mai nach der Princeton University, die in der Nähe einer kleinen Station an der Pennsylvania Railway, namens Princeton Junction, ungefähr eine Stunde von New York oder Philadelphia oder mit anderen Worten nahezu mitten zwischen diesen beiden Großstädten liegt.

An der Station wurde ich im Automobil von Mr. James Creese jr. abgeholt, welcher für diesen Tag mein Führer sein sollte. Er studierte an der Graduate-School der Universität und ist Verfasser einer kleinen aufklärenden Schrift über das amerikanische Universitätsleben, die den Zweck hat, als Leitfaden für Stipendiaten der Schweden-Amerika-Stiftung zu dienen. Die Fahrt von der Station nach der kleinen Universitätsstadt dauerte ungefähr 20 Minuten. Schon aus der Ferne sieht man ihre Turmspitzen sich erheben. Wir passierten fruchtbare Getreidefelder und einen alten Kanal und fuhren auf einer Brücke über einen schmalen Arm des „Lake Carnegie“, eines nicht allzu kleinen künstlichen Sees, den der große Donator hat graben lassen und der Princeton University geschenkt hat, damit er den Studenten zu Sportzwecken diene. Man sah jetzt Wetttruderboote der bekannten Art über seine Oberfläche hingleiten. Im Winter dient er als Schlittschuhbahn.



Hierauf fuhren wir an einem großen Stadion für Fußball vorbei, das von Mr. Carnegie gestiftet wurde und nicht weniger als 40000 Personen fassen kann. Dann waren wir in der Stadt selbst.

Der Eintritt zu dem sogenannten College-Gebiet und dem Universitätsplatz, dem sogenannten „campus“, geschieht durch einen großen Bogen im Blair Hill; wenn man denselben passiert hat, hat man einen Überblick über das Ganze. Hier dehnt sich ein System von Gebäuden mit Bogengängen und Türmen aus, das sehr pittoresk wirkt. Die Gebäude sind sämtlich in englischer College-Gotik erbaut.

Links erheben sich einige Gebäude, die Campbell-, Hamilton-, Holder- und Madison-Halls, alle mit Ausnahme der letzteren als Internate für die Studenten dienend. Rechts liegen einige der ältesten Gebäude, und weiter entfernt hinter Laubbäumen schimmern die weißen Marmorsäulengänge der Whig- und Clio-Halls, in welchen sich die literarische Gesellschaft mit Ahnen bis aus der Zeit vor der Revolution befindet. Geradeaus führt der Weg zur Nassau-Hall, dem ältesten und in historischer Hinsicht interessantesten Gebäude des ganzen Komplexes. Dieser Bau wurde 1756 errichtet, zehn Jahre nachdem das „College“ seinen ersten Privilegienbrief erhalten hatte, und es ist daher ganz natürlich, daß die für Princeton wertvollsten Überlieferungen mit seiner Geschichte verknüpft sind. Auf dem Terrain um diesen Bau spielte sich die sogenannte Princeton-Schlacht während des Revolutionskrieges ab, und in seinem großen Saal war der Nordamerikanische Kontinental-Kongreß versammelt, als er dem General Washington für seine Führung des Krieges seine Dankbarkeit zum Ausdruck brachte. An dem Turm dieses Gebäudes war es auch, wo die Studenten aus den 1860er Jahren während des Bürgerkrieges die Fahne der Union hielten. „Durch diese langen steinbelegten Hallen,“ schreibt Mr. James Creese jr., „sind junge Leute gewandert, deren Namen mit Ruhm in der Geschichte Amerikas weiterleben werden, unter ihnen zwei der Präsidenten der Vereinigten Staaten: James Madison, der den Entwurf zu unserer nationalen Verfassung verfaßte und durch seinen Einfluß in hohem Grade zu deren Annahme beitrug, sowie Woodrow Wilson, der jetzt Wortführer der Demokratie ist. Es ist daher kein Wunder, wenn die jungen Studenten gerne auf der Wiese vor diesem Bau an den langen Frühlingsabenden liegen, während die Senioren auf der Treppe stehen und ihre Lieder singen.“

Die Formen des amerikanischen College-Lebens sind zum größten Teil von den englischen Universitäten entlehnt. In Princeton haben so-

wohl die Undergraduate- wie die Graduate-Schools den Charakter von Colleges, d. h. sie beruhen auf dem Internat-System. Das ganze soziale Dasein der Studenten spielt sich innerhalb der Universität ab. Sie studieren dort nicht nur, sondern wohnen und essen auch daselbst. Die Studenten können auch Mitglieder der Klubs sein, die eigene prächtige Räumlichkeiten besitzen. Die Klubs haben hier auch Restaurationsbetrieb und sind in gewissem Umfang mit Wohnräumen ausgestattet.

Im ersten Jahr, in dem sich ein Student in der Undergraduate-School befindet, wird er „freshman“ genannt. Während des zweiten, dritten und vierten Jahres wird er dann der Reihe nach sophomore, junior und schließlich senior. Hier herrscht ein recht umständliches Zeremoniell. Es gibt viele Dinge, die ein junior nicht tun darf, und viele andere, die er tun muß. Ein neugebackener Student erhält, damit er sich korrekt benehme, von seinen älteren Kameraden genauen Unterricht in den zehn Geboten für das Leben eines „freshman“. Er darf die Graspflanzungen nicht betreten und muß allen älteren Kameraden und Mitgliedern der Fakultät aus dem Wege gehen. Gewisse für die älteren Studenten reservierte Promenaden sind für ihn verboten; er muß eine kleine schwarze Mütze auf dem Hinterkopf tragen und darf nicht unten aufgeschlagene Hosen haben. Seine Schuhe und Krawatten müssen immer schwarz sein. „Vieles davon mag absurd sein,“ erklärte Mr. Creese jr., „aber der junge Student hat doch etwas Interessantes und Lustiges, was er nach Hause schreiben kann; und er erhält eine Rolle im Leben der Institution; wenn auch die Vorschriften über seine Kleider eher als Unannehmlichkeiten anzusehen sind, verleihen sie ihm andererseits ein äußeres Abzeichen, an dem er diejenigen erkennen kann, die seiner eigenen Klasse angehören, und an denen er erkannt werden kann.“

Der Sport spielt bekanntlich an allen amerikanischen Universitäten eine große Rolle, ebenso das Theater und in gewissem Grade auch die Politik. An den meisten Orten werden eine oder einige College-Zeitungen herausgegeben, deren Redaktionen nur aus Studenten bestehen und die manchmal eine nicht unbedeutende Verbreitung haben. Fast alle Studenten bilden sich zu Spezialisten in verschiedenen Sportarten aus. Das Interesse für Theater kommt nicht wie etwa in Upsala in einigen parodistischen und mitunter einfältigen Studentenpossen zum Ausdruck, sondern es ist fast immer die ernste große Theaterkunst, um die es sich handelt. An der Universität werden Stücke von Shakespeare oder griechische Tragödien in englischer Übersetzung oder von Studenten selbst verfaßte Schau-



spiele aufgeführt. Es gehört sogar an einigen Universitäten zum akademischen Unterricht, Theaterstücke schreiben zu lernen, wie z. B. im dramatischen Seminarium von Professor Baker, dem sogenannten Fortyseven Workshop an der Harvard University. Mehrere der bedeutendsten dramatischen Schriftsteller und Schauspieler des modernen Amerika sind von der Universität ausgegangen. Aber ich werde Gelegenheit finden, mich mit dieser ganzen Bewegung im Zusammenhang mit meiner Schilderung des modernen amerikanischen Theaters und seiner Entwicklungsmöglichkeiten zu befassen.

Ich habe mich vielleicht schon allzu weit von den eigentlichen Universitätsstudien entfernt, die ja doch die Hauptsache sein sollten. Es ist, um wieder dazu zurückzukehren, zu bemerken, daß die Studienkurse, die ein Aspirant des akademischen Grades durchmachen muß, vier Jahre umfassen und zu den Graden führen, die mit den Titeln Bachelor of Arts, Bachelor of Letter, Bachelor of Science und Civil Engineer bezeichnet werden. Hat der Student die zwei ersten Jahre seines Bachelor-Grades hinter sich, so wählt er eine Gruppe, z. B. moderne Sprachen oder Geschichte und Staatswissenschaft, in der er sich während der zwei folgenden Jahre spezialisieren will. Nach Beendigung der vier Jahre gilt er entweder als reif für den Eintritt in das Geschäftsleben oder er geht zu Studien in einem oder einigen speziellen Fächern an seiner eigenen Universität, in der Graduate-School oder an einer anderen Universität über, wo sein spezielles Fach von besonders bedeutenden Lehrkräften vertreten ist.

Princeton-University steht zur Zeit in dem Ruf, über bedeutende Lehrkräfte für klassische Sprachen, Latein und Griechisch, sowie für Mathematik und in den naturwissenschaftlichen Fächern für Biologie zu verfügen.

Um den Ehrgeiz bei den Schülern anzustacheln, wenden die amerikanischen Universitäten verschiedene charakteristische Methoden an. Princeton bietet in dieser Hinsicht zwei spezielle Verfahren, nämlich das Präzeptorsystem und das Ehrensysteem.

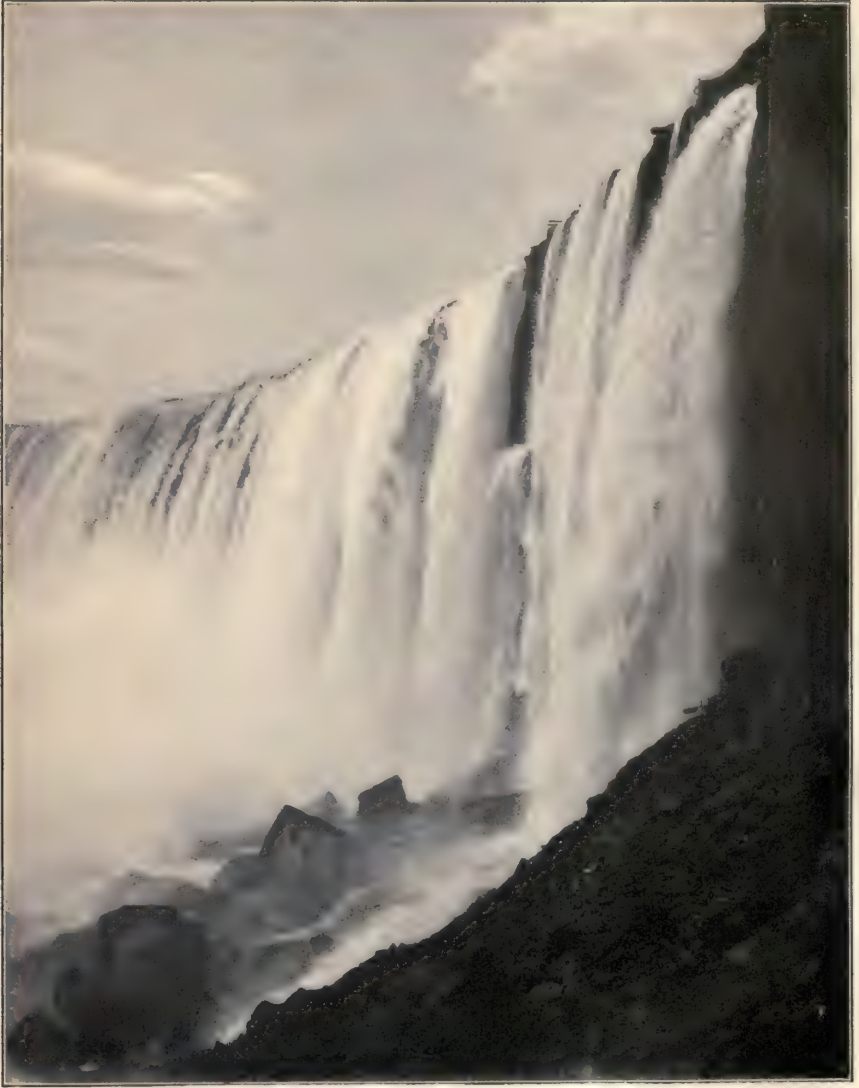
Das Präzeptorsystem wurde von Woodrow Wilson eingeführt, während er Rektor der Universität war, und hatte den Zweck, die formelleren Übungen in Klassenzimmern und Vorlesungssälen teilweise zu ersetzen. Es besteht darin, daß der sogenannte Präzeptor, der ein Mitglied der Fakultät von irgendwelchem Grade sein kann, regelmäßig an gewissen Abenden mit den drei bis zehn ihm anvertrauten Studenten zu ungezwungenen Gesprächen in seinem Heim zusammenkommt. Der Student fühlt sich dort freier und kann durch



## Niagara

Links der Amerikanische Fall, rechts der Hufeisenförmige Fall





## Niagara

Der Hufeisenförmige Fall vom kanadischen Ufer aus gesehen

vertraulichen Verkehr mit seinem Lehrer mehr Anregung und Hilfe bekommen. Der Lehrer wiederum findet leichter Gelegenheit, sich ein Bild von den Kenntnissen und individuellen Verdiensten seines Schülers zu machen. Ein solches System macht es auch für einen mit der amerikanischen Universität unbekanntem Menschen möglich, rasch sowohl Studenten wie Professoren kennen zu lernen.

Das Ehrensyst $\ddot{u}$ m wird bei allen  $\ddot{o}$ ffentlichen Examen und schriftlichen Proben angewandt und besteht darin, da $\beta$  jedem Studenten eine schriftliche Versicherung abverlangt wird, da $\beta$  er bei dem Examen weder Hilfe geleistet noch angenommen hat. Kein Mitglied der Fakultät ist anwesend, um die Aufrechterhaltung dieser Forderung zu  $\ddot{u}$ berwachen. Es ist ganz den Studenten  $\ddot{u}$ berlassen, die auf Ehre verpflichtet sind, diejenigen, die sie wegen Betrugs in Verdacht haben, einem Studenten-Komitee, dem sogenannten Honor Committee, anzuzeigen. F $\ddot{u}$ r erwiesenes Unrecht hat das Komitee ein Urteil, n $\ddot{a}$ mlich Ausschlu $\beta$  aus der Universit $\ddot{a}$ t.

Das hier Angef $\ddot{u}$ hrte d $\ddot{u}$ rft $\ddot{e}$  der Hauptsache nach das wiedergeben, was ich bei meinem Besuch in Princeton  $\ddot{u}$ ber den Unterricht und das Leben dortselbst erfahren habe.

Der Tag verflo $\beta$  im  $\ddot{u}$ brigen in angenehmer Gesellschaft. Wir — d. h. ich und mein Sekret $\ddot{a}$ r — wurden von dem Vizerektor der Universit $\ddot{a}$ t, Dean Andrew F. West, einem ber $\ddot{u}$ hmten klassischen Philologen, eingeladen, einen fr $\ddot{u}$ hen Mittag in der gro $\beta$ en Dining Hall der Graduate-School einzunehmen. Wir kleideten uns der  $\ddot{U}$ berlieferung gem $\ddot{a}$  $\beta$  in eine Art schwarze, bis zu den F $\ddot{u}$  $\beta$ en reichende Kutte — ein Brauch, der von Oxford entliehen ist — und zogen an der Seite des Rektors an der Spitze einer langen Prozession von Studenten in das herrliche, in gotischem College-Stil gehaltene Refektorium, wo an zwei langen Tischen gedeckt war. Unter den Professoren, die an der Mahlzeit teilnahmen, m $\ddot{o}$ gen au $\beta$ er Mr. West noch Professor W. P. Cresson und Professor Paul van Dyke genannt werden. Zum Kaffee wurde anl $\ddot{a}$  $\beta$ lich der besonders festlichen Gelegenheit, als die man unsere Anwesenheit ansah, auf der sehr guten Orgel des Saales von einem der Studenten Isoldes Liebestod gespielt.

Es mag daran erinnert werden, da $\beta$  Pr $\ddot{a}$ sident Wilson fr $\ddot{u}$ her Rektor der Princeton-Universit $\ddot{a}$ t war, und da $\beta$  Dean West einer seiner bittersten Feinde ist. Es kam zwischen den beiden zur Zeit, als Wilson an der Universit $\ddot{a}$ t Rektor war, zum offenen Bruch und zweifelten Kampf. Der Grund hierzu war eine Kleinigkeit, n $\ddot{a}$ mlich ein Streit dar $\ddot{u}$ ber, wo die neuen Lokalit $\ddot{a}$ ten der Graduate-School



errichtet werden sollten, in der Nähe der Undergraduate-School oder in vornehmer Abgeschlossenheit. Wilson wollte beide Schulen nahe bei einander haben, da er das für demokratischer hielt. West dagegen wollte sie voneinander trennen. Die Meinung Wests siegte, und Wilson legte seine Stellung als Rektor nieder.

Präsident Wilson soll später, als er Präsident der Republik wurde, im Scherz geäußert haben: „Konnte ich mich Dean West gegenüber behaupten, so werde ich das wohl auch gegenüber jedem Senat tun können.“

Nach dem Mittagessen machten wir eine Automobiltour in die idyllische Umgebung der Stadt, worauf wir zum Tee bei Professor Shellabarger eingeladen waren. Nach einigen Stunden angenehmen Zusammenseins in seinem Hause verließen wir Princeton und fuhren mit dem Nachmittagszug nach Philadelphia. Wir kamen gegen acht Uhr abends dort an und stiegen im Hotel Ritz Carlton ab.

Der Zweck meines Besuches in Philadelphia war in erster Linie der, die große Stadt von Arbeiterwohnstätten zu besichtigen, die während des Krieges in weniger als einem Jahre auf dem anderen Ufer des Delaware-Flusses gegenüber von Philadelphia erbaut wurde und den Namen Yorkshipp Village erhielt. Meine dort gemachten Erfahrungen werden später im Zusammenhang mit der Behandlung der Wohnungsfrage in den Vereinigten Staaten geschildert werden. Ich machte von Philadelphia aus auch einen Ausflug nach der berühmtesten Frauen-Universität Amerikas, Bryn Mawr.

Philadelphia macht, wenn man von dem sonnigen, freien New York kommt, einen beklemmenden Eindruck. Alles ist dunkel und schwarz von Steinkohlenrauch, es gibt nur wenige Wolkenkratzer, und die Straßen sind hauptsächlich von schmutzigen, kleinen, zwei- oder dreistöckigen Ziegelhäusern eingerahmt. Man wird an Vorstadtstraßen in Hamburg erinnert. Außerhalb der Stadt liegen jedoch weit ausgedehnte Villenstädte. Philadelphia hat auch seinen bekannten Fairmont Park, den größten Stadtpark der Welt. Die Villenstädte, die der Stadt am nächsten liegen, sind meist aus roten Ziegelsteinen erbaut und schrecklich häßlich. Aber je weiter man sich vom Zentrum entfernt, desto weniger häßlich werden die Häuser, und in genügend weitem Abstand trifft man dann zahlreiche moderne und architektonisch annehmbare Gebäude. Die größte Villenstadt ist Germantown.

Die Erklärung für die häßlichen Ziegelhäuser dürfte darin liegen, daß Philadelphia eine der ersten Städte ist, welche das Villenstadt-System einführten, und dies geschah schon in der Mitte des vorigen

Jahrhunderts. Die Häuser wurden nach englischem Muster in dem damals herrschenden Königin-Viktoria-Stil erbaut und erinnern an jene abstoßenden Möbel, wie es deren auch noch in einigen europäischen Haushalten aus der Zeit unserer Großeltern und Urgroßväter gibt.

Philadelphia ist reich an Andenken an die Tage des Unabhängigkeitskrieges. Hierzu gehört in erster Linie Independence Hall, jetzt in ein Museum mit Reliquien aus der Zeit George Washingtons verwandelt.

Buffalo, das ich nachher besuchte, ist eine unangenehme Stadt. Wenigstens macht es beim ersten Anblick einen solchen Eindruck. Jedenfalls fehlt der Stadt jeder originelle Charakter; man hat das Gefühl, sich in einem Durchschnittsquartier von New York zu befinden, aber in einem, das schlechter gebaut und schmutziger ist. Ich kümmerte mich jedoch nicht sehr um die Stadt, sondern hatte die Absicht, den Tag zu einem Besuch des Niagara-Falles zu verwenden.

Ich fuhr mit der Trambahn zum Niagara-Fall-Nationalpark und nahm dann ein Automobil, um einen raschen Überblick über das Terrain zu bekommen. Der Wasserfall wurde zuerst von der amerikanischen Seite aus besichtigt. Der Anblick war gewaltig, aber doch nicht so überwältigend, wie man es auf Grund der Wassermassen hätte erwarten können. Die Dimensionen sind nämlich so ungeheuer, daß man sich zuerst daran gewöhnen muß; erst wenn man die Wassermassen aus der Nähe betrachtet, bekommt man einen lebendigen Eindruck, wie groß das Ganze wirklich ist.

Der Wasserfall nimmt sich am prächtigsten von der kanadischen Seite aus, die wir nachher besuchten. Besonders hat man von dort aus eine herrliche Aussicht über den sogenannten Hufeisen-Fall, in dem das Wasser in einer halbkreisförmigen Ausbuchtung ganz lotrecht aus einer Höhe von 158 Fuß herabstürzt. Ich betrachtete dieses Schauspiel von verschiedenen Aussichtspunkten aus und war mehrmals in unterirdischen Räumen, also unterhalb der Wassermassen, die, so betrachtet, einen unerhört gewaltigen Eindruck machten.

Das Wetter war sehr schön. Die Luft war herrlich und gesättigt von kühler Feuchtigkeit. Es war sogar fast kalt. Auf Goat Island lagen Schneeflecken und zu den Füßen des Falles kolossale Eisblöcke, die von Sonne und Wasser zerfressen wurden. Das Laub begann auszuschlagen, und es war eine Stimmung wie im schwedischen Vorfrühling.



Auf der kanadischen Seite besuchte ich eine Kraftstation, die insgesamt 125 000 elektrische Pferdekkräfte produziert. Ich besichtigte alle fünf Stockwerke bis hinab zu den Turbinen. Es war großartig, wirkte jedoch zugleich unheimlich und erschreckend. Man ging die ganze Zeit auf durchbrochenen Gitterböden und sah unter den Füßen den Abgrund. Rutschte man aus, so konnte man nirgends eine Stütze bekommen, denn überall an den Wänden, Säulen und anderen Gegenständen waren Totenköpfe angebracht und Aufschriften mit schwarzen Buchstaben, die besagten, man solle sich hüten, dieselben zu berühren, da das mit Todesgefahr verbunden sei.

Die Stadt, die ich nach Buffalo besuchte, war Detroit. Diese Stadt ist das junge Amerika. Sie hat alle Fehler und Verdienste der Jugend, aber vielleicht am meisten die Verdienste. Man fühlt, wie einem dort ein Strom jenes amerikanischen Optimismus entgegen schlägt, der mir schon in New York auffiel, der aber hier noch ausgeprägter ist und in hohem Grade wohltuend und aufmunternd für den wirken muß, der während der langen Kriegsjahre in Europa unter dem Druck der schweren Kriegsstimmung gelebt hat.

Der Optimismus in Detroit ist sogar für einen Amerikaner auffallend. Die Unternehmungslust und Initiativkraft, welche dort während der letzten Jahrzehnte entwickelt wurden, dürften auch in Amerika wenig ihresgleichen haben. Die Stadt ist aus geringem Anfang zu einer Großstadt emporgewachsen, die weit über die Ausmaße hinausgeht, von denen ihre Gründer jemals träumen konnten. Keinerlei Schwierigkeiten durften ein Hindernis bilden, nicht einmal die Arbeiterschwierigkeiten; denn während Detroit's nächste Konkurrenten in der Entwicklung, die nahe gelegenen Städte Cleveland, Toledo und Flint, während der letzten Jahre wiederholte und hartnäckige Arbeiterkonflikte zu überstehen hatten, ist Detroit beinahe ganz unberührt davon geblieben, teilweise allerdings, weil sich seine Arbeitgeber in bezug auf wirtschaftliche Zugeständnisse freigebiger zeigten; es fragt sich nur, ob sie in diesem Falle nicht vielleicht allzu große Wechsel auf die Zukunft in ihrem unerschütterlichen Vertrauen zu einer stets glänzenden Konjunktur gezogen haben.

Die Größe von Detroit hängt mit der Entwicklung der Automobilindustrie zusammen: diese gehört im buchstäblichen Sinn des Wortes zu den neuen Städten. Die Einwohnerzahl ist innerhalb von zehn Jahren von 500 000 auf ungefähr eine Million gewachsen, die Vorstädte nicht eingerechnet. Die großen Automobilfabriken liegen beinahe alle im Staate Michigan. Zusammen weisen sie eine Produktion von nicht weniger als 75 % der ganzen Automobilproduktion in den

Vereinigten Staaten auf. Allein in Michigan wurden im Jahre 1917 1 250 000 Automobile erzeugt, während die Gesamtproduktion in den Vereinigten Staaten im gleichen Jahre rund 1 700 000 betrug. Von ihnen fallen ungefähr 700 000 allein auf die Fabriken von Ford. Rechnet man alle Fabriken in Michigan zusammen, die mit der Herstellung von „motor vehicles“ beschäftigt sind, so erhält man die Zahl 66. Nach Michigan kommen die Staaten Illinois und Ohio mit 54 und 40 Fabriken. Hierzu kommen natürlich zahlreiche Fabriken, die nur Automobilteile, wie Reifen, Laternen und Maschinenteile, herstellen.

Diese Zahlen sind imponierend genug, aber trotzdem hat die Entwicklung seit 1917 weitere Fortschritte gemacht.

„Unsere sämtlichen Automobilfabriken in dieser Stadt,“ erklärte anlässlich eines Gespräches einer der größten Automobilfabrikanten in Detroit, „haben für das Jahr 1920 eine Produktion von 2 700 000 Automobilen in Aussicht genommen. Gegenwärtig sind im Lande sechs bis acht Millionen Automobile in Arbeit. Ich glaube, man kann mit Recht sagen, daß das amerikanische Volk zehn bis zwölf Millionen Automobile kaufen und ständig in Betrieb halten kann, ohne daß man den Absorptionspunkt, wie wir es nennen, erreicht. Mr. Ford würde wahrscheinlich eine noch höhere Zahl nennen. Ich glaube, daß meine Schätzung sehr vorsichtig ist.“

Zwölf Millionen Automobile ist eine phantastische Zahl. Schon mit 7,5 Millionen Automobilen, die nach der letzten Statistik in den Vereinigten Staaten in Betrieb waren, würde man, wenn man sie in einer Reihe hintereinander mit einem Zwischenraum von je vier englischen Fuß aufstellen würde, den ganzen Äquator umspannen können. In den Vereinigten Staaten traf nach der eben erwähnten statistischen Angabe im Durchschnitt ein Automobil auf jeden 14. Menschen; nimmt man aber die einzelnen Staaten für sich, so gibt es mehrere Staaten, wo die Zahl der Automobile pro Kopf viel höher ist. So z. B. in Kalifornien, wo nach der gleichen Quelle auf eine Bevölkerung von 3 209 792 Personen 477 450 Automobile einschließlich der Lastautomobile kamen, also ungefähr ein Automobil auf je 6,07 Menschen. Man hört daher oft die scherzhafte Behauptung, daß es, wenn die Japaner Kalifornien angreifen würden, leicht wäre, die ganze Bevölkerung fortzuführen, und es gäbe dabei noch leere Plätze in den Automobilen.\*)

Eine derartig kolossale Produktion von Automobilen wie die oben

---

\*) Facts and figures of the Automobile Industry 1920. National Automobile Chamber of Commerce, New York City 1920, S. 37.



angedeutete muß zweifellos gewisse nationalökonomische Bedenken hervorrufen. Man muß in Erwägung ziehen, welcher ungeheuren Arbeitskräfte es bedarf, um jährlich beinahe drei Millionen Automobile zu erzeugen, Arbeitskräfte, die bei dem jetzigen Stillstande der Einwanderung nach den Vereinigten Staaten anderen gemeinnützigen Industrien und der Landwirtschaft entzogen werden. Dazu kommt die große Anzahl von Chauffeuren und anderen Personen, die mit dem Betrieb und der Instandhaltung der Automobile beschäftigt sind und gleichfalls dem Vorrat an Arbeitskraft entzogen werden müssen.

In Detroit gibt es 26 große Automobilfabriken, in Toledo ist die große Automobilfabrik Willys Overland & Co., in Cleveland befinden sich 10 Fabriken, und in der Stadt Flint, die nördlich von Detroit liegt, ist die kolossale Automobilfirma Durant and Dort, die eine besonders interessante Geschichte hat.

Durant and Dort war schon vor 20 Jahren eine recht bedeutende Firma, die Pferdewagen verschiedener Art herstellte und u. a. durch ihre zweirädrigen kleinen „Gigs“ berühmt war, die im Volksmund den Namen „Blue Ribbons“ führten. Eines schönen Tages aber, vor ungefähr 15 Jahren, trat Mr. Durant mit einem Erfinder auf dem Gebiete der Mechanik, Mr. Herman Buik, in Verbindung, der für ihn den ersten Gasolinmotor in den Vereinigten Staaten konstruierte. Das war der kleine Anfang; jetzt besitzt Mr. Durant eine Fabrik, die an Größe nur eine Konkurrentin hat, nämlich die von Ford in Detroit. Die Fabrik von Durant repräsentiert einen jährlichen Produktionswert von ungefähr 35 Millionen Dollar und eine Produktionsfähigkeit von ungefähr 3000 Automobilen pro Tag; in letzterer Hinsicht ist sie also der Ford-Fabrik etwas unterlegen; da diese 3500 Automobile pro Tag herstellen kann, wenn sie auch zu jener Zeit, da ich die Stadt besuchte, infolge der Schwierigkeit, genügend Rohmaterial zu beschaffen, nicht mehr als 3000 Stück erreichte.

Die Stadt Flint ist ein glänzendes Beispiel für rasche Entwicklung. Sie hatte nach der letzten Auflage von Meyers Konversationslexikon vor ungefähr 15 Jahren 13 000 Einwohner, vor 7 Jahren 35 000 und nach der Schätzung von 1920, die kürzlich veröffentlicht wurde, rund 92 000 Einwohner.

Die Automobilindustrie war nach der Statistik des Jahres 1920 die drittgrößte unter den Industrien der Vereinigten Staaten. An erster Stelle standen damals Stahl und Eisen, an zweiter Baumwollwaren. Auf jeden Fall ist es nicht unmöglich, daß die Automobilindustrie nach der Schätzung von 1920 noch einen Grad auf dem Wertthermometer hinaufgeklettert ist.

Das Hauptinteresse bei meinem Besuch in Detroit war natürlich, eine der leitenden Automobilfabriken in Betrieb zu sehen, um mir dadurch eine Vorstellung von der praktischen Anwendung der amerikanischen Fabrikationsgrundsätze zu schaffen. Die Automobilindustrie dürfte nämlich in diesem Falle ein sehr geeignetes Studienobjekt sein, da die Organisationen der Fabrikarbeit, die Vervollkommnung der einzelnen Teile, aus denen die Maschine zusammengesetzt ist, und die Mechanisierung der ganzen Herstellung in keinem anderen Zweig einen solchen Grad der technischen Vollendung erreicht haben dürften.

Die Fabriken von Ford sind im wesentlichen in einem einzigen Gebäude untergebracht, und dort arbeiten auf einmal 52 000 Menschen. In der Konstruktionswerkstatt, die eine besondere Abteilung bildet, in der die konstruktiven Experimente hergestellt werden, sind sämtliche Angestellte Deutsche.

Mr. Ford hat ungeheuer viel für die Lösung der Wohnungsfrage getan. Gewöhnlich geht man hier so zuwege, daß die Gesellschaft die Wohnstätten baut, welche die Arbeiter nachher kaufen. Die Gesellschaft hat auch eine eigne Bank, die unter vorteilhaften Bedingungen Baudarlehen zum Bau von Einfamilienhäusern gewährt. Die Gewerkschaften spielen in den Fabriken keine Rolle. Ford wendet das Prinzip „open shop“ an, d. h. er stellt Arbeiter an, ganz gleich, ob sie Gewerkschaftsmitglieder sind oder nicht, aber er trifft keine kollektiven Lohnabkommen.

Die Arbeiter sind durchschnittlich besser bezahlt als an den meisten anderen Orten, und Streiks kommen niemals vor. Vor nicht gar langer Zeit geschah es einmal, daß eine Gruppe von Arbeitern mit Streik drohte. Ford antwortete: „Dann schließe ich die Fabriken für drei Monate.“ Die Arbeiter wußten, daß er imstande war, das zu tun, und es konnte also aus dem Streik aus dem einfachen Grunde nichts werden, weil es in Amerika keine Streikkasse gibt, die längere Zeit hindurch diesen großen und sonst gut bezahlten Arbeiterstand zu unterhalten vermöchte.

Die amerikanischen Ford-Fabriken exportieren nichts. Die Automobile, die man mit dem Abzeichen der Firma in Europa sieht, sind in Fords englischen Fabriken hergestellt, und man kann annehmen, daß die dort gebauten Automobile weniger gut sind als die amerikanischen, da die englischen Fabriken im allgemeinen nur schwer die gleiche hohe Leistungsfähigkeit erreichen wie eine amerikanische Fabrik.

Die letzte Entwicklung bei Ford ist, daß er ein eigenes Eisenwerk



angelegt und eigene Schmelzwerke gebaut hat, welche die Fabrik von der Zufuhr von Halbfabrikaten unabhängig machen sollen. Das einzige Material, das er weiterhin von außen kaufen wird, ist schwedischer Qualitätsstahl, sogenannter High Speed Steel. Bei Ford erkannte man, daß diese Qualität nicht durch irgendeine amerikanische Legierung ersetzt werden kann.

Die Werkstatthallen machten einen großartigen Eindruck und wirkten besonders dadurch ganz überwältigend, daß die Mechanisierung hier wirklich die höchste Stufe erreicht hatte. Die Menschen waren nichts anderes mehr als Teile einer Maschine. Eine unendliche Kette lief durch die gewaltigen, miteinander zusammenhängenden Hallen; auf sie wurde zuerst das Untergestell des künftigen Automobils gestellt. Die Arbeiter standen in langen Reihen längs des endlosen, rollenden Bandes; wenn die unfertige Maschine an ihnen vorüberkam, mußte jeder seinen bestimmten Teil an ihr anbringen. Auf diese Weise konnte man auf den endlosen Straßen der Hallen den Bau des Automobils vom Guß des Untergestelles bis zum Aufsetzen der Karosserie auf den fertigen Wagen verfolgen, worauf ein Chauffeur den Wagen bestieg, ihn in Gang setzte und von dem Bande herunter nach dem Magazin fuhr, von dem aus der Wagen dann geliefert werden konnte. Dabei muß jedoch erwähnt werden, daß eine solche Mechanisierung, wie sie hier durchgeführt ist, nur unter der Voraussetzung denkbar ist, daß ein einziger Typus von Maschinen hergestellt wird. Alle Ford-Maschinen haben die gleiche Anzahl Pferdekräfte und sind einander in allen Teilen exakt gleich. Diese Mechanisierung hat Standardisierung zur Voraussetzung. Das einzige, was die Ford-Automobile untereinander unterscheidet, ist bekanntlich die Karosserie. Das gleiche Prinzip für den Bau von Automobilen ist mehr oder weniger in allen anderen amerikanischen Automobilfabriken durchgeführt, und in der Regel werden in einer Fabrik nur Maschinen der gleichen Stärke hergestellt, die bei den einzelnen Fabriken wechselt.

Eine Sache von Interesse bei den Ford-Fabriken ist das dort eingeführte Bonus-System für die Arbeiter. Eine von der Firma herausgegebene Beschreibung über die Fabriken und ihre Einrichtungen enthält hierüber einige Aufschlüsse. Diese sind jedoch insofern nicht ganz befriedigend, als nichts über die Art mitgeteilt wird, wie der Gewinnanteil der Arbeiter berechnet wird.

Nachdem ich die Ford-Fabriken verlassen hatte, machte ich mit Mr. Hughes eine Rundtour im Automobil durch Detroit, das vor Buffalo und Philadelphia den Vorzug hat, daß die Stadt später und

nach moderneren Grundsätzen gebaut ist. Sie besitzt riesige Villenviertel mit Arbeiterwohnstätten und anderen Häusern. Aber glücklicherweise fehlt der langweilige Viktoria-Stil. Alles ist leichter und eleganter, und das Ganze ist in großartige Parkanlagen eingebettet. Es gibt mehrere neue amerikanische Städte von diesem Typus. Eine solche Stadt in der Nähe von Detroit ist deren Konkurrentin Cleveland in Ohio. Andere Städte derselben Art, die ich besuchte, sind Seattle in Washington, Los Angeles in Kalifornien und Denver in Colorado.

In kultureller Beziehung hatte Detroit den Anschluß noch nicht richtig gewonnen. Es gibt dort z. B. kein großes Theater, obwohl der Bau eines solchen für den Preis von mehreren Millionen Dollar beschlossen worden ist. Die drei bestehenden Theater sind von untergeordneter Bedeutung, dagegen hat die Stadt einige der stattlichsten Filmtheater in den Vereinigten Staaten.

Viel ist in Detroit auch für soziale und wohltätige Zwecke geschehen. Die letzte bemerkenswerte Stiftung dürfte das im Bau befindliche Krankenhaus von Henry Ford sein, das eines der größten und technisch vollendetsten in der ganzen Welt werden soll.



## VI. KAPITEL

### Chicago und seine Entwicklungsmöglichkeiten

Eine interessante Fahrt auf vortrefflichen Automobilwegen. — Katholizismus und Scheinreligion. — Gouverneur Lowden über den Völkerbund. — Packtown und Kunstmuseen. — Gary Steel Works, das größte Stahlwerk der Welt. — Der St. Lawrence-Kanal, die große Zukunftsaussicht. —

Chicago hat nach der letzten Volkszählung nahezu 2,9 Millionen Einwohner. Es ist in bezug auf die Einwohnerzahl die fünfte Stadt der Erde und die zweite in den Vereinigten Staaten, wo es also gleich hinter New York kommt. Chicago ist bekanntlich ein höchst bedeutendes Produktionszentrum und besaß 1918 über 11 000 Fabriken. Der Wert der dort hergestellten Waren belief sich im gleichen Jahre auf 4 300 Millionen Dollar und 1919 auf nicht weniger als 6 500 Millionen. Die Schlächtereien in Chicago sind die größten der Welt; aber auch innerhalb vieler anderer Zweige nimmt die Stadt eine beherrschende oder doch bedeutende Stellung ein, so z. B. in bezug auf Rohstoffe und Halbfabrikate, wie Petroleum, Holzwaren und Häute, sowie in bezug auf Fertigfabrikate, wie verschiedene Maschinen, Juwelen, Pianos, Kleider, Automobile, Möbel und Hausgeräte. Chicago ist auch ein wichtiges Verteilungszentrum für die Getreideprodukte der umliegenden Staaten. In seiner Nähe befinden sich mehrere große Eisenwerke, wie Illinois und Indiana und vor allem das größte der Welt, Gary Steel Works.

Die Ölfelder in Illinois produzieren noch durchschnittlich über 18 Millionen Fässer im Jahr, aber die Produktion dürfte hier ihren Höhepunkt erreicht haben, wie ja Chicago auch innerhalb der Holzwarenbranche nicht mehr die gleiche Bedeutung wie früher hat.

Die Herstellung von Baumaterialien, wie Ziegelsteine und Zement, ist gewaltig. Mehrere große Zementfabriken liegen innerhalb des Fabrikgebietes von Chicago und haben zusammen eine jährliche Produktion von ungefähr  $8\frac{1}{2}$  Millionen Fässern, was etwa 10% der ganzen Produktion dieses Artikels in den Vereinigten Staaten entspricht.

Die Vermehrung der Einwohnerzahl und des Produktionswertes

der Industrie seit Mitte des vorigen Jahrhunderts geht aus folgender Aufstellung hervor:

Jahr	Einwohnerzahl	Produktionswerte der Industrie in Dollar
1850 . . . . .	29 963	
1860 . . . . .	109 260	20 000 000
1870 . . . . .	298 977	92 518 742
1880 . . . . .	503 183	249 022 948
1890 . . . . .	1 099 850	664 567 927
1900 . . . . .	1 698 575	888 945 311
1910 . . . . .	2 185 283	1 281 313 000
1918 . . . . .	2 700 000	4 305 914 000
1919 . . . . .	2 884 000	6 500 000 000

Für die geistige Pflege ist in Chicago viel geschehen. Es gibt 2 Universitäten: University of Chicago mit Stiftungsfonds im Betrage von 26,6 Millionen Dollar und mit einer jährlichen Besucherzahl von durchschnittlich 9000 Studenten, sowie North Western University mit Fonds in der Höhe von 4,5 Millionen Dollar und einer durchschnittlichen Studentenzahl von 5000.

Man stellt sich in Europa Chicago oft als eine schwarze und unangenehme Fabrikstadt vor. Wenn man in solchen Erwartungen hinkommt, ist der erste Eindruck von der Stadt weit günstiger, als man gedacht hat, wenigstens war das bei mir der Fall.

Die große Michigan-Avenue ist der Hauptsache nach, vom Illinois-Zentralbahnhof nach Norden zu, nur auf der einen Seite bebaut. Auf der anderen dehnt sich eine unbebaute Strecke am Strande des Michigan-Sees aus. Diesen Strand entlang geht gegenwärtig eine Eisenbahn, aber es besteht die Absicht, das ganze Strandgebiet in Zukunft in einen gewaltigen Park zu verwandeln, wozu man den See teilweise trocken legen will. Die Aussicht von den Hotelfenstern ist jedoch jetzt schon großartig. Wenn man sich dem See zuwendet, liegt rechts das beinahe vollendete Field Columbian Museum, ein großartiges Gebäude in antikem Stil, das für ethnographische Sammlungen bestimmt ist und der Stadt von dem verstorbenen Gründer von Marshall Fields Departement Store vermacht wurde. Unmittelbar vor dem Hotel dehnt sich, soweit das Auge reicht, der Michigan-See aus, der keine Inseln hat und daher wie das offene Meer wirkt.

Am ersten Tage unternahm ich mit Buchdruckereibesitzer Mr. Charles S. Peterson eine Automobiltour, die nur einen ersten Überblick über die Physiognomie der Stadt vermittelte. Die Fahrt ging



zunächst durch die südlichen Stadtteile, wo ich unter anderem R. Lindbloms High School besichtigte.

Die Schule, die erst kürzlich eingeweiht worden war, befindet sich in einem prächtigen Gebäude; was sofort auffällt, ist der große Platz, der in den amerikanischen Schulen der praktischen Ausbildung eingeräumt wird. Ich möchte auch den angenehmen Eindruck betonen, den man bei Besuchen in einer amerikanischen Schule immer dadurch erhält, daß so viel Wert darauf gelegt wird, die Studien für die Kinder so angenehm wie möglich zu machen. Lehrer und Lehrerinnen beschäftigen sich persönlich auch mit der moralischen Charakterpflege in einem Umfang, der in den europäischen Schulen nicht seinesgleichen haben dürfte. Auch auf äußere technische Fähigkeiten, wie Gymnastik, Schauspielkunst und Tanz, wird großes Gewicht gelegt. Gerade bei unserem Besuche war der Festsaal der Schule für eine Theatervorstellung geschmückt und dekoriert, die am gleichen Tage im Zusammenhang mit dem Terminabschluß stattfinden sollte.

Nach den Anstrengungen der letzten Wochen nahm ich mir ein paar Ruhetage und fuhr im Automobil hinaus aufs Land. Das Ziel war The Moraine Hotel, das ungefähr drei Meilen von Chicago entfernt in einem der großen Stadtparks, Highland Park, liegt. Der ganze Weg hinaus führt durch gewaltige Parkanlagen, und weiter draußen befindet sich noch ein großer derartiger Park, Lake Forest genannt, der die vielleicht reichste Kommune der Welt enthält, wo alle großen Kaufleute von Chicago ihre Villen haben. Man fährt längs der Seeküste meilenweit durch deren Domänen. The Moraine liegt auf einem Hügel an der Seeküste. Es war dort still und friedlich und gab mir die Ruhe, die ich brauchte.

Ganz untätig war ich jedoch nicht, denn schon am folgenden Morgen um 11 Uhr — es war ein Sonntag — kam Bankdirektor Nels M. Hokanson und holte mich in seinem Auto ab. Er wohnte in einer Villa, die einige Meilen entfernt lag, und war freundlich genug, zusammen mit seiner Familie einen Tag zu einer Automobilfahrt mit mir zu verwenden. Wie oft in Amerika versah die Frau die Dienste des Chauffeurs. Wir begaben uns zuerst weiter hinaus nach dem Lake Forest. Dort ist während des Krieges eine riesige Militärstation zur Ausbildung von Marinesoldaten errichtet worden. In den Baracken gibt es Platz für 75 000 Mann, aber gegenwärtig befanden sich nicht mehr als ungefähr 5000 dort. Ein Teil der Station sollte für immer beibehalten werden und bestand aus soliden Ziegelsteinbauten, zum größten Teil aber aus Holzbaracken.

Wir fanden Zeit, im Laufe des Vormittags zahlreiche Fragen von größter Bedeutung für die Beurteilung des wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens der Vereinigten Staaten durchzusprechen. Bankdirektor Hokanson brachte hierbei viele neue Gesichtspunkte vor, die mir während der Fortsetzung meiner Reise von großem Nutzen sein sollten.

Man kann eine solche Automobilfahrt wie die unsere in der Umgebung von Chicago nicht machen, ohne die Weganlagen zu bewundern, die übrigens beinahe überall in den Vereinigten Staaten großartig sind. Die Wege sind hier besonders prächtig aus Beton gebaut und in bestimmten Abständen mit Asphalt ausgefüllt, was ihnen die nötige Elastizität verleiht und das Bersten des Betons durch Wärme verhindert. Die Wege sind weit bequemer als die Asphaltstraßen im Distrikt von Columbia und Washington, die durch die Sommerhitze leicht in einen halb geschmolzenen Zustand geraten und einen üblen Geruch verbreiten. Diese Wege werden im Interesse der Automobilfahrer gebaut: mit Rücksicht hierauf muß für jedes Automobil eine gewisse Steuer bezahlt werden, die unverkürzt zur Erhaltung der Wege verwandt wird. Dabei handelt es sich um ungeheuer große Summen. Der Staat Illinois hatte für Wegarbeiten ein Kapital von 50 Millionen Dollar zurückgelegt, als der Krieg ausbrach, und mußte dann die Verwirklichung seines großartigen Planes in Erwartung billigerer Arbeitskosten aufschieben.

Die meisten der um Chicago liegenden Parke gehören der Stadt, die beinahe jedes Jahr neue große Waldgebiete ankauft, welche für zukünftigen Bedarf als Parke oder als Plätze für Sonntagsausflüge der Bevölkerung von Chicago reserviert werden.

Während der Fahrt durch diese Parke fielen mir mehrmals große, prachtvolle Gebäude auf, an denen wir vorbeikamen und die nach Mr. Hokanson katholische Stifte oder Schulen waren. Hier berührte ich zum erstenmal die Frage der katholischen Propaganda, die in den Vereinigten Staaten mit großer Energie betrieben wird. Schulen, religiöse Stiftungen und andere ähnliche Institutionen bezahlen hier dem Staate keine Einkommensteuer. Wenn sie auch noch so große Domänen besitzen, sind sie ganz frei von einer solchen Steuer. Diesen Umstand hat die katholische Kirche geschäftsklug ausgenützt. Sie zieht von ihren Gläubigen große Summen ein und sammelt Kapital zum Ankauf von Besitzungen auf dem Lande und Grundstücken in der Stadt. Die Einkünfte werden dann teils zur Propaganda, teils zur Errichtung von Schulen und Universitäts-Colleges verwandt.



Neben diesen großartigen Institutionen in den Parks von Chicago erscheinen die öffentlichen Staatsschulen, die doch nach europäischen Begriffen sehr prächtige Gebäude sind, klein und unbedeutend.

Die Schüler in den katholischen Stiften setzen sich zu nicht geringem Teile aus eltern- und mittellosen Kindern zusammen. Die katholische Schule erzieht sie, und sie gehen als fanatische Anhänger des Katholizismus ins Leben hinaus. Es verhält sich nämlich so, daß die Kinder der ebengenannten Kategorie Freiplätze und einen Unterricht erhalten, den sie sonst nicht erhalten können, da es in Amerika an anderen Stiftungen fehlt, welche die Mittel hierzu besitzen oder die Konkurrenz in dieser Hinsicht aufnehmen wollen. Die Folge ist, daß die Zahl der Katholiken jährlich ungeheuer wächst und ihr Einfluß im Verhältnis dazu. Die Katholiken zeigen sich nicht viel, aber sie mischen sich doch in alle öffentlichen Angelegenheiten und verfügen in jedem Jahr über mehr wichtige Plätze im öffentlichen Leben der Vereinigten Staaten. Man kann sich daher mit Recht fragen, was die Folge dieser Propaganda sein wird. Das bedenkliche ist, daß es in Amerika kein wirkliches Gegengewicht gegen den Einfluß der katholischen Kirche gibt. Die protestantischen Kirchen verschiedener Art verfügen nicht über solche Geldquellen und sind außerdem zersplittert. Die neuen religiösen Strömungen, die es daneben gibt, sind ganz äußerlich. Sieht man eine prachtvolle Kirche oder einen stattlichen Tempel, so ist es entweder ein katholisches Heiligtum oder auch ein Versammlungslokal der Christian Science, die nach allem zu urteilen in sehr bedauerlicher Weise um sich greift. Angebliche Wunder durch den Glauben sind durch die Christian Science in den letzten Jahren in großem Umfange verrichtet worden. Es werden zahlreiche Fälle erzählt, daß Kranke sich nicht an den Arzt gewandt hätten und die Christian Science unheilbaren Schaden angerichtet habe.

Die Schuldigen wurden in verschiedenen Fällen zu strengen Strafen verurteilt, aber das hat bisher nichts geholfen. Christian Science betreibt immer weiter ein großes religiöses Geschäft, u. a. indem sie bedeutende Summen als Entgelt für Fürbitten einzieht, die in der Ferne verrichtet werden.

Nachdem ich nach Chicago zurückgekehrt war, mußte ich während der noch übrigen Tage meines dortigen Aufenthaltes ein langes Programm durchführen.

Am ersten Tage schon hatte ich eine Zusammenkunft mit Mr. Frank O. Lowden, dem Gouverneur des Staates Illinois, einem von

denjenigen Kandidaten für die Präsidentschaft, von denen man damals glaubte, daß sie große Aussichten hätten, vom republikanischen Konvent nominiert zu werden, was einige Tage später gerade in Chicago geschehen sollte. Man war damals der Ansicht, daß sich der Kampf hauptsächlich zwischen ihm und General Wood abspielen werde; aber das Schicksal wollte es anders: sie sollten beide geschlagen werden.

Mehrere von den Kandidaten für die Präsidentschaft hielten sich zur Zeit meines Besuches in der Stadt auf und wohnten im Hotel Blackstone, dessen ganzer siebenter Stock ihnen zur Verfügung gestellt wurde. Sie hatten dort alle ihre Sekretariate, und das amüsante war, daß sich die Konkurrenten auf diese Weise auf dem gleichen Korridor treffen konnten.

Lowden war seit vier Jahren Gouverneur in Illinois und hatte sich durch sein großes administratives Talent bemerkbar gemacht. Es wurde besonders hervorgehoben, daß es ihm durch Personaleinschränkungen und Vereinfachungen in den Verwaltungsformen geglückt sei, die laufenden Ausgaben in allen staatlichen Ämtern bedeutend zu verringern, was zweifellos um so bemerkenswerter ist, da es während des Krieges geschah, wo sich zugleich in allen anderen Staaten die Ausgaben vermehrten.

Ich wurde in einem kleinen Vorzimmer an der Ecke der Michigan Avenue empfangen. Gouverneur Lowden ist untersetzt gebaut und wirkt etwas schwerfällig, aber vertrauenerweckend und solid.

Unser Gespräch berührte zunächst die Friedensfrage und Amerikas eventuellen Anschluß an den Völkerbund. Mr. Lowdens Äußerungen waren recht interessant und stimmten im großen ganzen mit den Ansichten überein, die ich oben von dem Bankpräsidenten Mr. George McClelland Reynolds, der ebenfalls aus Chicago stammt, wiedergegeben habe. Aber Mr. Lowden entwickelte seinen Standpunkt viel detaillierter und mit geschickter Begründung. Er hielt den Friedensvertrag, wie er jetzt vorlag, für einen großen Irrtum. Den Vorschlag von Wilson zum Völkerbund fand er in seiner jetzigen Form ganz verfehlt. Die Vereinigten Staaten hätten einen sofortigen Frieden ohne Waffenstillstand erzwingen sollen, und Präsident Wilson hätte, anstatt seinen Vorschlag zum Völkerbund einzubringen, eine Wiederaufnahme des amerikanischen Vorschlags auf der ersten Friedenskonferenz im Haag im Jahre 1892 verlangen sollen. Dieser letztere zielte bekanntlich auf die Errichtung eines obligatorischen internationalen Schiedsgerichtes oder, wie dasselbe auf der zweiten Konferenz im Jahre 1907 genannt wurde, auf einen



„Court of Arbitral Justice“ ab, der permanenten Charakter haben, von ihm bezahlte unabhängige Richter anstellen, regelmäßig tagen sowie obligatorische Urteile in internationalen Streitfragen fällen sollte.

„Wie aber verhält es sich mit Wilsons Vorschlag?“ fuhr Mr. Lowden fort. „Es heißt allerdings im 14. Artikel der Bundesakte des Völkerbundes, daß dessen Rat den Vorschlag zur Errichtung eines „Permanent Court of International Justice“ ausarbeiten solle. Wenn man aber näher zusieht: Was sollte dieses Gericht für Befugnisse haben? Ja, es sollte kompetent sein, nur jeden internationalen Streitfall, den der Völkerbundsrat ihm unterbreiten wollte, zu untersuchen und zu entscheiden. Das Gericht sollte mit anderen Worten die Befugnis haben, sich dem Rate gegenüber über die Angelegenheiten zu äußern, betreffs deren es befragt wurde. Aber wie bedeutungslos war dies! Nichts garantierte dafür, daß das Urteil nachher ausgeführt wurde oder daß der Rat auch nur irgendwelche Rücksicht auf dasselbe zu nehmen brauchte. Ein derartiges beratendes Institut kann ja weder Gericht genannt werden noch irgendwelche wirkliche Autorität besitzen. Ein internationales Schiedsgericht muß, wenn es von Nutzen sein soll, selbst die Initiative ergreifen und entscheiden können, welche Fälle unter seine Kompetenz fallen, und es muß — das ist das wichtigste — eine Garantie dafür haben, daß seine Urteile respektiert werden. Nur unter der Voraussetzung, daß das Urteil durchgeführt wird, kann ein internationales Schiedsgericht Bedeutung gewinnen. Nach dem Vorschlag von Wilson wird es rein illusorisch.“

„Die Vereinigten Staaten hätten,“ fügte Mr. Lowden hinzu, „die Verwirklichung eines obligatorischen internationalen Schiedsgerichtes fordern sollen. Hätten sich nicht Deutschland und Österreich dem amerikanischen Vorschlag widersetzt, als er auf der Haager Konferenz vom Jahre 1907 zum zweitenmal behandelt wurde, wobei er auch von England kräftig unterstützt wurde, sondern wäre er damals angenommen worden, so wäre meiner Überzeugung nach der Weltkrieg niemals ausgebrochen.“

Ich setzte meine Studien der sozialen, wirtschaftlichen und industriellen Zustände in Chicago auf verschiedenen Gebieten fort. Eines Morgens begab ich mich nach Packer-Town, um Union Yards und besonders die große Schlächterei Armour & Co. zu besichtigen, welche die größte unter „The Big Five“ ist, zu denen außerdem noch Swift & Co., Morris & Co., Cudahy Packing Co. sowie Wilson & Co. gehören.



Chicago von der Landseite mit Chicago River





South Water Street, Marktplatz der Farmer von Illinois

An Seite des Angestellten, der mit meiner Führung beauftragt war, durchwanderte ich die drei großen Hauptabteilungen der Schlächtereier, die Schweineschlächtereier, die 1500 Schweine in der Stunde tötet, die Rinderschlächtereier, wo 750 Rinder in der Stunde sterben, und die Schafschlächtereier mit 1000 getöteten Tieren pro Stunde. Das Ganze geht ebenso mechanisch vor sich wie die Anfertigung von Automobilen in den Fabriken von Ford. Das Tier wird am Hinterbein an einer Kette befestigt, wobei der Kopf nach unten kommt. Nachdem es mit einem langen Messer von demjenigen, dessen Aufgabe diese unangenehme Arbeit ist, niedergestochen und das Blut ausgeronnen ist — das ist das Werk einiger Sekunden — wird es über ein Rad mit einer unendlichen Kette weitergeführt, abgeschabt, inspiziert und von den Arbeitern zerstückelt, die längs der unendlichen Kette stehen, wobei jeder seine besondere Aufgabe und seinen Handgriff an dem toten Tierkörper ausübt, bis dieser am Ende der Kette in Würste, Kotelette, Schinken usw. zerlegt ist. Der ungewohnte Besucher verspürte hier einen äußerst intensiven und widerlichen Geruch, der mehrere Stunden lang, nachdem man den Ort verlassen hatte, noch an den Kleidern hängen blieb. Über ganz Packer-Town lag dieser Geruch, der sich aus Blut, Fleisch und den Ausdünstungen der lebenden Tiere in den beinahe unübersehbaren Viehställen zusammensetzte. Man verspürte ihn schon aus weiter Ferne, wenn man sich Packer-Town näherte; aber diejenigen, welche hier wohnten und arbeiteten, behaupteten, daß die Gewohnheit sie bald von dieser Unannehmlichkeit befreie. Am meisten imponierten die Dimensionen. In Packer-Town arbeiten 100 000 Menschen, davon ungefähr 25 000 für Armour. Während des Jahres 1919 wurden allein bei Armour über 12 Millionen Tiere geschlachtet.

Ich besuchte auch bei der Firma Armour die Verwaltungslokale, Kontore und sozialen Einrichtungen, die Klubräume und Frühstücksräume für das Personal, die alle mit den für Amerika charakteristischen luxuriösen Bequemlichkeiten eingerichtet waren. Nach dem Besuch wurde es jedoch nötig, ins Hotel heimzufahren, die Kleider zu wechseln und zu baden, um möglichst rasch von dem unangenehmen Packer-Town-Geruch befreit zu werden.

Nach all diesen grobmateriellen Eindrücken verspürte man ein starkes Bedürfnis nach einem geistigen Gegengewicht. Ich besuchte daher am gleichen Tage das Kunstmuseum an der Michigan Avenue und konnte dabei feststellen, daß es an dem gleichen Mangel litt wie The Metropolitan Museum in New York und die meisten amerikanischen Museen, die ich gesehen habe, daß nämlich die vorhandenen



Kunstwerke von sehr ungleichem Wertewaren. Außerdem fehlte es an Übersichtlichkeit, und zwar hauptsächlich deshalb, weil man wie in New York den Grundsatz befolgt hatte, die Kunstwerke nicht nach Schulen oder Ländern, sondern nach den Stiftern zu ordnen. Auf diese Weise hat jeder größere Stifter seinen besonderen Raum erhalten, in welchem alle möglichen Schulen ohne inneren Zusammenhang vertreten sind.

Die französische Kunst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab war in Chicago unvergleichlich am besten vertreten. Hier gab es außer Renoir ausgezeichnete Bilder von Corot, Rousseau, Troyon und Courbet sowie einige sehr schöne Gaston La Touche. Die klassischen amerikanischen Maler J. McNeill Whistler, John S. Sargent und George Innes waren durch einige sehr gute Werke vertreten.

Der bedeutendste Saal im Museum war zweifellos der, welcher von Mr. Field gestiftet war, von demselben Mann, der das Geld zum Bau des großen Field Columbian Museum vermacht hatte.

Einer der interessantesten Ausflüge, die ich von Chicago aus machte, war eine Automobilfahrt nach den Gary Steel Works, die auf Einladung des Assistant Chief Engineer der großen Werke, eines bedeutenden schwedischen Fachmannes Mr. Albin G. Witting, unternommen wurde. Die Werke liegen ungefähr 25 englische Meilen von Chicago entfernt. Die Fahrt dorthin war sehr lohnend. Wir passierten bedeutende Industrieorte, wie Illinois Steel Co., Portlands Zementfabriken, Indiana Steel Co. sowie große Ölraffinerien, im Besitze der Standard Oil.

Gary Steel Works gehören der Indiana Steel Co., werden aber von Illinois Steel Co. betrieben, die beide Unterabteilungen von United States Steel Corporation sind. Die Werke bilden eine völlige Stadt für sich mit 17000 Einwohnern. Vor Errichtung der Eisenwerke war die Gegend eine Wüste. Südlich der Anlagen dehnen sich pittoreske Waldpartien aus, die man in einen Nationalpark verwandeln will. In kurzer Zeit erstanden in dieser Gegend die Gary-Werke, das größte Stahlwerk der Welt. Die meisten anderen bedeutenden Stahlwerke sind schon seit langer Zeit gegründet worden und von geringen Anfängen in einer langen kontinuierlichen Entwicklung zu großen Unternehmungen emporgewachsen; die Gary-Werke aber sind sozusagen wie ein Pilz aus dem Boden geschossen und dürften daher die einzigen großen Werke in ihrer Art sein, die gleich zu Beginn nach einem festgelegten einheitlichen Plan errichtet wurden.

Gegenwärtig wurde nur mit einer Arbeitsstärke von 80% gearbeitet, aber die Werke waren auf lange Zeit mit Aufträgen versehen. Die Einschränkungen beruhten hier wie bei der Automobilfabrik von Ford auf der Schwierigkeit, Rohmaterial zu erhalten, die durch die verminderte Transportfähigkeit der Eisenbahnen verursacht war.

Die Gary-Werke liegen am südlichen Ende des Michigan-Sees. Das eingeebte Gebiet umfaßt ungefähr 450 ha mit 250 km Eisenbahnlinien, welche die verschiedenen Werke miteinander verbinden. Die Anlagen wurden 1906 begonnen, und der erste Hochofen wurde im Dezember 1908 in Betrieb gesetzt. Die Grundidee, nach der das Werk angelegt wurde, war die Erzielung eines möglichst einfachen Eisenbahnsystems, so daß die Erzeugnisse mit der geringsten Zeitverschwendung von dem einen Werk nach dem andern befördert werden konnten. Daneben wurde dafür gesorgt, daß Platz für zukünftige Ausdehnung übrigblieb. Man kann vier parallele Abteilungen unterscheiden: die Schmelzöfen mit dem Hafen und dem Erzlager, die Martinwerke, die Gießwerke und die Feinwalzwerke. Dazu kommt ein Kokswerk, das auf einer anderen Seite des Hafengebietes angelegt ist. Alle für die Koksöfen bestimmten Kohlen werden mit der Eisenbahn geliefert, aber auf einem unabhängigen Schienennetz.

Das Kokswerk besteht aus 700 „Koppers“, Regeneratoröfen mit einer Kapazität von 10 t, aufgeteilt in 10 Batterien von 70 Öfen, von denen jeder zu 16 Batterien in zwei parallelen Reihen ausgedehnt werden kann. Der tägliche Kohlenverbrauch beträgt ungefähr 11 000 Tonnen. Hiervon werden ungefähr 8000 Tonnen Schmelzofenkoks produziert, ferner Kohlestübe, das zur Dampfkesselheizung verwendet wird, Teer und  $3\frac{1}{2}$  Millionen cbm Gas, wovon  $1\frac{1}{2}$  Millionen zur Aufwärmung der Koksöfen dienen, während 2 Millionen als Feuerung in den Schmelzöfen des Walzwerkes und der Teer in einem der Martinwerke verbraucht werden. Die Zeit der Verkoksung variiert zwischen 16 und 20 Stunden. Die Nebenprodukte im eigentlichen Sinne sind Ammoniakwasser, Ammoniumsulfat, gereinigtes Benzol, Totuol und Naphthalin.

Schmelzöfen gibt es zwölf. Sie sind in einer Reihe längs eines Erzlagerplatzes und des Hafens angelegt. Der Kai, der aus Beton erbaut ist, ist über 1000 m lang und mit sieben elektrisch getriebenen Kranen zu 12 t, mit sogenannten Hulett Unloaders mit einer durchschnittlichen Kapazität von 400 t in der Stunde, ausgestattet. Hinter dem Kai läuft eine Betonanlage, auf die die Krane das Erz abladen.

Das Roheisen wird von den Schmelzöfen unmittelbar in die Kipp-



wagen verladen, die es nach dem Mischer des Martinwerkes befördern. Die Schlacken werden mit Wasser in einem großen Betonbehälter granuliert und zur Herstellung von Zement verwendet. Haben die Schlacken jedoch eine Zusammensetzung, die sich hierfür nicht eignet, so werden sie in umstülpbare Kippwagen verladen und dienen als Füllung längs des Seestrand, wodurch allmählich für eine künftige Ausdehnung der Anlagen neues Land gewonnen wird. Schon jetzt konnte ich eine bedeutende auf diese Weise gewonnene Strecke beobachten, die ihrer zukünftigen Verwertung harret.

Die Martinwerke sind kolossal: sie haben eine monatliche Produktion von 260 000 t Gußstahl, was in zwei Monaten ungefähr ebensoviel ausmacht, wie die schwedischen Stahlwerke zusammen während eines ganzen Jahres erzielen können. Der Gußstahl wird in Coquillen verladen, die in Eisenbahnwagen stehen. Diese Coquillen werden dann mittels eines elektrischen Kranes so rasch wie möglich herausgehoben, und der Gußstahl wird unmittelbar in die Wärme-gruben des Grobwalzwerkes hineingesetzt.

Unter den vier großen Walzwerken sind besonders die Schienenwalzwerke sehr imposant. Sie haben 18 Walzengleise, die zu einem kontinuierlichen Gußwalzwerk mit vier Walzenstühlen zusammenkonstruiert sind, ein Triowalzwerk mit fünf Geleisen (die Walzen in diesen Geleisen haben einen Durchmesser von 1000 mm) und ein Triowalzwerk mit drei Geleisen und Walzen von einem Durchmesser von 700 mm. Diese zwölf Geleise bilden das Vorwalzwerk und walzen den Gußstahl von einem Viereck von 500×600 mm zu einem solchen von 200 mm. Die noch übrigen sechs Geleise sind Profilwalzen. Vom letzten Stuhle aus wird die Schiene unter fünf rotierende Schneidmaschinen geschoben, welche die Schienen in ihrer exakten Länge abschneiden. Hierauf werden die Schienen in ein Abkühlungsbett befördert, um dann geradegebogen zu werden. Zuletzt werden die Löcher für die Verbindungseisen gebohrt und die Enden gefräst. Alles wird mit Elektrizität betrieben. Die mittlere Produktion beträgt bis zu 75 000 t im Monat.

Es war ein in hohem Grade imponierender Anblick, von einem Balkon in der unendlichen Schienenwalzhalle aus zu sehen, wie die glühenden Schienen auf ihren endlosen Bahnen vorwärts tanzten, während die Funken wie bei einem prächtigen Feuerwerk herumsprühten, besonders in dem Augenblick, wo die Schienen abgeschnitten wurden. Man hatte durchaus das Gefühl, als sei hier eine Naturkraft am Werke. Die weit entwickelte Mechanisierung hat nämlich zur Folge, daß nur eine geringe Zahl von Arbeitern nötig ist, um den

Mechanismus in Gang zu halten. Man sah tatsächlich in der ganzen großen Halle soweit der Blick reichte, kaum einen einzigen Menschen. Alles ging gewissermaßen von selbst.

Ähnliche gewaltige Einrichtungen sind die Gußwalzwerke, die Grobwalzwerke, die Blechwalzwerke und die Feinwalzwerke. Parallel zu dem Feinwalzwerk, aber so gebaut, daß noch ein Zwischenraum für ein eventuelles neues Walzwerk übrigbleibt, liegt ein Räderwerk für das Walzen und Pressen der Eisenbahnräder. Endlich kommen die Werkstätten, die mechanischen Werkstätten, eine Gießerei, eine Blechwerkstatt, eine Schmiede, eine Schreiner- und Modellwerkstatt sowie eine elektrische Reparaturwerkstatt umfassen.

In den gesamten Anlagen der Gary-Werke sind ungefähr 12000 Mann angestellt. Die größte der auf einmal verwendeten Arbeitskräfte beträgt 11000 Mann. Die übrigen sind Ersatzleute in denjenigen Werken, wo der Betrieb kontinuierlich ist, da ein Arbeiter von sieben Tagen nicht mehr als sechs arbeiten darf. Da in allen den verschiedenen Abteilungen möglichst viele Arbeit durch Maschinen ausgeführt wird, ist die Zahl der Arbeiter im Verhältnis zur Produktion sehr niedrig. Nur 66% der Arbeiter sind direkt an den Öfen oder in den Walzwerken beschäftigt, die übrigen werden benötigt, um die Maschinen in Ordnung zu halten, notwendige Reparaturen, Umbauten und Verbesserungen durchzuführen, sowie für den Betrieb und die Aufrechterhaltung des Eisenbahnsystems, für Reinhaltung und verschiedene zufällige Beschäftigungen. Das Ingenieur- und Kontorpersonal, das mit einberechnet ist, besteht aus 500 Mann.

Während der letzten Jahre sind für die Arbeiter 57 Auskleide- und Waschräume gebaut worden, die mit Duschapparaten, Waschtischen mit laufendem warmen und kaltem Wasser, W. C. und besonderen Kleiderschränken aus Stahlblech für jeden einzelnen Arbeiter ausgestattet sind. Eine Dusche ist für je zehn Mann, ein Waschtisch für je fünf bestimmt. Innerhalb des Werkes befindet sich ferner ein Restaurant, in welchem Tag und Nacht warme Speisen zum Selbstkostenpreis serviert werden. Dieses Restaurant verfügt über 225 Sitzplätze und ist nach den gleichen Prinzipien wie ein Automat eingerichtet, so daß in der Stunde über 900 Personen bedient werden können. Durchschnittlich werden innerhalb von 24 Stunden 3200 Speisen serviert. Endlich gibt es ein vollkommen modernes Lazarett mit 120 Betten, in welchem alle Unglücksfälle behandelt werden. Alle an dem Werke Angestellten, die sich einer Operation unterziehen müssen, werden kostenlos aufgenommen. Ein Rekreations- und



Sportplatz mit Zuschauertribüne ist unmittelbar vor dem Gebiete des Werkes errichtet. Hier finden zweimal im Jahre Wettspiele zwischen den im Werke Angestellten statt, wobei von der Gesellschaft geschenkte Preise verteilt werden.

Bezüglich der Anstellung der Arbeiter wird die gleiche Politik wie an den Fabriken von Ford verfolgt, nämlich „the open shop“. Streiks spielen keine Rolle. Vor einigen Jahren machten die organisierten Arbeiter einen Streikversuch, aber der Betrieb wurde in beinahe völligem Umfang von Leuten, die außerhalb der Gewerkschaften standen, aufrechterhalten.

Die Gary-Werke wurden deshalb gerade da angelegt, wo sie jetzt erbaut sind, weil man ausgerechnet hat, daß die geographische und verkehrstechnische Lage derart ist, daß die Rohmaterialien, Kohle Eisenerz und Kalk, sich dort billiger stellen werden als an irgendeinem anderen Platze in den Vereinigten Staaten. Das Eisenerz für die Gary-Werke wird in den Bergwerken am Lake Superior gewonnen und von Dampfern von 12000 t zu den Werken transportiert, die in wenigen Stunden dank der obenerwähnten automatischen Löscheinrichtungen gelöscht werden.

Als wir in unserem Automobil nach Chicago zurückkehrten, fuhren wir durch die kleine Stadt Gary, die allen anderen neueren amerikanischen Städten ähnlich ist. Sie besitzt eine Hauptstraße, die rechtwinkelig von Querstraßen geschnitten wird, ein Theater, einen Moving-Pictures-Palast und rings um das Geschäftszentrum einen „Residential part“ mit Arbeiter- und Beamtenwohnungen. Die Gary-Gesellschaft baut selbst viele Arbeiterwohnstätten, aber ebenso wie das bei den Ford-Fabriken in Detroit der Fall war, behält die Gesellschaft dieselben nie, sondern verkauft sie so schnell wie möglich an Arbeiter, die danach streben, sich ein eigenes Heim zu verschaffen. Im Hinblick auf die Wohnstätten kommen verschiedene Systeme in Anwendung: es gibt Häuser mit Platz für eine, zwei oder drei Familien.

Ich komme nun zu der Frage, die von allen denjenigen, die mit Chicago zusammenhängen, Europa am meisten interessieren muß, nämlich zu dem großen Projekt, den St. Lawrence-Fluß zu kanalisieren, so daß Schiffe, die den Ozean befahren, direkt vom Atlantischen Ozean nach den Hafenstädten der Drei Großen Seen gelangen können. Der Vorschlag ist nicht neu; es handelt sich im Gegenteil um einen Plan, an dem schon jahrelang gearbeitet wurde und der zur Hälfte eigentlich schon als realisiert angesehen werden kann. Kanäle, die für große Schiffe von 10- bis 12000 t befahrbar sind, gibt





es schon zwischen den Großen Seen oder sie sind im Bau; besonders das Verbindungssystem auf der kanadischen Seite befindet sich in rascher Entwicklung. Für diese Kanäle sind ungeheure Summen aufgewendet worden. Für den Verbindungskanal zwischen Lake Superior und Lake Huron hat der kanadische Staat 32 Millionen Dollar ausgegeben. Die Kosten für den neuen im Bau befindlichen Welland-Kanal, der den Niagara passieren und Lake Ontario mit Lake Erie verbinden soll, werden auf 50 bis 75 Millionen Dollar geschätzt, und für die fertige Kanalverbindung zwischen Erie und Huron hat der amerikanische Staat 16 Millionen Dollar verausgabt.

Das einzige, was noch fehlt, um die Großen Seen in direkte Verbindung mit dem Atlantischen Ozean zu bringen, ist der Bau eines Kanales, der an dem Wasserfall des St. Lawrence-Flusses vorbeiführt, welcher teilweise als zu Kanada gehörig, teilweise als internationales Gebiet gilt. Wenn diese Barriere einmal durchbrochen sein wird, werden die großen nordamerikanischen Seen in direkter Verbindung mit dem Weltmeere stehen. Damit wird ein neues Gebiet für die Seefahrt der Welt erschlossen sein, und die Großen Seen werden die Bedeutung eines amerikanischen Mittelmeeres bekommen.

Als ich Chicago besuchte, war diese Frage eben Gegenstand des größten Interesses. Ihre Behandlung war von dem Kongreß in Washington und dem kanadischen Staate einer sogenannten International Joint Commission aus Mitgliedern der beiden Länder übertragen worden, die sich gerade in Chicago aufhielten, um die Festlegung des endgültigen Planes zu besprechen.

Um für die Realisierung dieses Vorschlages zu wirken, hat sich in den Vereinigten Staaten eine große Propaganda-Gesellschaft „Great Lakes — St. Lawrence Tidewater Association“ gebildet, der die 14 zunächst interessierten nordamerikanischen Staaten als Mitglieder beigetreten sind.

Die Vereinigung hat ihren Sitz in Chicago. Ich machte bei ihrem Präsidenten Mr. H. C. Gardner einen Besuch, der mir über die Angelegenheit einen Vortrag hielt und den jetzigen Stand der Frage schilderte.

Dem Kanalprojekte arbeitete das Interesse von New York entgegen, da man dort Chicago als Konkurrenten in der Eigenschaft als atlantische Hafenstadt fürchtete, aber Mr. Gardner glaubte nicht, daß sich die genannten Interessen stark genug würden geltend machen können, um eine Ausführung des Vorschlages zu verhindern. Kanada hatte schon 50 Millionen Dollar teils zum Ausbau des Wasserfalles im Lawrence-Fluß, teils zur Ausführung des in Frage stehen-

den Kanals auf der kanadischen Seite bewilligt. Und Mr. Gardner war seinerseits überzeugt, daß die Sache amerikanischerseits während des nächsten Dezember, also noch von dem jetzt tagenden Kongreß, in gewünschter Weise entschieden werden würde.

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, gilt das große Projekt nicht nur dem Ausbau eines Kanals, sondern auch im Zusammenhang damit der Ausnützung jener gewaltigen Kraftquellen, die in dem Wasserfalle, den man passieren muß, verborgen liegen. Tidewater Association hat eine Aufstellung ausgesandt, welche die Kosten für den Ausbau des Kanals und der Kraftstation zeigt und einige Angaben über die große nationalökonomische Bedeutung einer Durchführung des Planes enthält. Diese Aufstellung ist folgende:

Der Abstand bei der Fahrt über die Seen:

Von Chicago zur jetzigen Endstation Buffalo . . .	890 engl. Meilen
Von Duluth bis zur jetzigen Endstation Buffalo . . .	985 „ „

Mit der Eisenbahn durch das Land. Von Buffalo bis New York:

Canal — Oswego — Hudson . . . . .	479 engl. Meilen
Rail — N. Y. Central . . . . .	439 „ „
Rail — D. L. & W. . . . .	396 „ „

Der Abstand von den ausländischen Häfen:

Von Buffalo nach Liverpool . . . . .	3558 engl. Meilen
Von New York nach Liverpool . . . . .	3571 „ „
Von Buffalo nach der Ostsee . . . . .	4000 „ „
Von New York nach der Ostsee . . . . .	4300 „ „
Von Buffalo nach dem Mittelmeer . . . . .	4000 „ „
Von New York nach dem Mittelmeer . . . . .	3800 „ „

Kostenanschlag für einen vollständigen und einheitlichen Ausbau der sämtlichen Kanäle zwischen den Drei Großen Seen und durch den St. Lawrence-Fluß zum Atlantischen Ozean:

Vom Lake Superior zu den Unteren Seen:

Verbesserungen des Soo-Kanals . . . . .	32000000 Dollar
---	-----------------

Von den Oberen Seen bis zum Lake Erie:

Verbesserungen der Kanalverbindung Detroit und St. Clair . . . . .	16000000 „
---	------------

Vom Lake Erie zum Lake Ontario:

Der Welland-Kanal, gegenwärtig im Bau . . .	65000000 „
---	------------

Vom Lake Ontario zum Atlantischen Ozean:

Die Internationale Sektion gemäß Kostenanschlag	60000000 „
Die Kanadische Sektion gemäß Kostenanschlag .	50000000 „

Schließlich wird ein Kostenanschlag für den Ausbau der Kraftstationen des zu passierenden Wasserfalles mitgeteilt:



Der Niagara, schon ausgebaut . . . . .	650000	elektr. Ps.
Der St. Lawrence, verwendbare Kraft:		
Internationale Sektion . . . . .	2000000	„ „
Kanadische Sektion . . . . .	2000000	„ „
Kosten für den Ausbau, wobei die jährlichen Kosten zu 15 Dollar für die elektrische Pferde- kraft berechnet sind . . . . .	60000000	Dollar
Jährliche Ersparnis am Kohlenverbrauch, wenn er durch genannte Kraft ersetzt wird . . . . .	50000000	Tonnen

Es sind, wie man sieht, schwindelnde Zahlen, aber es ist mir nicht recht klar, wie man in bezug auf die Ausnützung der Wasserkraft zu so hohen Ziffern kommen konnte. Wahrscheinlich bezeichnen diese Zahlen ein theoretisches Maximum, das nie oder jedenfalls nicht auf lange Zeit hinaus in seiner Gesamtheit ausgenützt werden kann. Ich möchte mich statt dessen an eine viel bescheidenere Berechnung halten, die von The First Assistant Secretary im amerikanischen Ministerium des Innern Mr. Alexander T. Vogelsang \*) vorgelegt wurde, welcher den Anteil der Vereinigten Staaten an der geplanten Kraftstation am St. Lawrence-Fluß auf 425 Millionen Kilowattstunden im Monat berechnet. Davon ausgehend, daß drei englische Pfund Steinkohle einer Kilowattstunde entsprechen, kommt er dazu, daß die Kraft des St. Lawrence gleichwertig mit einem jährlichen Kohlenverbrauch von 7.750 000 Tonnen sein würde. Zieht man dabei in Betracht, daß die Steinkohlen, die gegenwärtig jährlich in den öffentlichen Werken und Eisenbahnen in den New England-Staaten und New York verbraucht werden, 7 Millionen Tonnen oder nahezu die gleiche Quantität betragen, die durch eine Anwendung der elektrischen Kraft der geplanten Kraftstation eingespart werden könnte, so wird jedermann die ungeheure Bedeutung leicht einsehen, die eine Nutzbarmachung der betreffenden Kraftquellen für die Wirtschaft der amerikanischen Oststaaten haben würde.

Man erkennt u. a. gleich, daß die Anwendung der elektrischen Kraft eine große Ersparnis im Verbrauch der Steinkohlen mit sich führen würde, was wiederum bedeutet, daß die Eisenbahnlinien der Oststaaten von einem großen Teil ihrer enormen Überbelastung an Güterverkehr befreit würden. Es handelt sich in der Tat um eine sehr ansehnliche Verringerung, da 35 bis 40% ihrer Tragfähigkeit gegenwärtig von den Steinkohletransporteuren in Anspruch genommen werden. Aber dieser Gesichtspunkt ist nicht der wichtigste und auf jeden Fall nicht derjenige, der uns zunächst interessiert.

---

\*) Alexander T. Vogelsang: St. Lawrence Power, Washington 1919.

Was hierbei nämlich betont werden muß, ist, daß durch die vermehrte Anwendung von elektrischer Kraft große Quantitäten Steinkohle für die Ausfuhr frei würden und daß diese Ausfuhr von Steinkohle, sobald das Kanalprojekt verwirklicht ist, direkt von gewissen Produktionsorten aus oder von so bedeutenden Verteilungszentren wie Chicago und Buffalo geschehen könnte.

Die Amerikaner haben einen klaren Blick für diese Möglichkeiten und erkennen deren tiefere Bedeutung. Ein Land, das seinen Außenhandel heben will, muß natürlich einen großen und begehrten Artikel als Tauschmittel für den Export haben. England hat seine Steinkohle gehabt. Es ist eine der Quellen seines Reichtums, daß dieser gesuchte Artikel exportiert werden konnte; das hat es England erleichtert, dafür andere Waren zu bekommen. Einen ähnlichen Weg müssen auch die Vereinigten Staaten beschreiten, in dem Maße, als sie ihren Außenhandel ausdehnen wollen. Sie haben bisher hauptsächlich Getreide, Lebensmittel verschiedener Art, Baumwolle und Petroleum verschifft. Käme nun Steinkohle dazu, so bedeutete das eine wertvolle Ergänzung.

Auf Grund der Anordnungen, die schon getroffen sind, kann nach Eröffnung des Kanals ein Dampfer von 10 000 t oder mehr morgens mit einer Ladung Eisenerz bei einem der großen Eisenwerke am Michigan-See eintreffen, kann die Ladung in einigen Stunden löschen, noch schneller Steinkohle einladen und des Abends schon wieder bereit sein, durch den Kanal und über den Atlantischen Ozean die Rückreise anzutreten. Auch Petroleum kann hier eingeladen werden. Standard Oil hat in der Nähe von Chicago große Fabriken. Aber die Ölquellen in diesen Gebieten sind im Rückgang begriffen, so daß die europäischen Länder diese Ware wahrscheinlich mit größerem Vorteil von Kalifornien beziehen, das gegenwärtig eine kräftig steigende Produktion hat.

Der St. Lawrence-Kanal verringert den direkten Abstand zur See zwischen den großen nordamerikanischen Seestaaten und der Ostsee um 300 engl. Meilen und macht außerdem einen langen Eisenbahntransport überflüssig, der gegenwärtig bei der Ausfuhr von einem der großen Seestaaten nach den Häfen in Nordeuropa eine doppelte Umladung der zu sendenden Waren nötig macht. Die Ersparnis am Landtransport ist nicht gering. Der Abstand zwischen Buffalo und New York beträgt 479 engl. Meilen oder, in Kilometern ausgedrückt, 770 Kilometer. Die Kosten für diesen ganzen Transport fallen dann weg.

Die wirtschaftlichen Folgen einer derartigen Umwälzung der See-



verbindungen lassen sich noch nicht überblicken, aber man kann schon jetzt sehen, daß dadurch neue, beinahe unbegrenzte Möglichkeiten für den Warenaustausch in einer Weise geschaffen würden, die sämtlichen daran interessierten Teilen erheblichen Nutzen bringen dürfte.

## VII. KAPITEL

### Durch den wilden Westen

Drei Tage im Pullmanwagen. — Durch Minnesotas schwedische Orte über Rocky Mountains zur Küste des Stillen Ozeans. — Die erste Begegnung mit dem Orient. — Seattle, Hafenstadt und Hauptort der Sägewerkindustrie. — Ausflug nach dem Sägewerk am Snoqualmie Fall. — „Commercial Music.“ — Unterwegs nach San Francisco und nächtlicher Besuch in Portland. —

Von Chicago nach Seattle an der Küste des Stillen Ozeans dauert die Eisenbahnreise drei Tage. Es gibt zwei Linien, zwischen denen man wählen kann, „Northern Pacific“ und „The Chicago-Milwaukee-St. Paul“. Die zweite ist die zuletzt gebaute; ihrer bediente ich mich. Ihr „Overland Train“ ist nach den Olympischen Bergen, die auf einer Halbinsel am Puget Sound gegenüber Seattle liegen, mit dem stolzen Namen „The Olympian“ belegt worden, der auf einem großartigen elektrischen Lichtschild auf dem letzten Wagen des Zuges zu lesen stand.

Ich fühlte mich anfangs etwas unsicher, ob ich die bevorstehenden Strapazen aushalten würde, aber es zeigte sich bald, daß man sich ebenso wie beim Aufenthalt an Bord eines großen Dampfers recht bald an das Leben im Eisenbahnzug gewöhnt. Man muß auch zugeben, daß der Aufenthalt in einem amerikanischen Pullmanwagen recht erträglich ist, wenn es einem gelungen ist, sich einen sogenannten „drawing-room“ zu erwerben. Unter „drawing-room“ versteht man ein eigenes Abteil mit besonderem Toilettoraum, während die gewöhnlichen Betten in einem Pullmanzug in einem gemeinsamen Salonwagen zusammengestellt sind. Ein angenehmer Umstand ist, daß die meisten amerikanischen Züge für größere Entfernungen mit einem sogenannten „observation car“ ausgestattet sind, der der letzte Wagen im Zuge ist und durch eine offene Plattform abgeschlossen wird. Der zu unserem Zuge gehörende Aussichtswagen war außerdem mit einem Rauchsalon, einer Rasierstube und mit anderen Bequemlichkeiten ausgestattet, zu denen man mit sehr gutem Willen auch ein Badezimmer rechnen konnte, das allerdings eine minimale Badewanne besaß, aber ohne Wasser war.

Es gibt vieles in Amerika, was das gerade Gegenteil des Euro-



päischen ist. Bei uns hat man gewöhnlich Namen für die Straßen und Zahlen für die Wagen in einem Zug; wenn man aber z. B. in New York sagt, daß man 64 street 170 East wohnt, so bedeutet das, daß man in der 64. Querstraße der Hauptstraße, welche in New York bekanntlich die Fifth Avenue ist, im 170. Haus östlich von derselben gerechnet, wohnt. Die Straßen werden aber mit Zahlen bezeichnet, das ist bei den Eisenbahnwagen jedoch nicht der Fall. In Europa wird man zu Schlafwagen Nr. 5 Platz Nr. 19 gewiesen und weiß dann genau, wohin man sich zu wenden hat. In Amerika aber haben die Pullmanwagen keine Nummern, sondern statt dessen Namen, z. B. Racine, Shakespeare, Alaska, indianische Namen wie Watapu oder reine Phantasienamen wie Myopia. Ja, ein Wagen, in dem ich fuhr, hatte sogar den wenig verlockenden Namen Nemesis.

Im Zuge ist alles genau geregelt, wie überhaupt in ganz Amerika. Die Polizeiverordnungen sind viel strenger, als sie es jemals in Deutschland während der Kaiserzeit waren. In einem Eisenbahngebäude oder einem anderen öffentlichen Lokal auf den Boden zu spucken, wird mit Gefängnis bestraft. Tabakrauchen ist fast in allen öffentlichen Lokalen verboten. In den Zügen darf man nur rauchen, wenn es ein besonderes Raucher-Abteil gibt, was nicht immer der Fall ist. Das Publikum ist zu unbedingtem Gehorsam gegenüber der Polizei erzogen, und wenn jemand sich weigern sollte, den Befehlen, die ein Polizist im Dienste gegeben hat, nachzukommen, so kann er riskieren, auf dem Fleck niedergeschossen zu werden. Diese harten Polizeibestimmungen haben zweifellos großen Nutzen gebracht und sind sicher in einem Lande notwendig, wo man mit einem stetigen Strom von Einwanderern der verschiedensten Rassen und mit oft recht zweifelhaften Gewohnheiten in hygienischer wie moralischer Hinsicht zu rechnen hat. Man hat u. a. erreicht, daß es überall rein und sauber ist. Die Wartesäle in den Eisenbahnstationen der Vereinigten Staaten haben überall nur eine Klasse, aber Boden und Wände sind blank und poliert wie in einem Ballsaal, und auch in so kolossal besuchten Orten wie den Untergrundbahnen in New York herrscht eine Sauberkeit, die in Europa kaum ihresgleichen hat. Auf die Wände zu zeichnen, wird ebenfalls streng bestraft. An den Treppen, die durch das 500 Fuß hohe, zuckerhutähnliche Marmormonument zu Ehren von George Washington in der Stadt Washington hinaufführen, ist eine einzige Inschrift außer der Gedächtnistafel angebracht, nämlich folgender Anschlag: „500 Dollar Strafe für den, der auf die Wände zeichnet oder sie anders verunreinigt.“

Die Reise ging am ersten Tage durch eine heitere Landschaft mit hügeligem Terrain, das mit Getreidefeldern abwechselte; hin und wieder sah man eine kleine, rot angestrichene Bauernhütte. Nur die Ausdehnung der Landschaft, der Umstand, daß man Stunde nach Stunde durch die gleiche Natur fahren konnte, erinnerte daran, daß man sich in den Vereinigten Staaten, dem Lande der endlosen Weiten und der unbegrenzten Möglichkeiten, befand.

Die beiden Zwillingstädte St. Paul und Minneapolis, an beiden Seiten des Mississippi gelegen, sind zwei miteinander rivalisierende Handelszentren. Jede Stadt hat ungefähr 350 000 Einwohner. In Minneapolis, das den Sitz einer großen Mühlenindustrie bildet, sind ungefähr zwei Drittel der Bevölkerung schwedischer Abstammung. Vom Zuge aus machte die Stadt beinahe einen provinziellen Eindruck. In St. Paul ist das norwegische Volkselement vorherrschend.

Am Tage darauf fuhr der Zug über eine gewaltige Ebene, eine unfruchtbare Hochebene mit spärlichen Waldungen, die mit kahlen Hügeln und hin und wieder in der Ferne mit Schneebergen abwechselten.

An einer Station namens Harlowton wurde die Dampflokomotive ab- und eine elektrische Lokomotive angehängt, welche den Zug durch die Berge hinauf in eine Höhe von 6000 Fuß über dem Meerespiegel führte. Spätabends kamen wir nach Butte, einer kleinen Stadt mit 30- bis 40000 Einwohnern oben am Montanas-Berg neben einem der reichsten Kupferfelder der Welt.

Die Stadt, das Bergwerk und die Anlagen strahlten am Bergabhang im Lichte von tausenden elektrischer Lampen — ein phantastischer Anblick in der dunklen Nacht. Das Bergwerk ist im Besitz von Anaconda Copper and Silver Mining Co. Schon vor dem Kriege betrug der Wert der jährlichen Produktion ungefähr 30 Millionen Dollar.

Am nächsten Tage verließ der Zug Montana und kam in den Staat Idaho mit seinen unendlichen Sandstrecken, die von steilen, scharf zerklüfteten Bergformationen mit stark zersplitterten Felsen umgeben sind, welche den Namen Rocky Mountains sehr bezeichnend machen. Die ungeheure Sandebene, die nur sehr spärlich bewachsen ist, zeigte ein höchst eigenartiges Phänomen: in der herrschenden Windstille stiegen hier und dort hohe, schmale Säulen von Flugsand empor, welche durch kleine Wirbelwinde zustande kamen, die über die Ebene hinzogen. Es waren Miniatur-Tornados, die man auf diese Weise entstehen und sich ebenso plötzlich wieder auflösen sah, die sich aber manchmal auch zu Windhosen



von gewaltiger Kraft steigern und große Verheerung anrichten können.

Die Landschaft änderte allmählich ihren Charakter; wir kamen in etwas reichere Vegetation. Der erste Halteplatz am nächsten Morgen war die Stadt Spokane, die 1882 Fuß über dem Meere in einer wilden Berglandschaft liegt. Durch die Stadt braust ein steil abfallender Wasserfall, den der Zug auf einem hohen Viadukt überquerte. Die Stadt, die ein betriebsamer Industrieort ist, hat gegen 100000 Einwohner.

Nachdem die Sandebene allmählich verschwunden war, ging die Eisenbahn durch ein ziemlich mageres Gebiet kümmerlichen Föhrenwaldes, dessen Holz sich kaum zu etwas anderem eignete als zu Bretterholz mit Holzmasse. Die Bahn entlang hatten zahlreiche Brände den Wald zerstört, und der Anblick war einige Stunden lang recht deprimierend; je mehr sich die Bahn aber der Küste näherte, desto reicher wurde die Vegetation, desto höher und kräftiger der Wald, und hin und wieder erhoben sich gewaltige Föhren, Fichten und Zedern, die in unseren Wäldern unbekannt sind. Der Weg führt durch zerklüftete Felsmassen und an einer Stelle durch einen ungeheuren Canon. Die Tunnels sind zahlreich, und der Abstieg ist sehr steil.

Der Zug traf gegen 9 Uhr abends in Seattle ein. Ich empfing gleich auf der Station den Eindruck, daß ich jetzt mit dem Orient und dem Stillen Ozean in Berührung kam. Der Träger — der sogenannte red cap, wie der gewöhnliche durch die Kopfbedeckung motivierte Name für einen amerikanischen Träger lautet — war ein geschäftiger Chinese, der mit meinem Handgepäck auf seinem kleinen Karren blitzschnell davoneilte. Ich fand ihn nach einigem Suchen beim Ausgang wieder und fuhr bald in einem prächtigen, aber teuren Automobil die stattliche Hauptstraße der Stadt, Second Avenue, empor. Trotz der späten Stunde strahlte alles in elektrischem Licht, das beinahe mit New Yorks Broadway wetteifern konnte. Die Läden waren offen und die Straßen voll Menschen. Auffällig war, daß die Besitzer der Läden oft Chinesen oder Japaner waren.

Die Stadt war überfüllt von Reisenden, so daß es etwas schwer war, die im voraus bestellten Zimmer im Hotel New Washington zu erhalten, aber es gelang doch. Als ich in den zehnten Stock hinaufkam und das Fenster öffnete, dehnte sich vor meinen Blicken der mondbeglänzte Puget Sound aus, der direkt in den Stillen Ozean mündet.



Montana-Cañon





Der Mount Shasta  
von der Southern-Pacificbahn aus gesehen



Elektrische Lokomotive  
der Chicago-Milwaukee- and St. Paul-Eisenbahn

Seattle ist eine unerhört im Fortschritt begriffene Gemeinde und im Hinblick auf die Höhe der ein- und auslaufenden Tonnage nunmehr der erste Hafen der Vereinigten Staaten an der Küste des Stillen Ozeans. Die Einwohnerzahl, die nach dem Bädeker aus dem Jahre 1909 330 000 betrug, dürfte jetzt auf nahezu 400 000 gestiegen sein. Die Stadt ist auch eine der reichsten in den Vereinigten Staaten. Ihre Department Stores gehören zu den prächtigsten, die man sehen kann. Charakteristisch ist, daß eines der größten Modengeschäfte von Paris in Seattle eine Filiale eröffnet hat. Die Stadt ist einer der Hauptpunkte für die Holzwarenindustrie der Vereinigten Staaten. Die Absicht meines Besuches war, mir einen Einblick in ihre Kraftquellen, ihre Konkurrenzfähigkeit und ihre Entwicklungsmöglichkeiten zu verschaffen, aber nicht nur in bezug auf Bauholz für verschiedene Zwecke, sondern auch auf die Anfertigung von Holzmasse und Papier.

Um mich über die einschlägigen Fragen zu orientieren, begab ich mich am Morgen meiner Ankunft zur National City Companys Filial und ihrem Direktor Mr. A. W. Wing. Innerhalb weniger Minuten hatte er mich mit denjenigen Personen, die zu treffen mich am meisten interessierte, in Verbindung gebracht.

Ich unternahm am gleichen Tage bei strahlendem Hochsommerwetter im Automobil eine Fahrt durch Seattle und dessen Umgebung. Die Stadt ist geradezu herrlich gelegen, in einer hügeligen Gegend — gleich Rom auf sieben Hügeln, von denen der größte The Capitol heißt. Dazwischen liegt Wasser, auf der einen Seite der Puget Sound und auf der anderen drei große Binnenseen, von denen der größte, The Washington Lake, ein außerordentlich malerischer See mit dicht bewachsenen Ufern ist, an denen zahlreiche Privathäuser in parkähnlichen Anlagen stehen. Auf einem hohen Hügel liegen Washingtons Staatsuniversität mit allen Fakultäten außer der medizinischen und eine Forstschule mit dazu gehörigem Museum. Zu dem sogenannten Campus der Universität gehört eine großartige Kraftanlage mit Springbrunnen und Wasserbassins. Über die Anhöhen in der Stadt schlängelt sich die Trambahn hinauf und hinab. Sobald man aus dem Geschäftszentrum nach The Residential Part kommt, laufen Ahorn- und Kastanien-Alleen die Straßen entlang. Das System des Einfamilienhauses ist ebenso entwickelt wie überall in den östlichen Staaten. Da die Stadt rasch gewachsen ist, bleibt man hier von der langweiligen Architektur der älteren amerikanischen Villenstädte verschont. Der Stil ist leicht und ansprechend, und man begegnet oft einem neuen Häusertypus, der in den



östlichen Staaten fehlt, einer Nachahmung des kalifornischen bungalow.

Die Amerikaner verstehen es, mit allem Geschäfte zu machen, und in Seattle erlebte ich eine Probe von „Commercial Music“, die recht originell war. Wer kennt nicht ein kleines Musikstück, das den Namen „Hindostan“ trägt und vor einigen Jahren die Runde um die ganze Welt machte? Niemand aber dürfte wissen, daß dieses Musikstück von einem Organisten in einer kleinen Kirche in Seattle, Mr. Harald Weeks, komponiert worden ist, der ein noch geschickterer Geschäftsmann als Musiker zu sein scheint. Er hat mit seinem Bruder, der Violinspieler ist, ein Kompaniegeschäft gegründet. Diese beiden haben zusammen einen Laden an der Hauptstraße von Seattle eröffnet, wo sie in erster Linie die Kompositionen von Haralds Weeks verkaufen. Dies geschieht mit echt amerikanischer Reklame. Zu einer bestimmten Stunde des Tages treffen sich die beiden Brüder in dem Laden. Der Komponist setzt sich ans Klavier und spielt und singt, während der Bruder ihn auf der Geige begleitet. Mr. Weeks trägt meistens seine eigenen Lieder vor, und das Publikum strömt in Massen herbei, um sich mit eigenen Ohren von ihrer Vortrefflichkeit zu überzeugen, und kauft alles mit Begeisterung. Von zuverlässiger Seite wurde mir erzählt, daß Mr. Weeks durch dieses kleine Musikgeschäft ungefähr 40 000 Dollar im Jahr verdient.

Am dritten Tage verließ ich nachmittags Seattle, um über Portland südwärts nach San Francisco zu reisen. Die Landschaft ist in der Nähe von Seattle anfangs ziemlich flach, aber in weiter Ferne erhebt sich wie ein einzelner Kegel der schneebedeckte Mount Rainier. Der Zug hatte einen Aussichtswagen, von dem aus man in angenehmster Weise die Abwechslungen der Landschaft beobachten konnte.

Es wurde eine sternklare südliche Nacht. Der Zug kam gegen 11 Uhr in der am Villamette-Fluß gelegenen Stadt Portland an, dem Hauptplatz für die Holzmassen- und Sägewerkindustrie im Staate Oregon, die für eine der schönsten Städte der Welt gilt. Der Zug hatte einen Aufenthalt von einigen Stunden. Ich machte während dieser Zeit im Automobil eine nächtliche Entdeckungsreise. Schon die Straßen unten im Geschäftszentrum machten einen anregenden Eindruck. Die Geschäfte waren offen und hell erleuchtet. Hin und wieder sah man besonders phantastische Lichteffekte mit sich kreuzenden Transparentbildern, die quer über die Straße fielen. Man erwartete nämlich den Besuch eines Freimaurerkonventes, und die Illuminationen gehörten zu den Veranstaltungen für den Empfang.

Das Automobil kam in dunklere Straßen; plötzlich hörte man Musik, und ein blendendes Lichtmeer strömte uns aus offenen Fenstern und Türen entgegen. Ich ließ den Chauffeur halten. Wir befanden uns vor einem Tanzlokal, das so groß wie ein kleinerer Marktplatz und ganz in japanischem Stil gehalten war. Zu den Tönen der Jazz-Musik tanzten dort wohl 200 Paare. Das Ganze machte in hohem Grade den Eindruck von Karneval. Hierauf tauchten wir wieder zwischen dunkle Häuserfassaden unter und fuhren durch unendliche Villenviertel zwischen duftenden Rosenhecken hin, um zuletzt auf die berühmte Chaussee zu kommen, die längs des Columbia River auf den Berg hinaufführt und sich bis zu bedeutender Höhe empor-schlängelt. Die Anlage erinnert stark an die „Corniche“ an der Riviera zwischen Nizza und Monte Carlo, nur mit dem Unterschied, daß der Weg hier viel prächtiger gebaut ist und weiße elektrische Lampen am Wegrande entlang meilenweit ins Land hinein stehen. Das Automobil eilte in rascher Fahrt über den Serpentinengeweg aufwärts. Zu unseren Füßen lag Columbia River; man fühlte den erfrischenden Meereswind vom Stillen Ozean. Der Beton der Straße schimmerte im Mondlicht wie Silber. Wir hielten schließlich auf dem Gipfel des Berges. Neben uns stand ein anderes Automobil, das jedoch leer war. „Das ist,“ erklärte der Chauffeur, „ein Liebespaar, das ausgestiegen ist und einen versteckten Platz aufgesucht hat, um sich in Ruhe küssen zu können.“ Platz und Gelegenheit waren zweifellos gut gewählt.

Unser Aufenthalt ging zu Ende — bald saß ich wieder im Zuge.

Am folgenden Morgen, als ich erwachte, befand sich der Zug hoch oben in den Bergen. Wir kletterten allmählich zu dem 2000 Fuß über dem Meere gelegenen Ashland, einem Kurort mit berühmten Mineralquellen, empor. Hier und da erheben sich über der Bergkette schneebedeckte Gipfel, und beinahe den ganzen Tag hindurch verfolgt uns der berühmte Mount Shasta, der sich bis zu einer Höhe von ungefähr 14000 Fuß über das Meer erhebt. Der Zug passiert schwindelnde Abgründe an den Bergwänden, an denen die Bahn sich wie eine Schlange emporwindet, und arbeitet sich gleichsam durch ein „Looping the Loop“ bis zu einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meere hinauf. Dann aber geht es rasch talwärts. Es wird wieder warm, und bald ist die Luft erstickend heiß, da wir in das große Kesseltal, das den inneren Teil von Kalifornien bildet, hinabkommen.

Am folgenden Morgen, den 4. Juli, kam ich in San Francisco an, nachdem ich bei Sacramento den Sacramento River auf einer Fähre



passiert hatte, welche nach den Reisebüchern die größte in der Welt sein soll, die aber weder der Länge noch der Größe nach sich mit den schwedischen Saßnitzfähren messen kann. Die Endstation der Shasta Route ist nicht San Francisco, sondern Oakland, das als eine Vorstadt anzusehen ist, die an der San Francisco Bay gegenüber von San Francisco liegt. Der letzte Teil der Reise spielt sich also auf der Fähre ab und nimmt ungefähr 20 Minuten in Anspruch.

## VIII. KAPITEL

### Das Zukunftsland Kalifornien

Klima und künstliche Bewässerung. — Bebauung der Erde und gelbe Gefahr. — Bäume, die älter sind als die Pyramiden Aegyptens. — Reichtum an unausgebeuteten Mineralschätzen. — Neue Methoden der Roheisengewinnung. — Große Möglichkeiten für die Weltindustrie. —

Kalifornien nimmt als Zukunftsland eine ganz besondere Stellung unter den Staaten der Union ein, da in keinem anderen die Naturschätze so wenig ausgebeutet sind wie hier. Das Land, das ungefähr so groß wie Schweden ist, hat nur 3 Millionen Einwohner und somit noch viel Raum für Einwanderer. „Die offizielle Statistik über den Wert seiner Produktion in Landwirtschaft und Industrie für das Finanzjahr 1918 bis 19,“ schreibt der Vizepräsident der Handelskammer von San Francisco, Mr. Robert Newton Lynch, „zeigt, daß dieser Staat die Möglichkeit besitzt, mit dem Ertrag seiner eigenen Produktion 50 Millionen Einwohner zu ernähren. Die Ausnützung der Naturschätze Kaliforniens hat kaum erst begonnen, und dennoch geht aus den letzten Jahresberichten hervor, daß seine Produktion so wertvoll ist, daß sie das Land unter die ersten in der Union einreicht. Ein sorgfältiges Studium dieses wissenschaftlichen Materials sollte die Aufmerksamkeit der Auswanderer und Anleger von Kapital in der ganzen Welt auf sich ziehen.“

Das innere Kalifornien besteht aus einem großen Talkessel, der der Hauptsache nach parallel mit dem Meeresstrand von Norden nach Süden in einer Länge von ungefähr 450 englischen Meilen und einer durchschnittlichen Breite von 35 englischen Meilen verläuft. Die sich anschließenden Berge sind im Westen, die Küste entlang, die „Coast Ranges“ oder Diabloberge und im Osten die Sierra Nevada. Dieser Talkessel wird von zwei Flüssen, dem Sacramento und dem San Joaquin, durchzogen, welche beiden ungefähr in der Mitte des Tales sich zu einem einzigen Flusse vereinen, der an der Mündung der San Francisco Bay mit ihrem Auslauf durch die Golden Gate ein mächtiges und vielfach zerteiltes Deltaland bildet. Außerdem gibt es im Westen, westlich des Colorado-Flusses das große, reiche Imperial Valley, das durch künstliche Bewässerung in eines



der ertragreichsten Ackerbaugebiete der Welt verwandelt worden ist, sowie eine Menge kleinerer Täler von großer Fruchtbarkeit und mit verschiedenen klimatischen Bedingungen zu beiden Seiten des Haupttales. Auf der Meeresseite der Coast Ranges gibt es an der nördlichen Seite des Landes wenig bestellbaren Boden, da die Klippen oft steil ins Meer herabfallen oder der Küstenstreifen unterhalb der Berge sehr schmal ist.

Das Klima ist ideal, aber die geringe Niederschlagsmenge bringt es mit sich, daß man in großem Umfang zu künstlicher Bewässerung schreiten muß. Die Regenperiode fällt auf den November; in andern Monaten kommt in großen Teilen des Landes kaum irgendwelcher Niederschlag vor. Die Temperatur ist nie hoch, während des Sommers in den Küstengebieten zwischen 18 und 20° Celsius. Es herrscht sozusagen ein ewiger Frühling. Die mittlere Temperatur von San Francisco ist 13° Celsius, die tiefste zur Aufzeichnung gelangte Temperatur ist —2° Celsius und die höchste nur +38° Celsius. Im Jahre 1916 waren 4 Millionen Hektar unter künstliche Bewässerung genommen. Dabei kommen zwei Systeme in Anwendung: das Wasser wird entweder artesischen Brunnen entnommen oder in Gräben von den Dämmen in den Berggegenden herangebracht. Nach der Statistik des genannten Jahres waren damals Gräben von einer Gesamtlänge von 22000 englischen Meilen für die Bewässerung im Gebrauch.

Das Klima in den Küstengegenden und besonders in San Francisco und Umgebung ist in hohem Grade angenehm. Acht Monate des Jahres ist es beinahe ununterbrochen wie im Sommer, und drei Monate, von Mai bis September, fällt niemals ein Tropfen Regen. Aber es ist trotzdem niemals richtig warm, ebenso wie es auch nie richtig kalt ist. Wenn die Sonne am Vormittag, d. h. gegen 12 Uhr, anfängt, zu stark zu werden, streicht ein Meerwind über die Stadt und legt einen leichten Silberschleier gleich einem hellen Sonnenschirm vor die Sonne, der ihre Strahlen dämpft; und die Temperatur sinkt sogleich um einige Grade. Dieser Zustand dauert an, bis die Sonne zwischen 7 und 8 Uhr abends untergegangen ist. Dann legt sich der Wind, der weiße Schleier verschwindet, und der tiefe Sternenhimmel des Südens wölbt sich mit unveränderter Klarheit Nacht auf Nacht über der Stadt. Die Luft ist immer rein und durchsichtig wie Kristall, und der Meerwind schmeckt nicht einmal nach Salz, außer vielleicht am äußersten Rand des Strandes.

Es ergibt sich von selbst, daß dieses Klima mit seiner trockenen, reinen Luft und seiner ewigen Sonne sehr gesund ist. „Das Klima

von Kalifornien,“ schreibt der Rektor der Stanford University, Mr. David Starr Jordan, „ist vor allem für Kinder und ältere Menschen günstig. Der Mensch lebt dort länger, und die Geschmeidigkeit des Körpers erhält sich länger als anderswo, wenn die Kräfte nicht durch Mißbrauch verschwendet werden. Besonders für Kinder sind die Verhältnisse günstig. Kalifornien kann für eine Weltausstellung keine bessere Reklame machen als durch Betonung dieser Tatsache. Kürzlich wurden an Kindern in Oakland Messungen vorgenommen, die zur Unterlage für vergleichende Kinderstudien dienen sollen, und als diese Meßtafeln mit der Durchschnittsziffer für die verschiedenen Alter zu einer vergleichenden Aufstellung mit denselben Messungen an Kindern aus den östlichen Staaten ausgearbeitet wurden, war das Ergebnis überraschend. Die Kinder in Kalifornien sind, wenn sonst die Voraussetzungen dieselben sind, größer, stärker und besser entwickelt als ihre gleichaltrigen Vettern in den östlichen Staaten.“

Landwirtschaft und Gartenbau haben in Kalifornien eine sehr hohe Entwicklungsstufe erreicht und umfassen alle wichtigeren, hierher gehörenden Zweige. Weizen, Hafer, Spargel, Artischocken, Tomaten, Zuckerrüben und Reis, alles wird in größtem Umfang gebaut. Außerdem gibt es große Baumwollplantagen und Maulbeerbaumpflanzungen für die Seidenproduktion. Unter den Futtergewächsen wird besonders Luzerne in großer Ausdehnung gebaut (Medicago), die auf kalifornisch Alfalfa heißt.

Der Wert der Ernte wurde im Jahre 1918 auf 437 Millionen Dollar und 1919 auf 536 Millionen geschätzt; dabei ist aber der Ertrag der Obstpflanzungen noch nicht mitgerechnet, der ja bekanntlich die Hauptprodukte Kaliforniens liefert.

Die Obstkultur erstreckt sich auf alle erdenkbaren Sorten, angefangen bei Obstbäumen und Beeren, die im gemäßigteren Klima daheim sind, bis zu den Früchten, die nur in der Sonne der Tropen reifen: so z. B. Äpfel, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche, Apfelsinen, Zitronen, Kirschen, Pflaumen, Walderdbeeren, Gartenerdbeeren, Melonen, Cantaloupen, Grape fruits, Datteln, Weintrauben, Feigen, Oliven und Walnüsse. Der Wert der Obsternte, der also zu dem oben angeführten Wert der Ernte noch hinzugefügt werden muß, betrug 1919 235 Millionen Dollar, was aus verschiedenen zufälligen Gründen um ungefähr 66 Millionen weniger war als im Jahre 1918.

Kalifornien ist, wie wir alle wissen, ein großes Ausfuhrland für Südfrüchte, die roh, eingemacht oder getrocknet, von dort aus nach beinahe allen Ländern der Welt versandt werden.

Die Obstkultur hat jedoch ebenso wie in gewissem Grade auch



die Landwirtschaft einige Probleme recht betrüblicher Art für das kalifornische Volk mit sich gebracht. Es handelt sich teils um die Arbeiterfrage, teils um die Frage des Erwerbs von Bodenbesitz in Kalifornien durch die gelbe Rasse. In keinem anderen Lande der Vereinigten Staaten hat es sich bis jetzt so schwer gezeigt, genügend weiße Arbeitskräfte zu bekommen wie in Kalifornien; das kam teils daher, daß dieses Land so fernab liegt, so daß der europäische Auswanderer nur selten direkt dorthin kommt, teils daher, daß hier zum ersten Male auf dem Wege gen Westen ein Zusammenstoß mit der billigen asiatischen Arbeitskraft erfolgt. Im Vorbeigehen mag darauf hingewiesen werden, daß es in Kalifornien keine Neger gibt, wenn man von den wenigen absieht, die als Wächter an den Eisenbahnen Dienste tun, und es mag im Zusammenhang hiermit auch erwähnt werden, daß der Neger im allgemeinen als Arbeiter höchst minderwertig ist, da er bekanntlich durchschnittlich auf einem viel niedrigeren intellektuellen Niveau steht als der Weiße. Man wird überhaupt nicht eben zum Bewunderer der Neger, wenn man sie in den Vereinigten Staaten aus der Nähe sieht.

Aber die Negerfrage ist ein Problem, das nur die östlichen und südlichen Staaten angeht. In Kalifornien ist es die gelbe „Invasion“, die eine kritische Lage hervorgerufen hat. Die Chinesen kamen schon um 1860 in das Land, als man chinesische Arbeitskräfte beim Bau von Eisenbahnen zu verwenden begann; 1868 wurde mit China ein besonderer Vertrag abgeschlossen, der den chinesischen Mitbürgern in den Vereinigten Staaten eine Behandlung als meistbegünstigte Nation zusicherte. Später kamen allmählich die Japaner, die eine höhere Klasse bildeten. Die gelbe Einwanderung wurde in der Folgezeit bei verschiedenen Gelegenheiten durch neue Verträge, welche Änderungen von früheren Vereinbarungen mit sich brachten, oder durch gelegentliche Abkommen teils mit China, teils mit Japan eingeschränkt oder ganz verboten, was aber nicht hindert, daß die in Kalifornien ansässige japanische und chinesische Bevölkerung sich teils im Lande, teils durch Einschmuggeln neuer Einwanderer über Mexiko oder auf anderen Wegen, die sich der Kontrolle entziehen, vermehrt hat. Gerade gegenwärtig ist die japanische Einwanderungsfrage ein in hohem Grade aktuelles Problem. Vor zehn Jahren betrug die in Kalifornien sesshafte japanische Bevölkerung rund 41 000 Menschen, während sie 1920 auf 87 000, also mehr als das Doppelte, eingeschätzt wird.

Die Japaner haben in Kalifornien ein hohes Maß von Tüchtigkeit und Unternehmungslust an den Tag gelegt. Sie haben sich in erster



Vorgelände der Coast-Ranges





Geschäftsviertel in San Francisco  
Im Hintergrund Oakland Berkeley und Alameda

Linie auf eine Spezialität konzentriert, nämlich auf den Gartenbau. Ihre Genügsamkeit und ihre im Vergleich zur weißen Rasse einfachere Lebensweise haben ihnen dabei große Hilfe geleistet. Nach einer kürzlich angestellten Berechnung waren sie 1919 im Besitz von 383 000 ha der besten Gartenerde Kaliforniens. Rechnet man die Chinesen und Hindus dazu, so besaßen die Asiaten zusammen in dem genannten Jahr 623 752 ha, und es entfielen von dem für 1919 berechneten Wert der Ernte von Gartenprodukten ungefähr 67 Millionen Dollar auf sie. In gewissen Zweigen waren die Asiaten ganz dominierend. So beherrschten sie z. B. zwischen 80 und 90% der Produktion an Gemüse, Beeren und Tomaten sowie den größeren Teil der Kartoffel- und Spargelernte.

Man kann sich also nicht wundern, wenn die weißen Einwohner Kaliforniens die japanische und chinesische Invasion ganz verhindert haben wollen und ein wirkungsvolles Verbot gegen die Erwerbung weiteren Landbesitzes in Kalifornien durch Japaner und Chinesen verlangen. In der Tat existiert seit 1913 nach kalifornischem Gesetz ein Verbot für Japaner und Chinesen, Land zu erwerben, aber das ist dadurch illusorisch gemacht worden, daß man Strohmänner vorschob, wozu man kalifornische wirtschaftliche Vereinigungen oder Aktiengesellschaften verwandte, oder auf andere Weise vorging.

Die Frage der Ausschließung der Japaner ist nicht leicht zu lösen. Ein allzu aggressives Verfahren könnte zum Bruch zwischen den Vereinigten Staaten und Japan führen, und ein solcher liegt keineswegs im Interesse der Regierung der Union. Im Gegenteil lautet die Parole in Washington ebenso wie in den führenden Finanzkreisen von New York, daß die Vereinigten Staaten bei der kommerziellen Ausbeutung der Pazifcländer mit Japan zusammengehen müssen. Man darf auch nicht außer acht lassen, daß Japan während des Krieges einer der besten ausländischen Käufer von einigen der wichtigsten Ausfuhrartikel der Vereinigten Staaten geworden ist.

Das chinesische Einwanderungsproblem ist nicht so bedeutend, denn einerseits sind die Chinesen nicht so zahlreich — ihre Zahl war 1919 ungefähr 33 000 — andererseits nehmen sie wirtschaftlich eine bescheidenere Stellung ein und werden auch nicht für mehrere Generationen ansässig. Die ganze Frage ist jedoch auch von dem Gesichtspunkt aus beachtenswert, daß die Asiaten zusammen einen Staat im Staate bilden, da eine Blutmischung zwischen ihnen und den Weißen bisher nie zustande kam und wahrscheinlich auch nie zustande kommen wird, anscheinend infolge der durch die Rassengegensätze bedingten Antipathie.



Das herrliche Klima und der fruchtbare Boden Kaliforniens schaffen natürlich auch die besten Voraussetzungen für die Viehzucht. Alfalfa ist ein ausgezeichnetes Futtermittel — überdies können in großen Teilen des Landes die Tiere das ganze Jahr hindurch auf die Weide gehen. Nur für sehr kurze Perioden kann die Notwendigkeit bestehen, das Vieh unter Dach zu bringen. Haustiere aller Art sind vorhanden; neben Rindern werden Ziegen, Schafe und Schweine gehalten und daneben auch große Hühnerhöfe angelegt. Allein die Produktion von Meiereiwaren wurde für das Jahr 1919 auf rund 75 Millionen Dollar geschätzt.

Aber Kalifornien ist nicht nur ein Ackerbauland. Es hat auch reiche Waldgegenden, aus denen vor allem Bauholz von sehr hoher Qualität gewonnen werden kann. Besondere Beachtung verdienen die Rotholzbäume, die jedoch nur in den Küstengegenden vorkommen. Die vom merkantilen Gesichtspunkt aus wichtigsten Bestände dieses Baumes liegen in der Provinz Monterey südlich von San Francisco. Der Rotholzbaum ist der höchste auf dem amerikanischen Kontinent. Er erreicht eine Höhe von 325 englischen Fuß und einen Durchmesser von 35; ferner ist er von einer Rinde überzogen, die bis zu einem Viertel eines englischen Fußes dick sein kann. Es gibt viele Arten des Rotholzbaumes, unter denen der Riesenbaum (*Sequoia gigantea* oder *sempervirens*) Beachtung verdient. Der Name ist wohlbegründet, denn nicht einmal Waldbrände vermögen diesen Riesen des Waldes etwas anzuhaben, deren Rinde so dick und deren Stamm so hoch ist, daß die Flammen nur unbedeutende Zerstörung anrichten.

Die Rotholzbäume kommen niemals mehr als 30 englische Meilen von der Küste entfernt vor. Das Holz ist sehr hart und wertvoll als Baumaterial, für Schreinerarbeiten und andere ähnliche Zwecke. Viele dieser Bäume sind außerordentlich alt. Sie wachsen gewöhnlich in geschlossenen Gruppen, um einen Mutterbaum herum. Die jüngeren Bäume sind zwischen 2- und 3000 Jahre alt, und viele wachsen auf Ruinen von noch älteren Bäumen, deren Alter bis zu 7000 Jahren geschätzt wurde.

Das Alter des Rotholzbaumes hat etwas Sagenhaftes, wenn man bedenkt, daß die ältesten ägyptischen Pyramiden von ungefähr 3000 Jahren vor Christus stammen und also 5000 Jahre alt sind. Die Bäume, die kaum merklich gewachsen sind, seitdem der erste Europäer seinen Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt hat, rücken die Geschichte unserer Erde in eine Zeitperspektive, im Vergleich

zu der sich die Geschicke der Menschheit als unbedeutende Episoden ausnehmen.

Eines der wichtigsten Naturprodukte von Kalifornien ist das Petroleum. Kalifornien produziert ungefähr 30% der gesamten Produktion an Rohöl in den Vereinigten Staaten und steht unter den ölproduzierenden Staaten nach Oklahoma an zweiter Stelle. Der Wert der Petroleumproduktion Kaliforniens betrug im Jahre 1918 128 Millionen Dollar und 1919 133 Millionen, wobei gegen 9000 Ölquellen in Betrieb waren. Das Rohöl wird in Gräben von den Orten des Zutagetretens aus im Inneren des Landes hinab zur Küste geleitet, um dort raffiniert zu werden, soweit nicht, wie in Los Angeles, die Raffinerie direkt an der Stelle angelegt wird, wo die Quellen vorkommen. Der einheimische kalifornische Ölverbrauch ist jedoch gegenwärtig so groß, daß ein Ausfuhrüberschuß eigentlich nicht in Frage kommt. In der Industrie ist die Heizung mit Öl sehr gewöhnlich, ferner wird viel Öl für den Automobilbetrieb verbraucht; auch die Eisenbahnlokomotiven werden mit Öl geheizt, was den Reisenden von dem unangenehmen Steinkohlenrauch befreit.

Kalifornien besitzt noch andere Kraftquellen, wie Steinkohle und vor allem Wasserkraft. Die Steinkohle wird gegenwärtig nur in sehr geringem Umfang gefördert, was eine Folge ihrer in gewisser Hinsicht minderwertigen Beschaffenheit ist. Es gibt jedoch enorme Lager von Lignitkohle, die nicht verkokt werden kann, sich aber zur Erzeugung von Gas verwerten läßt. Daß sie jedoch auch für diesen Zweck noch nicht in größerem Maße Verwendung gefunden hat, kommt daher, daß Kalifornien bedeutende Vorräte an natürlichem Gas besitzt, die man zuerst ausnützen wollte. Der Wert der natürlichen Gasproduktion betrug nach der Statistik für 1919 3,5 Millionen Dollar.

Die Wasserkräfte Kaliforniens sind von der allergrößten Bedeutung. Der ganze Vorrat der Vereinigten Staaten bei einem Minimalwasserstand entspricht, wie man ausgerechnet hat, 27 Millionen elektrischen Pferdekraften, von denen allein auf Kalifornien 3,4 Millionen entfallen. Die Wasserfälle sind in Kalifornien im allgemeinen leicht zugänglich und so beschaffen, daß die Kosten für den Ausbau ungewöhnlich niedrig sind. Die Stadt San Francisco allein besitzt an dem Tuolumne River in Sierra Nevada einen Wasserfall, der, ausgebaut, 250 000 elektr. PS liefern wird. Ein Teil des Falles ist schon unter Bearbeitung genommen, und nach dem Vertrag sollen 1923 bereits 50 000 elektr. PS für die Stadt geliefert werden. Von sämt-



lichen Wasserkraften Kaliforniens sind gegenwärtig ungefähr 430 000 elektr. PS ausgebaut und in Gebrauch genommen.

Die Wasserkraften sind eine gute Vorbedingung für das Entstehen einer elektrischen Industrie, zumal Kalifornien enorme Schätze an Mineralien aller Art besitzt, wodurch es ganz besonders dafür geeignet wäre, eine Industrie für elektro-metallurgische Artikel zu entwickeln.

Was die mineralischen Bodenschätze anbelangt, so ist es ja allbekannt, daß Kalifornien seit alters her ein Gold produzierendes Land ist; doch ist die Goldproduktion jetzt nicht mehr so einträglich wie früher, da einerseits die am bequemsten ausbeutbaren Vorräte erschöpft sind, andererseits während der letzten Jahre und besonders während des Krieges die Gewinnung anderer Metalle lohnender geworden ist. Immerhin ist die Goldproduktion keineswegs unbedeutend: ihr Wert betrug im Jahre 1919 17 Millionen Dollar, was einer Menge von 841 000 Unzen entspricht.

Kalifornien besitzt zugängliche Lager von beinahe allen bekannten Mineralien. Seine Statistik für das Jahr 1919 enthält 49 verschiedene Rubriken, unter denen Silber zu einem Werte von 1,2 Millionen Dollar, Kupfer zu 4,2 Millionen, Borax zu 5,1 Millionen und Quecksilber zu 1,3 Millionen Dollar aufgeführt werden. Für Magnesit und Borax ist Kalifornien der einzige größere Produzent in der Welt. Das beachtenswerteste jedoch ist wohl, daß Kalifornien über große Mineralschätze verfügt, die noch gar nicht oder in sehr geringem Umfang ausgenützt wurden, wie u. a. Eisenerz und Zinkblende.

Eisenerz kommt teils als Erzsand, teils in den Bergen mit einem Eisengehalt von 60 bis 65% vor und ist in beiden Fällen ungewöhnlich frei von Verunreinigungen. Der Eisensand läßt sich leicht anreichern; er kommt in großen Mengen unmittelbar an der Eisenbahnlinie vor. Daß diese Erze bisher nicht ausgenützt wurden, beruht in erster Linie darauf, daß die zugängliche einheimische Steinkohle, wie erwähnt, nicht verkokt werden kann. Es fehlte daher an geeignetem Brennmaterial, und hierzu kommt noch, daß der Eisensand, um in gewöhnlicher Weise verhüttet werden zu können, angereichert und brikettfertig werden muß, was die endgültige Produktion verteuern müßte. Die letzten Jahre haben neue Pläne gezeitigt. Man hat Versuche angestellt, auf fabrikmäßige Weise direkt aus dem Schlich elektrisches Roheisen unter Anwendung von natürlichen Gasen als Brennmaterial zu gewinnen. Man hatte zwei verschiedene Methoden, welche zur Zeit meines Besuches als erprobt oder wenigstens als nahezu fertig galten, um zur fabrikmäßigen

mäßigen Bearbeitung in Verwendung genommen zu werden. Zwei verschiedene Finanzgruppen planten für solche Zwecke jede für sich Anlagen mit einer täglichen Kapazität von je 1000 t elektrischen Roheisens. Die eine Methode, für die ich eine summarische Erklärung erhielt, verwendete natürliches Gas als Brennmaterial und Reduktionsmittel. Bei diesem Prozesse nimmt die Herstellung nur 24 Stunden in Anspruch: das Endprodukt ist Roheisen. Zuerst wird Eisenschwamm hergestellt, der in heißem Zustand direkt in einen elektrischen Ofen überführt wurde, wobei besondere Anordnungen getroffen sind, um das Einströmen der Luft zu verhindern. Das Geheimnis dieser Methode scheint mir darin zu liegen, daß man sich um eine völlige Reduktion nicht kümmert, sondern damit zufrieden ist, 75% des Rohschliches in Eisenschwamm zu verwandeln. Die übrigen 25% werden also unreduziert in den elektrischen Ofen überführt und durch einen entsprechenden Zusatz an Kohle neutralisiert. Der Eisenschwamm wird direkt aus dem Rohschlich reduziert, und eine Brikettierung findet nicht statt.

Auch betreffs der Zinkerze, die früher in geringer Menge gleichfalls durch elektrische Schmelzung gewonnen wurden, werden gegenwärtig Untersuchungen und Experimente angestellt, um sie im großen nutzbar machen zu können.

Aus dem hier Angeführten dürfte hervorgehen, daß Kalifornien ein Land ist, das seine Naturschätze noch sehr wenig und in gewissen Fällen nur einseitig ausgebeutet hat. In seinen Vorräten an Petroleum, Wasserfällen und Mineralien liegen große Möglichkeiten, eine Weltindustrie zur Herstellung von Halbfabrikaten ins Leben zu rufen; dadurch sind aber auch die Voraussetzungen für den Aufbau einer großen Veredelungsindustrie, u. a. für Eisen und Stahl, gegeben. Schon jetzt gibt es in Kalifornien einige mechanische Werkstätten; besonders zu beachten sind einige große Schiffswerften, unter ihnen fünf in Oakland und San Francisco; daneben hat die Unionsregierung eine große Werft für Kriegsschiffe auf Mare Island in der San Francisco Bay errichtet.

Das Absatzgebiet für eine eventuelle kalifornische Großindustrie müssen die Länder an der Küste des Stillen Ozeans werden. Wie die Entwicklung schon gezeigt hat, sind die Aussichten dafür günstig. Man wird vielleicht einwenden, daß, falls der erwartete Aufschwung eintritt, es nicht so ganz sicher ist, daß Kalifornien und seine Hauptstadt San Francisco den Löwenanteil an dem Gewinn bekommen werden, indem man darauf hinweist, daß Seattle im Staate Washington während der letzten Jahre eine größere Zahl



ein- und auslaufender Schiffe aufzuweisen hatte. Aber welche Gründe dies auch haben mag, so besteht doch die Tatsache, daß San Francisco seine Stellung als finanzielles Zentrum der amerikanischen Goldküste behauptet hat. Alle großen Geschäfte werden dort abgeschlossen, und es hieß, daß auch die großen Verschiffungen über Seattle in der Regel in der kalifornischen Hauptstadt finanziert wurden.

## IX. KAPITEL

### San Francisco — die Metropole des Stillen Ozeans

Begrüßung mit blaugelben Fahnen. — Kalifornische Blumenpracht und kalifornischer Baustil. — Das gelobte Land der Freiluft-Theater. — Erdbeben und Nebel. — Kommerzielle und soziale Interessen. — Ein einzig dastehender asiatischer Kunsthandel.

Es war an einem frühen Morgen, als ich mit der Fähre von Oakland in San Francisco ankam, das gleich beim ersten Anblick einen überwältigenden Eindruck macht, und zwar schon durch seine Lage zwischen den zerklüfteten Klippen auf stark ansteigenden Abhängen hoch über dem Meere. Es gibt nicht so viele Wolkenkratzer wie in New York, aber einige Häuser haben doch eine ansehnliche Höhe, und das Profil der Stadt ist malerisch und abwechslungsreich. Von meinem Fenster im Fairmont-Hotel aus hatte ich eine großartige Aussicht über Golden Gate, die berühmte Hafeneinfahrt von San Francisco. Diese ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß bei einem Erdbeben ein Riß in dem Berge entstand, und sie ist infolgedessen sehr schmal; dafür hat der innere Hafen um so gewaltigere Dimensionen.

Ich wollte mich in den ersten Tagen in Ruhe in der Stadt und deren Umgebung orientieren — es waren ein Samstag und Sonntag — und erst am Montag die eigentliche Arbeitswoche beginnen und amerikanische Beziehungen anknüpfen, um einen Einblick in die großen wirtschaftlichen Fragen Kaliforniens zu erhalten.

Beim Frühstück im Commercial Club hatte ich u. a. Mr. C. A. Smith, einen der größten kalifornischen Sägewerkbesitzer, kennen gelernt. Er lud mich ein, die großen Holzlager von Smith Lumber Co. bei Bay Point, einem kleinen Orte an der Suisun Bay, einer Bucht vor San Francisco und der San Pablo Bay, die den Sacramento und den San Joaquin aufnimmt, zu besichtigen. Ich fuhr auf der Fähre nach Oakland, wo mich Mr. Smith mit seinem Automobil erwartete. Die Wälder von Smith liegen hauptsächlich in Oregon, wo er sein größtes Sägewerk Marsfield an der Coosbucht besitzt. Die Anlage bei Bay Point ist nur als ein Verteilungsplatz mit einer kleineren Hobelei zu betrachten. Das Holz wird dorthin



geschafft, teils um zu trocknen, teils um von dort aus an verschiedene Konsumenten in einem Umkreis von ungefähr 200 englischen Meilen verteilt zu werden. Beide Anlagen gehören zu den modernsten in den Vereinigten Staaten, und Smith hat bei ihrer Ausrüstung mit Maschinen gezeigt, daß er nicht weniger als Mr. Ford und andere amerikanische Industrie-Unternehmer gelernt hat, die Bedeutung der Mechanisierung einzusehen. Zwei besondere Dampfer, C. A. Smith 1 und C. A. Smith 2, schaffen das Holz von Marsfield herbei. Ausladen und Einladen wird durch Krane besorgt, die recht stark an diejenigen erinnern, welche in Gary bei der Verladung des Erzes benützt werden. Die Boote können 750 Holzbretter aufnehmen und werden in acht Stunden gelöscht.

Die Automobilfahrt nach Bay Point ist entzückend. Zum erstenmal sah ich die kalifornische Landschaft in ihrer ganzen Pracht. Das flache Land war auf dem ganzen Wege stark durch hohe, erdbedeckte Hügel unterbrochen, die alle die charakteristische rotbraune Grundfarbe aufwiesen, die daher kommt, daß das Gras hier wie überall im Süden während des trocknen Sommers von der Sonne weggebrannt wird. Man sieht zahlreiche Wälder mit Bäumen, die für die südliche Landschaft charakteristisch sind, wie z. B. den hohen, schlanken Eukalyptus mit einem Stamme, der, wenn der Baum älter wird, ganz und gar die Rinde verliert. Dieser Baum sondert unter den Zweigen eine eigenartige würzig riechende Flüssigkeit ab, Daneben steht der Locusta-Baum mit weißen, nach Mandeln duftenden Blumendolden, die an Kastanienblüten erinnern. Schlanke Akazien mit hellblauen Blüten, Palmen und Kaktus vollenden die Architektur der Landschaft. Noch größere Farbenpracht als Bäume und Sträucher zeigen jedoch die Blumen auf der Erde. Ganze Wiesen von Californian Poppies (Mohn) leuchten in warmer brandgelber Farbe, die hin und wieder durch große blaue Flecken der Lupinblume unterbrochen wird. Alle Abstufungen von Azurblau bis zum dunkelsten Saphir sind zu sehen; andere Flecken werden durch Geranien von purpurroter Farbe in verschiedenen Nuancen und vermischt mit gelben Ringelblumen, riesigen Gänseblümchen und gelben Kallen gebildet. Auch Kornblumen gibt es, aber sie tragen nicht so sehr zum Farbenreichtum bei, da sie nicht wie die Lupinen in großen Knäueln wachsen, sondern nur in einzelnen Büscheln vorkommen. Fährt man an einer kleinen Farm mit ihrem Garten vorbei, so sieht man auch Rosenbüsche in verschiedenen Farben, besonders rote, aber auch hier sind es die Geranien, die in den grellsten Purpurfarben leuchten.



Typische südkalifornische Bungalows



Straße im oberen Viertel San Franciscos





Great Highway — San Francisco]

Ich sah zahlreiche Plantagen von mir unbekanntem Pflanzen und erfuhr, daß es dem bekannten kalifornischen Pflanzenveredler Luther Burbank gelungen ist, den Kaktus zu einem sehr nützlichen Futtergewächs emporzuzüchten.

Auf der nämlichen Seite der Francisco Bay, auf der wir unseren Ausflug machten, liegen vier größere Städte, die als Vorstädte zu San Francisco gezählt werden müssen, nämlich Richmond, Berkeley, Oakland und Allameda. Die Einwohnerzahl von San Francisco selbst ist nicht so groß, nämlich nur etwa 470 000, aber beinahe die ganze arbeitende Bevölkerung wohnt außerhalb der Stadt, und wenn man die Vorstädte hinzuzählt, so erhält man über eine Million. Die Fähren von Oakland nach San Francisco verkaufen durchschnittlich täglich 100 000 Billette. Danach kann man sich eine Vorstellung bilden, wie groß die Anzahl der Menschen ist, die in der Stadt ihre Arbeit haben, aber außerhalb derselben wohnen. Allein Oakland hat ungefähr 75 000 Einwohner und Berkeley und Richmond jedes für sich etwa ebensoviel. In allen diesen Städten gibt es kaum Mietskasernen, sondern nur Einfamilienhäuser. Der Stil ist überwiegend kalifornisch, ganz ungleich dem, den man im Osten sieht. Man strebt nach einem originellen Stil: gewöhnlich hat sich ein spanischer Einschlag geltend gemacht, der an die Traditionen der ersten spanischen Kolonisten anknüpft und Motive von den alten spanischen religiösen Bauwerken (the old Spanish missions) übernommen hat, unter denen es besonders im südlichen Kalifornien viele architektonisch schöne und eigenartige Überreste gibt. Man sieht auch nicht wenige Gebäude mit japanischen Motiven. Vor allem dürfte das japanische Kunstgewerbe die Inneneinrichtung und Möblierung beeinflußt haben.

Zur kulturellen Interessensphäre von San Francisco muß man zwei große Universitäten rechnen, obwohl allerdings keine von ihnen im Gebiete der Stadt liegt. Die eine, eine kalifornische Staatsuniversität, University of California (auch ausgestattet mit privaten Fonds), liegt in Berkeley, die andere, eine private Stiftung, Leland Stanford University, liegt 30 englische Meilen südlich von San Francisco in San Mateo, auf der gegenüberliegenden Seite der San Francisco Bay.

Auf dem Rückwege von Bay Point ging die Fahrt über Richmond nach Berkeley, wo ich zum erstenmal The University of California sah. Sie machte als Anlage einen großartigen Eindruck. Der Campus ist hier von Schlafräumen und blumenüberwachsenen Wohnhäusern für Lehrer und Schüler umgeben. Die Universität ist sehr



reich, war jedoch wie die meisten anderen amerikanischen Universitäten bisher ziemlich knauserig in bezug auf die Gehälter ihrer Lehrer. Gegenwärtig ist eine Bewegung im Gange, um erhebliche Gehaltserhöhungen zu erreichen; davon wollen wir jedoch in einem anderen Zusammenhang mehr sagen. Einzig der Rektor war hier gut bezahlt. Er erhielt 25 000 Dollar jährlich, außerdem Repräsentationszulagen und wohnte in einem eignen Hause.

Oberhalb des Campus liegt ein prächtiges Freilufttheater, das auf einem natürlichen Abhang erbaut ist und dessen Mauerkranz über dem Amphitheater von einem stattlichen Eukalyptuswald umgeben wird. Das Theater wird zu Theatervorstellungen, zu Konzerten von Studenten u. a. verwendet. Für den Sommer wird eine Reihe von Festvorstellungen vorbereitet, wobei u. a. auch St. Sääns' „Samson und Delila“ gegeben wird.

Hier dürften einige Bemerkungen über die kulturellen Zukunftsaussichten Kaliforniens am Platze sein. Sollte, wie sich aus vielen Anzeichen schließen läßt, der kommerzielle Schwerpunkt der Vereinigten Staaten allmählich nach dem Stillen Ozean rücken, so ist es klar, daß auch die kulturelle Entwicklung dahin mitfolgen muß. San Francisco hat dann große Aussichten, ein Mittelpunkt zu werden.

Man kann nicht umhin zu bemerken, daß das Volk in Kalifornien und besonders in San Francisco einen anderen Eindruck macht als die Bevölkerung jenseits der Rocky Mountains. Das ganze Leben hat einen sorgloseren und leichteren Anstrich, was auf eine mehr künstlerische Veranlagung hindeutet, obwohl Kalifornien noch keine wirklich großen oder originellen Künstlerbegabungen hervorgebracht hat. „Es ist,“ schreibt ein amerikanischer Schriftsteller aus den östlichen Staaten, „als habe man jenseits der Berge jedes Gefühl der Verantwortung für die Vergangenheit verloren.“

„Das erste Gefühl,“ fährt er fort, „das jeder bei der Ankunft in Kalifornien haben muß, ist das der Befreiung, sei es nun, ob er aus Iowas kargem Winter oder von den sorgenvollen Plagen der Ostküste kommt. Jeder hat die Empfindung, als ob er unter einer neuen Flagge und unter einem neuen Namen segle, und ist bereit, das Vergangene zu vergessen und den Blick nur in die Zukunft zu richten. Es ist, als könne man alle alltäglichen Sorgen hier von sich werfen, ausgenommen vielleicht nur die Leiden und Freuden der Liebe.“

Die Kalifornier haben eine starke Neigung für das Theater. Kalifornien ist das gelobte Land der Freilufttheater. In dem großen griechischen Theater in Berkeley werden jährlich griechische Tragödien oder Lustspiele in englischer Übersetzung, Schauspiele von

Shakespeare oder andere große Dichtungen gegeben; auf dem Mount Talmalpais gibt es im Walde ein anderes großes Freilufttheater „The Mountain Play“, wo während des Mai Festspiele veranstaltet werden; aus dessen letztem Programm mag Kalidasas Sakuntala erwähnt werden.

Außerdem gibt es in San Francisco wie an verschiedenen anderen Orten in Kalifornien Klubs und Gesellschaften, die Theateraufführungen veranstalten. Die berühmteste Vereinigung dieser Art dürfte in San Francisco „The Bohemian Club“ sein, der auch in anderer Hinsicht durch seine Zeremonien und Feste auf das gesellschaftliche Leben stimulierend eingewirkt hat, sowie an der University of California ein weiblicher Theaterklub, „The Parthencia“, der jeden Frühling nur mit Schauspielerinnen ein Festspiel aufführen läßt, das von einem Mitglied der Gesellschaft verfaßt ist. Auch religiöse Spiele, die teilweise von den Festspielen in Oberammergau beeinflußt sind, finden an einigen der alten spanischen „missions“ statt, wie — eines der berühmtesten — in Carmel by the Sea und ein anderes in einer Mission in der Nähe von Los Angeles.

Das ganze Leben hat hier, wie gesagt, einen froheren Anstrich als im Osten; man merkt, daß Kalifornien ein Weinland ist, wenn es auch infolge des Alkoholverbots einstweilen, wenigstens offiziell, seiner Weinproduktion beraubt ist. Die Restaurants in San Francisco sind im allgemeinen nicht riesengroße Lokale wie in anderen amerikanischen Großstädten, sondern kleine, intime Lokale wie in Paris. Zur Zeit meines Besuches war es fast überall in Amerika modern, abends in den Restaurants sogenannte Nightshows zu veranstalten, welche darin bestehen, daß zwischen den Tänzen des Publikums Berufsartisten, meistens Danseusen in leichten Gewändern, auftreten und Varieténummern vorführen.

Es liegt etwas von Pariser oder Boheme-Festlichkeit und von italienischer Sangesfreude und Sorglosigkeit im Wesen dieser Bevölkerung, was z. B. der Refrain eines bekannten kalifornischen Trinkliedes zum Ausdruck bringt:

Not to the Future, nor to the Past;  
No drink of Joy or Sorrow;  
We drink alone to what will last;  
Memories on the Morrow.

Let us live as Old Time passes;  
To the Present let Bohemia bow.  
Let us raise on high our glasses  
To Eternity — the ever-living Now.



Eine Unannehmlichkeit von San Francisco sind die nicht selten vorkommenden Erdbeben. Das letzte größere Erdbeben war bekanntlich 1906 und verursachte böse Zerstörungen. Zwei Drittel der Stadt wurden in Ruinen verwandelt, aber es ist charakteristisch für die Einwohner, daß sie niemals etwas davon hören wollen, daß es ein schwereres Erdbeben war. Sie sprechen nur von „dem großen Brande“. Allerdings, so meinen sie, war auch ein Erdbeben, aber es verursachte wenig Schaden. Das Unglück war, daß es in der Nacht kam und alle Schornsteine zerstörte. Als die Einwohner nachher des Morgens in den Herden Feuer anzündeten, um Kaffee zu kochen, entstanden an vielen Stellen zugleich Brände. Zugleich blies ein heftiger Wind nach der Stadt hinein, die bald ein einziges Feuermeer war, das keine Feuerwehr der Welt hätte löschen können. Interessant ist, daß zwischen den Ruinen die Wolkenkratzer sämtlich stehen blieben, da sie mit Eisenkonstruktionen und Beton gebaut sind. Allerdings wurde das Innere vom Feuer zerstört. Ein Abflauen der Unternehmungslust haben die Erdbeben nicht verursachen können und werden es wohl auch in Zukunft nicht, denn die Vorteile des Platzes sind zu groß und die Gefahren schwinden aus dem Bewußtsein der Menschen, wenn sie nicht unmittelbare sind.

Die Umgebung von San Francisco bietet überall reizvolle Partien, ob man nun nach einem bungalow auf den Dünen oder nach einem Orte im Inneren des Landes fährt. Ein sehr anziehender Platz in direkter Verbindung mit der Stadt ist Presidio, wo die erste spanische religiöse Kolonie zu Ende des 18. Jahrhunderts von Pater Junipero Serra gegründet wurde. Noch heute steht, unberührt durch alle Erdbeben, die alte Kirche, die unter dem Namen Mission Dolores bekannt ist. Mit dem Park in Presidio, der längs des Meeresstrandes angelegt ist und die verborgenen Küstenbefestigungen enthält, steht der Golden Gate Park, die große zentrale Parkanlage von San Francisco, in Zusammenhang.

Golden Gate Park mit seinen Palmenalleen und Tropengewächsen ist vielleicht der stattlichste Park in den Vereinigten Staaten. Innerhalb des Parkes sind ein paar Museen errichtet worden, darunter ein Kunstmuseum, das jedoch schlecht ist. Ein neues großes Gebäude, das die Kunsthandlungen der Stadt aufnehmen soll, ist im Bau. Eine andere öffentliche Sammlung befindet sich in der noch erhaltenen Kunstaussstellungshalle der Weltausstellung des Jahres 1915. Der größte Beitrag zu dieser Sammlung ist durch eine Schenkung von Mrs. Hearst, der Mutter des bekannten Zeitungsbesitzers William Randolph Hearst, gestiftet worden. Sie enthält einige gute fran-

zösische Arbeiten, ist aber auch nicht sehr repräsentativ. Im Golden Gate Park befindet sich auch ein ethnographisches Museum. Außerdem gibt es große Gehege, in denen stattliche Büffelherden in Freiheit gehalten werden. Von den übrigen Attraktionen mag ein japanischer Garten genannt werden, in welchem echte japanische Geishas voll Anmut echten japanischen Tee servieren.

Das Leben in San Francisco hat viele charakteristische Eigentümlichkeiten. So ist z. B. die Stadt an Sonntagen so gut wie völlig leer. Alle Menschen leben dann auf dem Land in ihren kleinen Landhäusern, den bungalows. Hausangestellte sind in San Francisco sehr schwer zu bekommen; die Familien müssen überdies an den Sonntagen, die als obligatorische Urlaubstage gelten, auf deren Dienste verzichten. Die bungalows sind jedoch so eingerichtet, daß sich die Familie vom Samstag bis zum Montag notdürftig ohne Bedienung behelfen kann, d. h. sie sind mit elektrischem Licht und Wasserleitung für Küche, Badezimmer etc. versehen.

Die Szenerie bei Ferry Building, der großen Fährenstation von San Francisco, ist höchst charakteristisch, da sich in der frühen Morgenstunde die Einwohner von San Francisco zu Tausenden herbeidrängen, um mit der Fähre auf die gegenüberliegende Seite zu fahren und dort „to take a hike“ oder „to hike“, wie auf kalifornisch eine Fußwanderung genannt wird. Der Menschenstrom, der dort hinausflutet, dürfte zum größten Teil aus Angestellten von Geschäften oder anderen ihnen sozial gleichgestellten Personen bestehen, während die Mädchen, die beinahe ausnahmslos in Sporthosen, und zwar in anliegenden, gingen, wohl zum überwiegenden Teil aus shopgirls und Typistinnen bestanden. Hosen werden von Damen in allen Altersstufen von der Kindheit bis hinauf zu 70 Jahren getragen, aber sie stehen natürlich nicht allen gleich gut. Sieht man einen Rock, so kann man sicher sein, daß die Trägerin eine Reisende, sicher aber keine Kalifornierin ist. Die Sportkostüme waren sehr verschieden und manchmal höchst phantastisch. Auf den Köpfen sah man oft rote oder buntfarbige Mützen.

Der Nebel, der in den Berggegenden um San Francisco nicht selten vorkommt, hat eine historische Rolle gespielt, indem er den prächtigen Hafen von San Francisco lange den Augen der Entdeckungsreisenden verhüllte. Als Francis Drake im Jahre 1579 zum zweiten Male einen Streifzug durch den Stillen Ozean unternahm, entdeckte er die Küste von Kalifornien. Er segelte dann nach Norden, um eine Wasserstraße nach dem Atlantischen Ozean zu suchen, aber er wurde genötigt zu landen, um seine Schiffe auszubessern, und legte in einem kleinen



Hafen unmittelbar nördlich von Golden Gate unterhalb des Mount Tamalpais an. Aber der Nebel war so dicht und hielt so lange an, daß er Golden Gate nie zu sehen bekam und somit fortsegelte, ohne eine Ahnung von den Landungsmöglichkeiten der San Francisco Bay zu haben. Die Einfahrt in diese wurde von einer spanischen Missionsexpedition von San Diego im Jahre 1769 entdeckt, und erst im März 1776 wurde die San Francisco Bay mit Umgebung von der spanischen Krone offiziell in Augenschein genommen und die oben genannte religiöse Stiftung in Presidio errichtet.

Die Tage meines Aufenthaltes in San Francisco verliefen im großen ganzen auf die gleiche Weise wie in den übrigen größeren amerikanischen Städten. Einige von den Problemen, die ich hier studieren wollte, behandle ich in einem anderen Zusammenhang, wie z. B. die Holzwaren- und Papier-Frage, das Problem der Eisenerzschmelzung in Kalifornien sowie gewisse Fragen betreffs der Handelsflotte und der Reedereibewegung in den Vereinigten Staaten; all dies konnte ich dank der Aufschlüsse, die mir in San Francisco entgegenkommend zuteil wurden, untersuchen.

Eine der leitenden Persönlichkeiten in den geistig interessierten Damenkreisen San Franciscos ist Miß McKinstry, die ich besuchte und die, soweit die kurze Zeit es erlaubte, mir einen Einblick in die sozialen Einrichtungen und Bestrebungen der Stadt zu geben versuchte. Miß McKinstry gehört einer der ältesten Familien der Stadt an. Von ihr wurde ich u. a. eines Tages zu einem Mittagessen in den vornehmsten Frauenklub, Womens Athletic Club, eingeladen und hatte dort das Vergnügen, u. a. den britischen Handelsattaché und Vizekonsul in San Francisco, Mr. E. H. Shipheard, sowie die kalifornische Schriftstellerin Mrs. Gertrud Atherton, mit der ich einige sehr instruktive Gespräche führte, kennen zu lernen. Der Klub selbst befand sich in einem hübschen modernen Gebäude von ungefähr dem gleichen bürgerlichen Stil wie Harvard Club in New York, hatte eine Bibliothek, einen Ballsaal und ein Rauchzimmer, das an dem Abend, an welchem ich anwesend war, recht häufig von Zigaretten rauchenden jungen Damen aufgesucht wurde.

Miß McKinstry ist u. a. eine der „trustees“ der Öffentlichen Bibliothek von San Francisco; ich machte in ihrer Begleitung dortselbst einen Besuch. Die Bibliothek ist ein prächtiges Gebäude, das an einem großen offenen Platz, genannt „The Civic Centre“, gegenüber dem Auditorium (dem Konzertpalast) und The Civic Hall liegt. An dem gleichen Orte war man gerade damit beschäftigt, ein neues Kapitol für denjenigen Teil des städtischen Archivs zu errichten, der

nicht in Sacramento, der politischen Hauptstadt von Kalifornien, verwahrt wird. Das Innere der Bibliothek ist großartig und der Umfang wenigstens relativ größer als der der entsprechenden Bibliothek in New York.

Von dort aus begaben wir uns zu dem Juvenile Court, einer originellen amerikanischen Institution, bekanntlich ein Gericht zur Aburteilung von Verbrechen, die die Kinderwelt berühren. Das Gericht befindet sich in einem siebenstöckigen Haus, ist auf Kosten des Staates errichtet und in zwei Abteilungen, eine für Knaben und eine für Mädchen, eingeteilt. Ich traf sowohl den männlichen Richter, Mr. J. O. Astredo, wie auch den weiblichen und hörte in beiden Abteilungen der Behandlung einiger Fälle zu. Gewöhnlich handelt es sich um Kinder, die aus ihrem Elternhause durchgebrannt sind. Oft ist der Grund dafür, daß die Eltern sich haben scheiden lassen und die Kinder in den neuen Verhältnissen sich nicht mehr wohl fühlen. Es wurde mir erklärt, daß gewöhnlich die Frau das Haus verläßt, nachdem sie entdeckt zu haben glaubt, daß sie einen Mann hat, der, wie es heißt, ihrer „unwürdig“ ist. So trennt sie sich und ergreift oft einen „fröhlicheren“ Beruf. Zu den Verhören pflegen die Eltern vorgeladen zu werden. Das Ganze machte einen ausgezeichneten Eindruck: die Verhöre wurden in diskreter Weise geführt, und der Richter verstand sich gut auf die Behandlung von Kindern.

Das Gebäude umfaßt außer dem Gericht zahlreiche Einrichtungen verschiedener Art, u. a. eine vollständige medizinische Klinik, die auch eine Abteilung für Psychopathologie enthält.

San Francisco nimmt im asiatischen Kunsthandel nicht nur für Amerika, sondern in gewissem Grade für die ganze Welt eine führende Stellung ein. Die größte Firma ist S. & G. Gump & Co., deren Sammlungen wirklich auserlesen sind und in bezug auf Vielseitigkeit sogar in den Museen wenig ihresgleichen haben dürften. Der Wert des Lagers der Firma wird auf viele Millionen Dollar geschätzt. Alles ist in durchaus künstlerischer Weise in seiner chinesischen und japanischen Umgebung aufgestellt, so daß man eher glauben könnte, ein Museum als ein Warenhaus zu besuchen. Ich besichtigte unter der Führung eines der Herren Gump und seines Assistenten einen großen Teil der Porzellan-, Gemälde, Brokat- und Lacksammlungen. Das Porzellan repräsentierte beinahe alle wichtigen Epochen der chinesischen Geschichte, und das erstaunliche ist, daß fast alle Exemplare so gut wie fehlerfrei waren. Sowohl an Porzellan wie an Seidenbrokaten verfügte die Firma fast ausschließ-



lich über Gegenstände, die in der Kaiserzeit hergestellt und für den Bedarf der kaiserlichen Familie bestimmt waren. Das gleiche gilt auch von den chinesischen Gemälden sowie den Seiden- und Lackgegenständen, von denen mir gleichfalls äußerst wertvolle Sammlungen gezeigt wurden.

Dagegen waren die Sammlungen europäischer Kunstgegenstände und moderner Malerei von geringerem Interesse.

## X. KAPITEL

### Los Angeles und das Yosemite-Tal

Eine Stadt mit Rekordwachstum. — Unter den Sternen mit Heroen des Films. — Das kalifornische Touristenleben. — In dem wunderbaren Yosemite-Tal. —

Amerika ist das Land der raschen Entwicklung. Das zeigten Detroit und Seattle, aber in noch höherem Grade eine Stadt wie Los Angeles. In einer Vorrede zu dem Buche von de Barrel-Montferrat „De Monroe à Roosevelt“, das in Paris 1905 herausgekommen ist, schreibt Graf d’Haussonville: „Während der Zug über endlose Ebenen, welche Dampfplüge für die kommende Saat durchfurchten, dahinrollte oder über riesige Wiesen, wo zahlloses Vieh weidete, und während ich für einige Cents in Los Angeles (ich entsinne mich noch des Namens dieser Station) eine Düte voll von herrlichem Kalifornien-Obst kaufte, hatte ich das lebhafteste Gefühl, daß hier ein mächtiger Rivale erstand, der durch seine Konkurrenz unserer europäischen Landwirtschaft und unserer Industrie schwere Stöße zufügen könnte.“

d’Haussonville spricht nun allerdings von einer Reise, die er schon 1881 machte, aber die Vorrede wurde 1905 geschrieben, und Los Angeles war damals noch ein kleiner, unbedeutender Provinzort. Es ist auf jeden Fall eigenartig, wenn man so klar bestätigt sieht, daß diese Stadt, die jetzt auf 575 000 Einwohner geschätzt wird, noch 1905 so bedeutungslos war, daß man sich gewissermaßen nur durch einen glücklichen Zufall ihres Namens erinnern konnte. Das ist in seiner Art ein beredter Beweis für die rasche Entwicklung in den Vereinigten Staaten.

Los Angeles macht als Stadt genau wie San Francisco keinen überwältigenden Eindruck, was daher kommt, daß die Geschäftsviertel in dem gewöhnlichen amerikanischen Durchschnittsstil gebaut sind, also breite Straßen haben, die einander rechtwinkelig schneiden, und einige große Wolkenkratzer, die mit kleinen Häusern abwechseln. Die Stadt ist flach gelegen und wenig übersichtlich. Sie liegt auf der Ebene ungefähr in der Mitte zwischen The Coast



Ranges und dem Stillen Ozean, so daß die Entfernung vom Mittelpunkt der Stadt aus ungefähr 20 englische Meilen, sowohl von den Bergen wie von der Meeresküste, beträgt. Ihr Aufschwung beruht in erster Linie auf der Ölindustrie und dem Gartenbau. Sie liegt selbst auf einem Ölfeld, aber die Bohrungen dürfen im allgemeinen nur außerhalb der Stadt vorgenommen werden, wo sich auch die größten Quellen befinden. Von großer Bedeutung für die Blüte der Stadt ist ferner die Filmindustrie, die sich dort infolge der vorteilhaften klimatischen und geographischen Verhältnisse, der kurzen Regenperiode und der Nachbarschaft einerseits mit der Berglandschaft und den schneebedeckten Gipfeln, andererseits mit den Dünen und Klippen des Meeresstrandes niedergelassen hat.

In Los Angeles gibt es wie in den meisten neuen amerikanischen Städten eine überaus große Zahl von einzelnen Wohnhäusern, und die „Residential Districts“ der Stadt sind ihrem Umfange nach höchst bedeutend. Die Villenstädte sind in die Stadt mit eingeschlossen und bilden keine selbständigen Gemeinden. Sie liegen eingebettet in eine reiche Vegetation; gewaltige Palmen ragen längs der Wege, und purpurne Geranien und Akazienbäume mit blau-violetten Blüten leuchten dazwischen.

Der Hauptzweck meines Besuches in Los Angeles war, einen Einblick in die amerikanische Filmindustrie, ihre Quellen und Zukunftsmöglichkeiten zu erhalten. Es heißt oft, daß die Filmindustrie an wirtschaftlicher Bedeutung die vierte Stelle unter den Industrien in den Vereinigten Staaten einnimmt, aber die offizielle Statistik bringt keine so klaren Angaben darüber. Sicher ist, daß die Filmindustrie ein sehr mächtiger Faktor in der Wirtschaft der Union ist und daß ungeheure Kapitalien in den mit ihr direkt oder indirekt in Verbindung stehenden Fabriken, Ateliers und Theatern angelegt sind.

Ich fuhr mit zwei neuen Bekannten nach Hollywood, der prachtvollen Vorstadt von Los Angeles, wo beinahe alle großen amerikanischen Filmgesellschaften Ateliers besitzen. Der Name Hollywood kommt von dem Berge Hollywood, der auf der einen Seite das Tal, in welchem die Filmstadt liegt, beherrscht.

Auf der Hin- und Rückfahrt kamen wir an vielen stattlichen Privathäusern vorbei. Einige der vornehmsten Residenzen in Hollywood gehören Filmgrößen.

Die Heroen und Sterne der Filmkunst sind, wie bekannt, sehr gut bezahlt und geben mit wahrer künstlerischer Verschwendungssucht ihr Geld aus. Die meisten haben sich großartige Heime geschaffen,

die auf einen Wert von 100 000 bis zu mehreren Millionen Dollar eingeschätzt werden; ihre übrige Lebensführung bewegt sich im gleichen Stile. Es wird angenommen, daß die Filmschauspieler und Filmschauspielerinnen in Los Angeles für direkte Lebenskosten jährlich ungefähr 30 Millionen Dollar ausgeben.

Schon in San Francisco konnte man beobachten, daß die Bautätigkeit trotz der hohen Materialpreise und Arbeitskosten lebhafter als in den östlichen Staaten war. Aber das war nichts im Vergleich zu Los Angeles. Hier herrschte trotz allem eine höchst bedeutende Bautätigkeit. Neue Villen waren überall im Bau, sogar als Spekulationsobjekte, und in Hollywood legte man gerade die letzte Hand an ein riesiges Hotel, das den Namen „The Ambassadors“ tragen sollte.

Ich verwendete zwei Vormittage auf Hollywood und besuchte am ersten Tage einige der größten Filmateliers, Metro Studio Corporation und William Fox West Coast Studios. In den Anlagen der erstgenannten Firma wanderte ich durch gewaltige Hallen, die alle architektonischen Bedingungen für Aufnahmen: moderne Hotelhallen, antike und siamesische Tempel, japanische Gärten, chinesische Häuser usw. enthielten. An jenem Tage wurde namentlich innerhalb des Hauses gearbeitet. Ich machte die Bekanntschaft eines der ersten Filmsterne, Miß May Allison, und sah, wie sie in einem Zimmer photographiert wurde, das für den Film „Are all men alike?“, der gerade eingespielt wurde, zusammengestellt war. Eine Eigentümlichkeit bei den Filmaufnahmen ist, daß sie stets unter Musik vor sich gehen. Vermutlich will man dadurch die Künstler inspirieren, oder es ist ein Ausdruck der allgemeinen amerikanischen Unruhe: es muß gearbeitet, gesprochen, musiziert oder getanzt werden, sonst ist der Zustand nicht normal.

Von Metro Studio begaben wir uns zu William Fox West Coast Studios, wo ich u. a. einen der bedeutendsten Regisseure, Mr. Edward John Le Saint, traf. Unter den Künstlern, die mir hier vorgestellt wurden, mag Leutnant Locklear genannt werden, dessen Spezialität darin bestand, sich von einem fliegenden Aeroplan aus auf einen anderen oder auf ein in Fahrt befindliches Automobil herabgleiten zu lassen und andere ähnliche halsbrecherische „stunts“ auszuführen. Es war ein Mann, von dem es hieß, daß er keine Nerven habe, und er machte auch einen solchen Eindruck. Klar war, daß er nicht lange leben würde, sondern daß es ihm vorausbestimmt war, sich früher oder später den Tod zu holen, aber niemand dachte wohl, daß unsere Ahnung so bald in Erfüllung gehen sollte. Schon



einige Wochen, nachdem ich Los Angeles verlassen hatte, las ich in den Zeitungen, daß er bei einem nächtlichen Flug, der zu Filmzwecken unternommen worden war, umgekommen sei. Nachher erhielt ich einen Brief von Mr. Sam Berendt, der das unglückliche Ereignis bestätigte und außerdem noch berichtete, daß auch Locklears Assistent bei der gleichen Gelegenheit zugrunde gegangen sei.

Ein neuer Filmstern von etwas über 20 Jahren, dessen Bekanntschaft ich gleichfalls machte, war Miß Shirley Mason, die gegenwärtig die Hauptrolle in dem Film „Merely Mary Ann“, einem Roman von Zangwill, gab, der gerade neu aufgenommen wurde. Die berühmteste Kraft der Gesellschaft für die höhere Filmschauspielkunst war jedoch die sehr schöne Miß Eileen Percy, eine Irländerin von Geburt, die ich bei einer Aufnahme in einem der überdeckten Ateliergebäude traf. In einer großen Halle besichtigte ich ferner das Aufnehmen einer sogenannten „Sunshine comedy“ (meistens aus Badeszenen bestehend), bei der eine bedeutende Zahl von Künstlern und Statisten mitwirkte.

Die Anlagen der Fox-Film-Gesellschaft in Hollywood sind sehr ansehnlich; einige Zahlen dürften hier am Platze sein. Es sind, wie immer in Amerika, große Zahlen. Fox West Coast Studios beschäftigt in ihren Ateliers in Los Angeles, abgesehen von den Künstlern, ungefähr 500 Personen, Arbeiter und Angestellte, unter ihnen 180 Chauffeure, 150 Schreiner, 25 elektrische Ingenieure und 50 spezielle Berufsarbeiter. Die Zahl der Künstler beträgt zwischen 200 und 300, unter ihnen, wie es im Prospekt heißt, 20 sehr schöne „sunshine girls“ (badende Mädchen). Die ganze Anlage der Gesellschaft in Hollywood umfaßt 16 ha, wovon  $7\frac{1}{2}$  für Freiluftschauspiele und die übrigen für gewöhnliche Schauspiele in Anwendung kommen. Die Gebäude bestehen aus sieben großen Ateliers, wovon das längste 209 Fuß lang und das breiteste 97 Fuß breit ist. Die Gesellschaft besitzt außerdem große Güter in den Bergen, teils im südlichen Kalifornien, teils im Staate Arizona. Der größte Landbesitz, Mixville, liegt im südlichen Kalifornien; dort sind die meisten der Filmdramen aus dem wilden Westen mit Tom Mix in der Hauptrolle aufgenommen worden. Mixville ist ein vollständiges „ranche“, d. h. ein Landgut im alten spanischen Stil mit Vieh, Pferden, Cowboys und allem anderen, was zum Leben im wilden Westen gehört.

Während meiner Besuche in den Filmateliers erlebte ich eine kleine Episode, die ich, obwohl sie an und für sich unbedeutend ist, doch erzählen möchte, da sie mir charakteristisch für die amerikanische Psyche zu sein scheint.



Ich saß auf einer Filmbühne, zusammen mit Miß X und sollte fotografiert werden. Gefilmt zu werden ist, nebenbei bemerkt, gerade kein Vergnügen. Es gibt so viel elektrisches Licht, so viele Scheinwerfer und andere Lichtkombinationen von verschiedenen Farben, daß man sich in einem elektrischen Lichtbad glauben kann, das man ja für gewöhnlich nicht gerne in großer Gesellschaft nimmt. Auf meinem heißen Platz sollte ich also versuchen, liebenswürdig auszusehen. Miß X. war sehr entgegenkommend. Das erste aber, was sie sagte, war:

„Worin spekulieren Sie hier in Amerika?“

„In Amerika spekuliere ich gar nicht.“

„Das sollten Sie aber tun, nur nicht in Stock Exchange. Nein, Sie sollten Grundstücke in San Diego kaufen, das tue ich. Das ist eine Stadt, die sich ungeheuer entwickeln wird. Sie hat jetzt ungefähr 100 000 Einwohner — in einigen Jahren hat sie vielleicht 500 000. Das geht dort wie mit Los Angeles; dabei kann man ein großes Vermögen verdienen.“

Das war die Konversation, während die Musik den gerade modernen Foxtrot spielte und die Lichtwogen uns blendeten.

Aber plötzlich mischten sich Stimmen von der anderen Seite der Rampe in unsere. Ich hörte meinen Freund, den Bankdirektor, in lebhaftem Gespräch mit einem der Regisseure und schnappte zwischen den Tönen der Musik die eine und andere Wendung auf.

„Wo legen Ihre Künstler ihr Geld an? Wir haben noch nicht das Vergnügen gehabt, jemanden von Ihnen auf unserem Kontor zu sehen.“

„Ach so, sie spekulieren in Stock Exchange.“

„Sie haben alle ihre Brooks.“

„Ja, aber Sie sollten Obligationen kaufen! — Das ist viel solider. — Wir haben gerade jetzt die Schweizer Obligationen, 8%. Das sind wunderbare Papiere. — Sie notieren schon 103%.“

Das ist „The Almighty Dollar“. Er spielt überall seine Rolle und bildet das gewöhnliche Gesprächsthema nicht nur zwischen Männern, sondern auch zwischen Männern und Frauen aller Gesellschaftsklassen, in Banksälen, Klubs, Ballsälen oder hinter den Theaterkulissen. Sogar die jungen Mädchen berühren gerne dieses Thema, und niemand wundert sich, wenn eine Manikure, während sie dem Kunden die Nägel poliert, ein Gespräch über die populärsten Papiere oder über die Aussichten beim nächsten Pferderennen beginnt.

Es war meine Absicht gewesen, von Los Angeles aus einen Abstecher nach San Diego zu machen, das weiter südlich ungefähr

fünf Stunden mit der Eisenbahn liegt. Dieser Besuch wäre von großem Interesse gewesen; Miß X. hat zweifellos darin recht, daß San Diego eine Stadt ist, die während der nächsten Jahre eine rasche Entwicklung durchmachen wird. Sie hat einen ausgezeichneten Hafen — den ersten, den man auf einer Reise durch Panama nach Norden längs der Küste des Stillen Ozeans zu sehen bekommt. Die Stadt liegt außerdem in einer außerordentlich reichen und fruchtbaren Gegend und hat das beste Klima in Kalifornien, noch gleichmäßiger und angenehmer als San Francisco. San Diego ist auch ein Kriegshafen. Unmittelbar vor der Stadt liegt der beste Badestrand der Pazifikküste mit einem berühmten Hotel, Hotel del Coronado. San Diego hat Aussicht, eine bedeutende Zwischenstation für den zukünftigen Warenaustausch von Mexiko nach der Küste des Stillen Ozeans zu werden.

Aber der im voraus festgelegte Reiseplan machte dies unmöglich. Ihm folgend unternahm ich statt dessen einen mehrtägigen Ausflug nach dem Nationalpark im Yosemite-Tal, um auch das kalifornische Touristenleben kennen zu lernen. Die Fahrt ging mit der Eisenbahn von Los Angeles nach der kleinen Stadt Merced an der inneren Linie der Southern Pacific, die parallel mit der Coast Linie, im Innern des Landes jedoch auf der Ebene zwischen Coast Ranges und Sierra Nevada läuft. Die Reise von San Francisco nach Los Angeles war auf der äußeren Linie der genannten Eisenbahn gemacht worden, welche die ganze Zeit am Meere entlang auf einem felsigen Wege am Fuße von Coast Ranges verläuft und oft unmittelbar dem Strande folgt. Die innere Linie jedoch ist durch das Tal über ein fruchtbares Land gezogen, ist aber natürlich vom Standpunkte des Touristen aus weniger interessant und außerdem infolge der Hitze im Sommer äußerst beschwerlich für Tagreisen.

Ich traf an einem frühen Morgen in Merced ein und nahm von dort ein Horseshoe Stages Automobil nach dem Mariposa National Park und dem Yosemite-Tal.

Bevor ich aber den Leser zu einer Sporttour in den kalifornischen Bergen und Wäldern einlade, möchte ich einige kurze orientierende Bemerkungen über das westamerikanische Freiluftleben mitteilen. Nirgends wird dies in einem solchen Umfang gepflegt wie in Kalifornien. Da es während des Sommers nicht regnet, keine oder nur äußerst wenige Insekten vorkommen, da es keine Schnaken, Wespen und Fliegen gibt und Schlangen nur sehr selten anzutreffen sind — obwohl sie allerdings, wenn sie vorkommen, der weniger angenehmen Gattung der Klapperschlange angehören — gibt es kein Land



In der Welt, wo es so leicht ist, eine Sommernacht im Freien zu verbringen, wie in Kalifornien, wo der Himmel während des ganzen Sommers Nacht für Nacht gleich sternenklar erglänzt. Der Wind vom Meere ist kühl, und es ist daher äußerst angenehm, im Freien oder bei offenen Fenstern zu schlafen. So werden auch in beinahe allen neuen Häusern in Kalifornien in den Schlafzimmern Fenster ohne Glasscheiben eingesetzt oder offene Veranden gebaut, wo man ganz und gar im Freien schlafen kann.

Seit langer Zeit haben die Bewohner von Kalifornien, arme wie reiche, im Sommer die Gewohnheit, in die Wälder zu ziehen und dort in Zelten oder primitiven bungalows zu wohnen, die an den besuchtesten Touristenorten größere oder kleinere „camps“ oder Lager bilden. Des Abends versammeln sich die Lagerbewohner um das Feuer und es wird gesungen und getanzt oder Theater gespielt. Wenn also der Sommer und die Urlaubszeit kommt, laden die Familien Hausgerät und Proviant auf Automobile und fahren wochenlang auf den prächtigen Betonstraßen von Lagerplatz zu Lagerplatz. Man darf dabei nicht vergessen, daß in ganz Amerika, aber vor allem in Kalifornien, das Automobil die gleiche Rolle spielt wie bei uns etwa das Klavier oder Telephon, d. h. es bedeutet die Grenzlinie zwischen „besseren Leuten“ und anderen. Zu der ersteren Kategorie gehören die Arbeiter, insoweit sie während einiger, nicht allzu vieler Jahre durch Fleiß und Sparsamkeit so weit gekommen sind, ein eigenes Haus und ein eigenes Automobil zu besitzen. Dann kommt es darauf an, welche Automobilmarke man anschaffen kann. Nebenbei mag erwähnt werden, daß Motorräder in Amerika verachtet werden. Sie werden meistens von „Niggern“ verwandt und ich weiß nicht, auf wie tiefer gesellschaftlicher Stufe man stehen muß, um sich erlauben zu können, Zweirad zu fahren; dieses wird eigentlich nur von Laufburschen benützt. Das Automobil der Arbeiter ist natürlich das populäre Ford-Automobil, das gegenwärtig ungefähr 900 Dollar kostet; wunderbar ist es, was ein derartiges Fahrzeug alles in sich aufnehmen kann. Ist die Familie zahlreich, so hängt ein großer Teil des Gepäcks außen und das Auto sieht einem Packesel recht ähnlich. Diejenigen dagegen, die ihre gesellschaftliche Stellung durch Packards Luxusautomobil zum Ausdruck bringen können, und folglich genug Geld haben, fahren von Hotel zu Hotel und von Stadt zu Stadt.

An den erwähnten Lagerplätzen in den kalifornischen Bergen treffen sich jedoch alle Gesellschaftsklassen, und Tausende von Automobilen strömen dorthin. Manchmal ist es beinahe schwierig, zwi-

schen diesen Automobilkarawanen vorwärts zu kommen. Der besuchteste Treffplatz ist gerade das Yosemite-Tal. Meine Fahrt dorthin ging von Merced über Mariposa Grove of Big Threes und Wawona; der letztere Ort mit einem prächtigen Touristenhotel oben in den Bergen. Zuerst ging es über die Ebene, wobei die Bergkette der Sierra Nevada in der blauen Ferne als ein Kontrast zu dem gelb gebrannten Gras der Ebene schimmerte. Dann näherten wir uns den Abhängen, und der Weg fing an zu steigen. Bald waren die Obstgärten mit Apfelsinen und Zitronen, Pfirsichen und Aprikosen hinter uns, und wir kamen in die Region der Nadelholzbäume, der Zedern, Zypressen und Pinien und vor allem der Rotholzbäume, die anfangs nur mäßigen Umfang hatten. Erst als wir nach Mariposa Grove hineinkamen, trafen wir die riesigsten Exemplare von Sequoias. In Mariposa passierten wir den berühmten Tunnel, der durch einen solchen Baum führt. Dann ging die Fahrt weiter den Berg hinauf. Immer höher und höher wand sich der Weg an den Bergwänden empor. Er ist manchmal lebensgefährlich; denn fast nirgends gibt es ein Gelände, und ein falscher Handgriff des Chauffeurs kann das Auto ein paar tausend Meter hinabstürzen. Tief unter dem Wege liegt das Yosemite-Tal. Man sieht an den umliegenden Bergwänden gewaltige Wasserfälle in die Tiefe des Tales hinabstürzen. Der größte ist der Yosemite-Fall, der seine Wassermasse aus der Höhe von 2350 Fuß lotrecht herabschleudert. Außerdem gibt es den sogenannten Brautschleier, „The Bridal Veil Falls“ — mit einer Höhe von 620 Fuß und von außerordentlicher Schönheit.

Gegen 7 Uhr abends bekamen wir an einer Wendung des Weges, die Inspiration Point genannt wird, den ersten Gesamtüberblick über das Yosemite-Tal. Der Anblick ist überwältigend. Es ist ein Talkessel, der so eng eingeschlossen ist, daß nur ein einigermaßen fahrbarer Weg aus demselben herausführt. Auf beiden Seiten erheben sich Felsen in ansehnlicher Höhe, viele à pic, d. h. mit einer über den Bergfuß vorspringenden oberen Kante.

Das Tal selbst, The Yosemite National Park, liegt 4000 Fuß über dem Meere, aber die Berggipfel erheben sich über den Talboden in einer Höhe bis zu 5000 Fuß, d. h. also 9000 Fuß über den Meeresspiegel. Das Tal ist an der breitesten Stelle nur eine englische Meile breit, aber sieben Meilen lang.

Das Leben unten im Tale wirkt auf einen Europäer sehr eigen, artig und hat auch seine recht pikanten Seiten. Ich stieg im vornehmsten Hotel, Hotel Sentinel, ab, das seinem Äußeren nach ein ziemlich primitiver Holzbau ist; aber wie immer in Amerika gab es





Los Angeles mit Pershings Park



Yosemite Valley



Der „Wavonatunnel“



wenigstens alle technischen Bequemlichkeiten; weder Rasierstube, Baderaum, elektrisches Licht, noch anderes Derartiges fehlten. Wenn es im übrigen mit den Bequemlichkeiten recht mager bestellt war, so war um so mehr für Vergnügungen gesorgt, die sich um das Lager konzentrierten. Es gibt zwei größere solcher Lager: Yosemite Lodge, direkt hinter dem Hotel und Camp Curry, etwas weiter oben im Tal. Diese beiden bestanden, außer aus Restaurants und Vergnügungslokalen, aus Zelten und Sommerbungalows, die letzteren gleichfalls mit kaltem und warmem Wasser, Bad und elektrischem Licht versehen.

Jedes der Lager umfaßte zur Zeit unseres Besuches ungefähr 1500 Personen. An beiden Plätzen gab es Freilufttheater und in Camp Curry außerdem noch ein „swimming pool“, wo sowohl Herren wie Damen während der schlimmsten Hitze ein Bad nahmen, ganz wie es in den Strandbädern an den Meeresküsten der Brauch ist. Ferner gab es riesige Lese- und Schreibräume, Ausstellungslokale usw.

Der nächste Tag wurde hauptsächlich zu einer Automobilfahrt nach Glacier Point verwandt, der à pic 3234 Fuß über dem Talboden gelegen ist. Wir verbrachten in dem dort gelegenen Hotel einige ruhige Stunden und bewunderten die herrliche Aussicht. Abends besuchten wir Camp Curry, das vor allem das Lager der Jugend und Studenten ist. Die letzteren verbringen in großen Scharen ihren Sommerurlaub in solchen Lagern und helfen als Bediente, Chauffeure und Führer. Als unsere Wirtinnen boten sich ein paar ältere Damen an, deren Bekanntschaft wir während des Vormittags auf der Automobiltour nach Glacier Point gemacht hatten. Solche wohlwollende ältere Damen sind in Amerika ziemlich zahlreich, und sie vermitteln gerne Bekanntschaften, vor allem, damit sich die Jugend unterhalten könne.

Die Einwohner von Kalifornien lieben das Theatralische: hier wurde jeden Abend in jedem Sinne des Wortes Theater gespielt. Das Lager erstrahlte in festlicher Beleuchtung, Läden und Ausstellungslokale waren offen, in den Bäumen schaukelten japanische Lampen, und auf dem offenen Platz in der Mitte des Lagers prasselte ein prächtig flammendes Feuer. Im Freilufttheater wurde vor einem Publikum von mindestens 1000 Personen gespielt. Die Auftretenden waren teils bezahlte Künstler, teils irgendwelche Personen, die Lust und Begabung — obwohl das letztere etwas weniger zu bedeuten schien — besaßen, ihre Mitmenschen mit Theaterstücken, Gesang und plastischem Tanz zu erfreuen.

Kurz vor 10 Uhr war das lange Programm der Kabarettvorstellung absolviert. Das Publikum erhob sich, wandte der Bühne den Rücken zu und stierte aufmerksam nach der dunklen Bergwand hin, an deren Fuß das Lager lag. Das elektrische Licht wurde ausgelöscht und das Lager in tiefste Dunkelheit versenkt. Nachdem einige Rufe ausgetauscht waren, sah man plötzlich von dem vornüberschießenden Felsen beim Glacier Point, also über 3000 Fuß über unseren Häuptern ein Feuermeer über den Berg herabfallen, einen übrigens recht primitiven Goldregen, der in Rot die weißen Schaumwogen des Yosemite-Falles nachahmte. Das schien auf das Publikum einen außerordentlichen Eindruck zu machen. Als die letzten Funken erloschen waren, entblöbten alle ihre Häupter und stimmten The Star Spangled Banner an. Dann begann der Tanz auf dem Tanzplatze, während die Älteren eine Vorlesung über Flora und Fauna des Tales, erläutert durch Kinematographenbilder, zu hören bekamen.

Die Hikartracht, die am Tage von allen Damen und Herren, älteren und jüngeren, getragen wird, wird am Abend abgelegt, und auf der Tanzbahn treten Frauen und Mädchen in durchsichtigem Crêpe de chine oder Seidentüll und entsprechend geschminkt, auf. Aber Punkt 11 Uhr schließt der Tanz, denn hier im Tale muß man frühmorgens für die anstrengenden Bergbesteigungen des kommenden Tages munter und ausgeruht sein.

So ist das Leben im Yosemite-Tal, Tag nach Tag, sechs Monate hindurch. Aber es ist klar, daß das Publikum das täglich wechselt, recht gemischt ist. Hier gibt es Bankiers und Großkaufleute mit ihren Frauen und Töchtern und dazu viel studierende Jugend, aber auch nicht wenig Arbeiter mit ihren Familien.

In diesem Zusammenhang möchte ich erwähnen, daß es in Amerika viele polizeiliche Vorschriften gibt, die einem Europäer als überflüssig erscheinen; statt dessen aber fehlen andere Vorschriften, die man in Europa für durchaus notwendig ansehen würde. So begegnet man an den gefährlichen Stellen auf dem Wege zum Yosemite-Tal keinen Sicherheitsmaßnahmen oder Warnungstafeln oder mindestens sehr wenigen. Derartige Alpenwege würden in Europa mit hohen Steinbarrieren versehen sein. Hier sind sie ohne Schutz, und keinerlei Schild oder Warnung zeigt dem Fußwanderer oder Chauffeur die gefährlichen Punkte an. Man sieht, wie verwegene junge Männer und sogar junge Mädchen über klaffende Abgründe klettern, was in Europa niemand erlauben würde. Aber man folgt hier der Regel: „take care of yourself“, eine Regel, die in vielen



Fällen doch etwas zu weit getrieben werden kann, während man andererseits um so viel strenger ist, wo der Europäer sich vielleicht etwas nachsichtiger zeigen würde.

## XI. KAPITEL

### Zurück nach dem Osten

Vom Lake Tahoe zum Großen Salzsee. — Die Naturschätze des Mormonenstaates. — Eine stattliche Pionierarbeit. — Vielweiberei, ihre Entstehung und Auflösung. — Die Sehenswürdigkeiten der Salzsee-Stadt. — Ueber den Felsigen Berg nach Denver. — Die Kansas-Prärie. — Dämmerungseffekte in St. Louis. — Südlich der Mason-Dixon-Linie. — Daheim in der V. Avenue. —

Vom Yosemite-Tal aus machte ich in Kalifornien noch einen Touristenausflug, aber diesmal ging es nach Norden. Gegen 7 Uhr morgens, an einem Tage gegen Ende des Juni traf ich in der kleinen Stadt Truckee ein, die unmittelbar in der Nähe der östlichen Grenze Kaliforniens gegen Nevada zu liegt. Von dieser Station aus führt eine Seitenbahn zum Lake Tahoe, der in einem der berühmtesten Nationalparke des Landes liegt. Ich fürchtete beinahe, daß der Besuch des Lake Tahoe nach den starken Eindrücken des Yosemite-Tales eine Enttäuschung werden würde. Aber das war nicht der Fall.

Nach einstündiger Eisenbahnfahrt kam ich an meinem Bestimmungsort an und stieg in einem entzückenden Hotel „Tahoe Tavern“ ab, das sehr ruhig ist und etwas an das Mouraine Hotel vor Chicago erinnert. Vor meinen Blicken breitete sich der stille Bergsee aus, 12 englische Meilen breit und 22 englische Meilen lang, von Norden nach Süden sich erstreckend und umgeben von hohen Schneebergen mit scharfen Kämmen. Aber die größte Wirkung wurde hier nicht durch die Linien erzielt, sondern durch das wunderbarste Farbenspiel, das ich jemals gesehen habe. Es war, als erstrahle die ganze Natur in allen Farben auf einmal. Die leichten Schleier über den Bergen schillerten in Weiß und Rosa, und das ganz kristallklare, durchsichtige Wasser war manchmal saphirblau mit dunkelgrünen Streifen, manchmal hellgrün, abwechselnd mit dunkelgrün. An einer der Buchten dieses seltsamen Sees, die den Namen Lake Emerald trägt, war ein großes Sommerlager in gleichem Stil wie die Touristenlager in Yosemite errichtet, und der kleine Dampfer, dessen Fahrten in Verbindung mit dem Zuge standen, lief dieses Lager



auf seinem täglichen „sightseeing trip“ rings um den See an. Mehrere tausend Sommergäste hatten sich dort schon niedergelassen: der Platz gilt als einer der bequemsten und angenehmsten in Kalifornien. Aber die Fahrt dahin hätte den ganzen Tag in Anspruch genommen; ich fand es vorteilhafter, zu bleiben, wo ich war, um einen gründlicheren Eindruck von der Umgebung zu bekommen. Ich verschaffte mir ein gutes Pferd und machte mit einem Führer eine längere Reittour den Berg hinauf durch den Wald zu einem Aussichtspunkt, von dem aus ich einen noch bezaubernderen Blick hatte als unten vom Strand. Als ich auf die Höhe kam, lag hier und dort in den Felsenspalten noch Schnee; es war zwei Tage vor Mittsommer. Ich möchte hier erwähnen, daß der Zug, bevor er morgens nach Truckee kam, in den Bergen lange Strecken passierte, wo die Eisenbahnlinie auf beiden Seiten durch kilometerlange solide Schneeschirme aus Holz geschützt ist. Durch die schmalen Ritzen zwischen den Brettern konnte man sehen, daß der Boden in den Wäldern noch ganz schneebedeckt war. Der Reitweg zum Ausichtsberge hinauf ging durch einen dichtgewachsenen Wald, der hauptsächlich aus Föhren und Hemlock-Fichten bestand.

Ich frühstückte in Tahoe Tavern und besuchte hierauf eine interessante Ausstellung indianischer Heimindustrie. Ein unternehmungslustiger Amerikaner hatte nämlich hier in der Nähe ein Atelier eingerichtet, in welchem Indianerfrauen damit beschäftigt wurden, Körbe in altem, überliefertem Indianerstil mit symbolischen Mustern zu flechten. Unter seinen Schützlingen hatte der Mann eine alte Frau, die eine wirkliche Künstlerin war. Ihre Körbe galten für ebenso wertvoll wie die kunstvollsten Indianerkörbe aus älteren Zeiten. Sie soll jedoch die letzte ihrer Art sein. Ich sah Körbe, die sie verfertigt hatte und für die bis zu 2000 Dollar per Stück bezahlt wurden. Die alte Frau war, soweit die staatlichen Behörden dies feststellen konnten, 89 Jahre alt, aber selbst behauptete sie, 103 Jahre alt zu sein. Sie arbeitete fleißig und war bei voller Kraft. Ich begann ein Gespräch mit ihr, und sie verständigte sich gut auf englisch. Die Alte war abschreckend häßlich, aber sie hatte ein Paar außergewöhnlich beredte und intelligente Augen und sah bedeutend jünger aus, als sie zu sein vorgab.

Nachmittags kehrten wir nach Truckee zurück; als aber der Lokalzug ankam, hatte „Overland Limited“ — der Expreszug zwischen Chicago und San Francisco — nahezu zwei Stunden Verspätung, und ich fand Zeit, vor der Abreise in dem Eisenbahnrestaurant zu essen. Die Stimmung war dort anfänglich in der Dämmerung etwas trist,

aber plötzlich kamen einige Mitglieder einer reisenden Theatergesellschaft in den Saal hereingetanz. Einige der weiblichen Mitglieder waren recht hübsch. Männer und Frauen ließen sich mit Lärm und Gepolter an einem Tisch nieder und sangen zu ihren Mandolinen einige aufreizende Indianerlieder. Schließlich kam der Zug. Ich ergriff von meinem Schlafplatz Besitz und verließ während der Nacht das gastliche „sun-kissed“ Kalifornien, um in die trostlosen Wildmarken Nevadas hineinzugleiten.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, fuhr der Zug über endlose Ebenen, die von verbrannten Bergabhängen umgeben waren, auf denen selten nur grüne Flecke sichtbar wurden. Je mehr sich der Zug der Mormonenstadt Utah näherte, um so öder, aber auch schöner wurde die Landschaft. Die Hügel verwandelten sich allmählich in hohe Berge mit schneebedeckten Gipfeln. Endlich kam der Zug hinab an den Strand des Great Salt Lake; ein intensiver Salzgeruch durchdrang den Eisenbahnwagen. Bekanntlich enthält das Wasser in diesem See bis zu 27% Salz, und es ist so schwer, daß ein Mensch darin nicht untergehen kann, sondern wie Kork auf der Oberfläche schwimmt. Das Wasser ist ganz stahlblau, steif und schlammig, und breite weiße Schaumflecke fließen hier und dort wie große, breite Leinenstreifen auf der Oberfläche. Überall an den Rändern liegt das Salz in Haufen wie alter Schnee.

Vor der Ankunft in Ogden passiert der Zug die berühmte Brücke über den Salzsee, „The trestle“, eine massive Steinbrücke mit einem Obergestell aus Holz, die quer über den See geht, der so breit ist, daß man kaum von einem Ufer zum andern sehen kann. Es ist eine höchst eigenartige Fahrt mit dem Blick auf den See, der von hohen, nackten Bergen auf beiden Seiten umgeben ist. Schließlich kommt der Zug am anderen Ufer an und fährt in ein Tal, wo sich wieder einige Vegetation zu zeigen beginnt.

Wir waren 4000 Fuß über dem Meere. Hier und dort lag in den Bergspalten noch Schnee, aber die Sonne brannte stark und glühend über uns. Der Zug kam nach Ogden, der ersten Stadt des Mormonenstaates, einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt, aber sonst wenig interessant. „Overland Limited“ fährt von hier aus nach Chicago; unser Wagen wurde auf die Oregon Short Line umrangierte, und nach einer weiteren Reise von einer halben Stunde waren wir in Salt Lake City.

Der erste Anblick der Hauptstadt der Mormonen bringt eine Enttäuschung, denn Salt Lake City sieht genau wie eine gewöhnliche amerikanische Stadt aus, abgesehen davon, daß sie eben hoch oben



in den Schneebergen liegt. Dennoch ist ein Besuch hier sehr interessant: denn die bahnbrechende Pionierarbeit der Mormonen ist wirklich eines genaueren Studiums würdig.

Wie man auch über Joseph Smith und seinen Nachfolger Brigham Young denken mag, ihre Schöpfung, vor allem der Staat, den sie gegründet haben, machen einen imponierenden Eindruck. Die Mormonen, die ich traf, schienen lebenswürdige und zufriedene Menschen, und sie hatten, wenigstens was das Materielle anbelangt, allen Grund dazu. Die Führer der Mormonen waren zweifellos sehr weltkluge Menschen. Die Mormonenkirche besaß anfangs den ganzen Staat; später trat sie dann einen großen Teil ihres Besitzes, besonders allen Landbesitz, ab, der hernach in kleinere Parzellen zerteilt wurde. Noch heute ist jedoch die Mormonenkirche an beinahe allen bedeutenden Industrien des Staates interessiert und unerhört reich. So ist sie z. B. ein Hauptinteressent der großen Zuckerindustrien sowie einiger der wichtigsten Bergwerksunternehmungen, die Kupfer, Blei, Gold, Silber und Zink fördern. Die Mormonenkirche besitzt außerdem große Marmorbrüche und berühmte Achatgruben.

Die Einkünfte des Staates Utah sind außerordentlich groß. 1917 brachte allein die Bergwerkindustrie ungefähr 100 Millionen Dollar ein, davon die Kupferwerke 67,5 Millionen Dollar. Die übrigen Metalle stehen in folgender Ordnung: Silber 11,25 Millionen, Blei 15,5 Millionen, Gold 3,3 Millionen und Zink 2,25 Millionen. Verglichen mit den anderen Staaten, ist Utah der zweite als Silberproduzent, der dritte in bezug auf Kupfer und Blei und der siebente in bezug auf Gold und Zink innerhalb der Nordamerikanischen Union. Arizona und Montana sind die vornehmsten Kupferproduzenten in den Vereinigten Staaten. Die Grubengesellschaften in Utah teilten 1917 nahezu 30 Millionen Dollar in Dividenden aus. Das größte Schmelzwerk ist „The Mammoth Mills and Smelters of Salt Lake Valley“, das 25 000 Tonnen Roherz innerhalb von 24 Stunden bearbeitet. An Bleierz werden dort 2000 Tonnen am Tage geschmolzen. Die Steinkohlenvorräte sind bedeutend; die Jahresproduktion beträgt bis zu 3½ Millionen Tonnen. Nicht minder bedeutend ist die Salzindustrie. Salz wird teils aus dem Wasser, teils aus den großen Salzlagern am Ufer gewonnen. Die jährliche Produktion beträgt 400 000 Fässer. Die Mormonenkirche hat auch in anderer Hinsicht die größte Unternehmungslust gezeigt. Sie besitzt u. a. in Salt Lake City das größte Hotel der Stadt, Hotel Utah, The Salt Lake Theatre, die großen Warenmagazine „Zion's Co-operative Mercantile Institution“ (Z. C. M. I.) und Z. C. M. I. Drug Store



und warum nicht auch einen Tanzpalast — Zion's Dancing Palace — und hat das größte Tanzlokal erbaut, das in den Vereinigten Staaten existiert: es liegt bei „The Saltair“, dem großen Badehaus draußen am Great Salt Lake.

Der Präsident der Kirche, Mr. Herbert J. Grant, residiert im Church Office, einem Gebäude, das in weißem Granit in recht schöner Architektur und nach einer Zeichnung von einem der 22 Söhne Brigham Youngs, der ein bedeutender Architekt ist, erbaut wurde. Kein Bankdirektor, kein Chef eines modernen Luxusgeschäftes dürfte in einer so eleganten Umgebung residieren wie dieser Kirchenfürst. Die Einrichtung ist in Marmor ausgeführt und mit den kostbarsten Holzschnitzereien geschmückt. Die Vorhalle zum Empfangsraum des Präsidenten ist ganz und gar aus echtem Achat; Boden, Wände, Säulen und Decke, alles in massiver Ausführung aus dem gleichen ausgesuchten edlen Material. Allein dieses Zimmer hat Millionen Dollars gekostet. Von den in Marmor schimmernden Kontorlokalen — ich möchte sagen Bankhallen — wird die religiöse Mormonenpropaganda betrieben, indem Massen von Druckschriften und Briefen ausgesandt werden, die von kleinen, eleganten Frauenhänden an den Pulten, auf denen überall hübsche Silbervasen mit roten Rosensträuchern standen, auf der Maschine geschrieben werden.

Hier dürfte zum Verständnis der jetzigen Situation eine kurze Übersicht über die Geschichte des Mormonentums am Platze sein. Am 6. April 1830 stiftete in Fayette im Staate New York Joseph Smith „The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints“. Die erste Gemeinde, die anfangs sehr klein war, führte ein unruhiges Dasein und mußte mehrmals von verschiedenen Plätzen fliehen, da sie einer heftigen Verfolgung ausgesetzt war. Nach vielen Schwierigkeiten ließen sich die Mormonen in einer kleinen Stadt namens Cartago in Illinois nieder, wo sie sich einige Jahre aufhielten und eine blühende Gemeinde gründeten. Nachdem aber Joseph Smith und sein Bruder Hyrum im Jahre 1843 von einem wütenden Pöbel getötet worden waren, konnten die Mormonen hier nicht länger bleiben. Sie zogen sich in die Wildnis zurück und machten schließlich an den Ufern des Großen Salzsees halt. Dort gelang es den ersten Kolonisten, durch ihre intensive Arbeit binnen kurzem in dieser Wüste einen wohlhabenden und emporstrebenden Staat zu schaffen.

Sie gründeten — um mit ihren eigenen Worten zu sprechen — Kirchen, Theater usw., was alles dazu beitrug, „eine hochentwickelte Kulturgemeinde zu schaffen“. Man mag über die Religion der Mormonen denken, was man will, aber man muß zugeben, daß ihre



Salt Lake City, Hauptstraße



Eagle River Cañon



Pionierarbeit sehr achtunggebietend war. Das Land war trocken, und es galt, ein wirksames Bewässerungssystem zu schaffen, was gleich nach der Ankunft mit Energie in Angriff genommen wurde. Aber schon im folgenden Jahre wurde die junge Kolonie von einem großen Unglück heimgesucht. Die Ernte war vielversprechend, plötzlich aber kamen große Schwärme von Heuschrecken, die zu Millionen und aber Millionen von den Bergen herabströmten und die ganze Ernte aufzufressen drohten. Alle Hoffnung schien geschwunden, als große Schwärme von Möwen sich auf die Felder niederließen, die Heuschrecken auffraßen und dadurch die Ernte retteten. Die Möwe wird seitdem von den Mormonen als heilig angesehen. Sie genießt unbedingte Schonung, und ihr zu Ehren wurde auf dem geweihten Tempelgrund vor dem Tabernakel ein besonderes Denkmal errichtet.

Seitdem hat sich die Entwicklung im Mormonenstaat ziemlich rasch vollzogen. In den 50er Jahren kam der große Strom von Goldsuchern nach Kalifornien, und Utah verdiente viel durch den Zwischenhandel. Aber der große Aufschwung stellte sich erst mit der transkontinentalen Eisenbahn ein, die am 10. Mai 1860 eingeweiht wurde. Zu jener Zeit war die Landwirtschaft noch der hauptsächlichste Erwerbszweig des Landes. Die Leitung der Kirche, die zugleich die staatliche Regierung repräsentierte, ermutigte die Landwirtschaft in jeder Weise. Boden wurde umsonst an die Einwanderer aufgeteilt. Das Besitzrecht des einzelnen wurde dadurch von Anfang an begünstigt, und Brigham Young, der erste Präsident der Kirche, erklärte: „Mögen alle Brüder daran denken, daß der Ackerbau die höchste Garantie für jede gute Religion ist, ebenso wie für die moralische und geistige Entwicklung unseres Volkes.“ Die leitenden Grundsätze waren Erde und Arbeit, und dank dieser beiden Faktoren wurde Kapital geschaffen.

Die Einführung der Vielweiberei hing mit diesem System zusammen. Das ganze Volk bestand zu jener Zeit fast ausschließlich aus Ackerbauern. Sie brauchten ihre Frauen zur Arbeit auf dem Felde, und je mehr Frauen sie bekommen konnten, desto billiger wurde natürlich der Betrieb. Ein Schwede, der in Utah gewohnt hat, erzählte, er habe einen Dänen gekannt, der 23 Frauen hatte und dem es natürlich sehr gut ging, indem er seine Frauen das Feld bestellen ließ, während er selbst bequem dasaß und zusah.

Nachdem Utah sich der amerikanischen Regierung angeschlossen hatte, nahm es am Sklavenkrieg gegen die südamerikanischen Staaten teil. Seitdem aber der Anschluß offiziell bestätigt worden war, wurde es für die Mormonen schwerer, das Prinzip der Vielweiberei

beizubehalten, da sich die amerikanische öffentliche Meinung heftig dagegen empörte. Man versichert auch, daß, seitdem der Präsident der Vereinigten Staaten in einer Botschaft vom Jahre 1890 die Vielweiberei verboten hat, kein Mormone mit mehr als einer Frau gesetzlich getraut wurde. Dies ist jedoch eine Sache für sich, und die Befolgung des Verbotes ist wieder eine andere Sache. Das amerikanische Gesetz verlangte, daß auch die alten Ehen mit mehreren Frauen aufgehoben werden sollten; da aber die Regierung von Utah nichts tat, um diese Forderung durchzuführen, baute die amerikanische Unionsregierung auf eigene Kosten in Salt Lake City ein Gebäude, in das alle überzähligen Frauen ziehen konnten. Aber niemand machte von dieser Vergünstigung Gebrauch, mit Ausnahme einer pensionierten Witwe. Jetzt gibt es offiziell nichts anderes als die einfache Ehe: wenn jemand mehrere Frauen hat, wohnen diese auf jeden Fall nicht zusammen. Es ist zu bedauern, daß die amerikanische Gesetzgebung sich in diese Angelegenheit gemischt hat; denn hätte das Experiment durchgeführt werden können, so hätte es sich sicher selber ad absurdum geführt. Die Vielweiberei konnte angehen, solange patriarchalische Einfachheit herrschte und die Frauen sich mit der untergeordneten Stellung begnügten, welche ihnen die mormonische Religion zuweist. Als aber im Zusammenhang mit der Ausbeutung der riesigen Naturschätze die materielle Kultur und der Reichtum im Lande begannen, zeigte es sich, daß die Mormonenfrauen nicht geringere Neigung zum Luxus hatten als andere Frauen. Die Umstände hätten dann bald bewiesen, daß Vielweiberei im modernen Staate eine Unmöglichkeit ist.

Jetzt wird die mormonische Sekte, die in Utah allein eine halbe Million Anhänger zählt, nicht mehr durch den Grundsatz der Vielweiberei, sondern durch die unerhörten Reichtümer der Kirche zusammengehalten. Die Kirche nimmt sich nämlich in außerordentlicher Weise ihrer Gläubigen an, denen es dadurch sehr leicht gemacht ist, zu Wohlstand zu kommen. Die Mormonen betonen übrigens, daß sie das größte Gewicht auf Schulunterricht und Kindererziehung legen. Sie heben gerne mit Stolz hervor, daß, wenn eine Mormonengemeinde gegründet wird, zuerst die Schule und dann die Kirche erbaut wird, was mit dem Prinzip von Joseph Smith übereinstimmt: „The Glory of God is intelligence, it is impossible for a man to be saved in ignorance.“ Im übrigen muß betont werden, daß das materielle und sinnliche Moment in der Religionspropaganda der Mormonen immer stark unterstrichen ist. Die Lehre verspricht sinnliche Freude und materiellen Genuß, nicht nur in



diesem Leben, sondern ebenso wie die von Mohammed beinahe noch mehr im künftigen. \*)

Tatsache ist, daß die mormonische Kirche eine sehr starke Institution ist, die in Utah kaum von einer anderen christlichen Kirche überwunden werden kann, außer vielleicht vom Katholizismus, der in Utah ebenso wie an vielen anderen Orten in den Vereinigten Staaten eine starke und intensive Propaganda u. a. durch Gründung eigener Schulen betreibt. Schon 1875 wurde St. Mary's Academy in Salt Lake City, 1885 am selben Ort All Hallow's College und 1878 The Sacred Heart Academy in Ogden nebst mehreren katholischen Schulen gegründet.

Es ist charakteristisch, daß, wenn man den „Templeground“ der Mormonenkirche in Salt Lake City betritt, man zuerst auf ein Touristenbureau mit außergewöhnlich hübsch eingerichteten Lokalen trifft. Ich wurde von einer sehr entgegenkommenden älteren Dame empfangen, und obwohl nicht die richtige Stunde zum Besichtigen der Sehenswürdigkeiten war, verschaffte sie mir bald einen zuverlässigen Führer. Dieser gab sich große Mühe. Ich sah das Versammlungslokal und das Tabernakel, das ein merkwürdiges Gebäude ist. Die große Halle erhebt den Anspruch, der beste Musikraum der Welt zu sein; ich konnte feststellen, daß die Akustik vortrefflich sei. Die Orgel soll die größte und vollendetste der Welt sein. Die Kirche hält eine Musikkapelle und einen Sängerkhor, der für den ersten, bestgeschulten und besteingesungenen in der Union gilt. Die Angestellten der Mormonenkirche, ihres Chores und ihrer Musikkapelle erhalten keinen Lohn, und es heißt, daß sie ihre Arbeit um der Sache willen verrichten; das aber verhält sich in Wirklichkeit so, daß sie je nach ihrer Qualifikation aus den Domänen und Unternehmungen der Kirche Zinsen beziehen. Ebenso steht es mit den niedrigsten Beamten. Es versteht sich daher von selbst, daß es kein Trinkgeldsystem gibt.

Der Fremde darf das Tabernakel, aber nicht den Tempel besuchen.

---

\*) Eine Äußerung wie die folgende, die einer Erbauungsschrift der Mormonen — „Mormon“ Doctrine by president Chas. W. Penrose, 3. Auflage 1917 — entnommen ist, enthält z. B. verschiedenes Mohammedanische: „Death separates the husband and wife, the parents and children. The resurrection, in its highest conditions reunites them and restores all that was lost in the grave. Who can picture the bliss, the glory, the power, the might, the dominion and the majesty that shall grow out of the redemption from the death of the righteous man and his household, dwelling in perfect harmony and peace with all the powers of their being, spiritual and physical, purified, quickened, intensified and enlarged to a fullness, with all the eternity before them for the exercise thereof in accordance with the designs of the great Creator? It is beyond the skill of men to depict it, and no mortal mind can comprehend it without special divine illumination.“



Die Mormonen im allgemeinen haben meistens auch nicht das Recht, seine Schwelle zu überschreiten. Er gilt nämlich als Heiligtum in gleicher Weise wie Salomos Tempel in Jerusalem, den nur wenige Auserwählte betreten durften. Man muß sich irgendwie in besonderer Weise im Dienste der Kirche ausgezeichnet haben, um das Eintrittsrecht zu erhalten.

Im Tempel werden eine Reihe von Zeremonien wie Trauungen und Taufen abgehalten, aber nur für die besonders Auserwählten. Wer sich noch nicht das volle Vertrauen der Kirche erworben hat, muß sich damit begnügen, außerhalb des Tempels getraut und getauft zu werden. Hierbei ist zu beachten, daß zwischen einer Ehe innerhalb und außerhalb des Tempels ein wesentlicher Unterschied besteht. Eine Ehe außerhalb ist nämlich nur für das Erdenleben bindend, während die Ehen, die im Tempel geschlossen werden, für die Ewigkeit gelten. Es wird behauptet, daß die Mormonen das Verbot gegen die Vielweiberei dadurch umgehen, daß sie sich im Tempel speziell für die Ewigkeit zu sogenannten „Celestial marriages“ trauen lassen. Aber das wird von den Mormonen selbst bestritten, und es ist natürlich für einen Außenstehenden unmöglich, genau zu erfahren, wie es sich damit verhält.

Unter anderen Sehenswürdigkeiten der Stadt sah ich Brigham Youngs Haus, in welchem er während des größten Teiles seines Lebens wohnte. Es besteht aus einer großen Wohnung mit Speisesaal und Gesellschaftszimmer im Erdgeschoß. Der erste Stock enthält 20 Zimmer, jedes aus einer kleinen Dachstube bestehend. Seine 19 Frauen hatten hier je ein Zimmer, und in dem zwanzigsten wohnte er selbst. Während der Mahlzeiten präsierte er an dem großen Tisch im Speisesaal auf echt patriarchalische Weise zwischen allen seinen Frauen. Dieses Haus befriedigte jedoch keineswegs alle sozialen Bedürfnisse Brigham Youngs, sondern er hätte auch noch andere Häuser in der Stadt für einen mehr repräsentativen Verkehr. So liegt z. B. quer über die Straße eine für damalige Zeit sehr prächtige Villa, die für seine Lieblingsgemahlin bestimmt war.

Von Salt Lake City reiste ich nach eintägigem Aufenthalt mit der Denver- und Rio Grande-Eisenbahn nach Osten. Diese Linie passiert Glenwood Springs, einen der bekanntesten Kurorte im Osten, und eine hohe Felsenformation, „The Canon of the Grand“, die dann durch „The Eagle River Canon“ fortgesetzt wird. Am folgenden Tage ging die Reise durch schmale Täler längs des Strandes von Arkansas River und passierte den wunderbaren Royal Gorge. An diesem Punkt fährt die Bahn in einen engen engen Paß, der auf beiden

Seiten von Bergen umgeben ist, die in einer Höhe von 2670 Fuß gerade herabfallen. Die Bahn ist eine Strecke lang auf einer Brücke gebaut, die über dem Flusse hängt.

Allmählich kam man jedoch auf gleichmäßigeres, obwohl noch immer etwas hügeliges Terrain. Die Berge zeigten sich nur in der Ferne; hin und wieder sah man den einen oder anderen fernen Schneeberg, und als sich der Zug dem berühmten Badeort Colorado Springs in Colorado näherte, erhob sich am Horizont Pike's Peak, einer der höchsten Berge in dieser Gegend, dessen Gipfel 14109 Fuß über dem Meere liegt.

Am Abend kam ich nach Denver, wo ich im Brown Palace Hotel abstieg, das sich als ein Hotel von dem schlimmsten Typus der amerikanischen „Commercial“-Hotels herausstellte, den ich je getroffen habe. Denver ist schön gelegen, der Horizont ist von hohen Schneebergen eingerahmt, und die Stadt hat sich infolge der in der Nähe liegenden Bergwerkindustrie und des blühenden Ackerbaues in Colorado rasch entwickelt. Sie ist in der Tat ein gutes Beispiel für eine amerikanische Stadt, die eine rasche Entwicklung durchgemacht hat, und kann in dieser Hinsicht mit Detroit, Cleveland, Seattle und Los Angeles wetteifern.

Der Geschäftsteil der Stadt ist streng vom Residential-Park getrennt, der ausschließlich aus parkartigen Anlagen und Einfamilienhäusern besteht. Die Parks enthalten hier, wie fast überall in Amerika, Sportplätze, „swimming pools“, Wettlaufbahnen und Golfbahnen.

Am nächsten Nachmittage ging die Fahrt weiter. Berge und Wälder hatte ich hinter mir gelassen: der Zug fuhr nun hinaus in die gewaltige Kansasprairie. Erst sah man wogende Getreidefelder, die dann in endlose Weiten übergingen, durch die die Eisenbahnlinie wie ein gerader Strich hinführt. Die eigenartig monotone Aussicht dauert den ganzen Tag, ja 24 Stunden lang. Dennoch kann man die Landschaft nicht einförmig nennen, denn die wechselnden Beleuchtungen bringen hier ebensoviel Abwechslung wie auf dem offenen Meer.

Am Abend des folgenden Tages kam ich nach St. Louis in Missouri, wo ich umsteigen mußte. Die dunkle, rußige Stationshalle, die voll war von einer schreienden Volksmasse mit einem starken Einschlag von Negern, Negerinnen und Negerkindern — in grellen Farben — machte einen eigenartigen Eindruck. Vor dem Stationsgebäude nahm ich ein Automobil und unternahm eine Blitzfahrt durch die Straßen. Die Stadt schien in einer Weise verlumpt, wie



es die wildeste Phantasie sich nicht träumen kann: schmutzige Negerquartiere lagen mitten in ihr. Ich fuhr dann noch auf eine der gewaltigen Brücken hinaus, die über den Mississippi gehen, um den gewaltigen Fluß zu sehen. Im Gegensatz zu den amerikanischen Städten, die ich bisher gesehen hatte, war diese Stadt zu der nicht allzu späten Stunde beinahe ganz leer: offenbar blieb kein anständiger Mensch dort nach Geschäftsschluß zurück. Alle hatten sich zweifellos nach ihren Villen in der Umgegend begeben. Ich fuhr durch Börsen- und Bankstraßen, vorbei an den Fonds- und Warenbörsen und durch die Washington Avenue, wo alle großen, eleganten Geschäfte liegen, aber ich sah nicht einen einzigen Menschen auf den Straßen, außer wahren Verbrechertypen und Negerpack. Natürlich waren auch hier die vier bis fünf gewaltigen Hotels so gebaut, daß sie auf allen Seiten von Trambahnlinien umgeben waren.

Die Lukas Avenue ist ein glänzendes Beispiel für die Verschlechterung feinerer Wohnungsviertel, von der ich noch in anderem Zusammenhang sprechen werde. Hier konnte man frühere Millionärshäuser sehen, auf deren Marmortreppen Negerkinder krabbelten.

Als ich dann den Zug bestiegen hatte und auf einem hohen Viadukt über den Mississippi rollte, sah ich die sagenhafte Stadt wie ein gewaltiges schwarzes Panorama mit Tausenden von elektrischen Lichtern tief unter meinen Füßen liegen.

Unter den Reisenden befanden sich in unserem Wagen auch einige Nonnen, deren mittelalterliche Trachten mitten in diesem kraß amerikanischen Milieu einen Schimmer von europäischer Romantik verbreiteten.

Am nächsten Morgen erwachte ich in Kentucky und befand mich in dessen größter Stadt Louisville. Es war das erste und einzige Mal — wenn ich die Unionshauptstadt Washington ausnehme — wo ich diesen Teil der Vereinigten Staaten, der südlich der Mason-Dixon-Line liegt, berührte. Die Stadt wirkt behaglich: ihr Residential Park hat etwas von alter Kultur an sich. Die Bevölkerung schien auch lebenswürdiger und entgegenkommender zu sein als in den Orten, die ich zuletzt besucht hatte, und der ganze Ton war froher und leichter.

Unter den interessanten Einzelheiten mag erwähnt werden, daß die Stadt den schönsten Friedhof besitzt, den ich in Amerika gesehen habe. Derselbe liegt in einem leicht hügeligen Terrain und ist mit Monumenten geschmückt, die in mäßigen Dimensionen und recht einheitlichem Stil gehalten sind. Er machte einen viel künst-



lerischeren Eindruck als z. B. Forest Cemetry, der berühmte Friedhof der Millionäre in New York's River-side.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, ging es direkt nach Norden: einen weiteren Aufenthalt erlaubte mein Programm nicht mehr. Der Zug passierte Cincinnati und nachts Pittsburg und erreichte am folgenden Tag um 4 Uhr den Pennsylvania-Bahnhof in New York. Ich stieg in The Plaza Hotel weit oben an der V. Avenue ab, wo ich erwartet wurde, und hier fühlte ich mich nach dem ununterbrochenen Umherflackern der letzten Wochen beinahe daheim.

## XII. KAPITEL

### Wenn sich die Wälder lichten

Eine beachtenswerte Untersuchung vor dem Senat. — Die Wanderungen der Waldausroder. — Die Besitzverhältnisse der Wälder. — Wie ist dem Mangel abzuhelpfen? —

Unter seinen vielen natürlichen Schätzen besitzt Nordamerika einen ungeheuren Waldbestand, der einst als unerschöpflich galt. Aber die Amerikaner haben mit ihren Vorräten nicht immer hausgehalten. Nirgends dürfte jedoch die Verschwendung soweit gegangen sein wie betreffs der Wälder: hier herrschte eine Planlosigkeit im Abholzen, die dazu geführt hat, daß vielerorts die leicht zugänglichen Waldbestände mehr oder weniger, und zwar in nicht geringer Ausdehnung, erschöpft wurden, ohne daß man in entsprechender Weise für Aufforstung gesorgt hat. Die Folge war nicht nur große Knappheit und Teuerung des Holzes, sondern auch ein Mangel an Vorräten von Holzmasse und infolgedessen auch von Papier. Freilich gehen diese beiden Erscheinungen nicht vollständig parallel miteinander, da die Knappheit an Holzmasse oder Papier teilweise auch andere Ursachen als die Verringerung des Waldbestandes hat.

Die Ansicht, daß Amerika seinen Bedarf an Holzmasse und Papier von Kanada aus decken könnte, ist sicher ein Irrtum: auch Kanada ist mit seinen Waldvorräten übel umgegangen und dürfte gegenwärtig ebensowenig wie die Vereinigten Staaten imstande sein, seine Produktion zu erhöhen.

Ich will im folgenden versuchen, die Möglichkeiten darzustellen, die für eine Vermehrung der Produktion von Holz und Papier auf dem amerikanischen Kontinent bestehen können. Das Problem ist in hohem Grade aktuell und hat eine Resolution im amerikanischen Senate, die am 21. Februar 1920 gefaßt wurde, veranlaßt. Die Resolution schloß mit einem Schreiben an den Landwirtschaftsminister, in welchem eine Untersuchung über die Waldvorräte der Vereinigten Staaten und die Einwirkung der jetzigen Lage auf die Materialpreise, die Industrie und die Besitzverhältnisse beantragt wird. Am 1. Juni unterbreitete der Staatssekretär des Landwirtschaftsministeriums, Mr.



E. T. Meredith, dem Senate einen von The Forest Service in U. S. Department of Agriculture ausgearbeiteten Bericht, der auch einen Entwurf zu einem künftigen Gesetz enthielt, das ein Zusammenarbeiten zwischen The Federal Government und den einzelnen Staaten ermöglichen sollte, um Waldbränden vorzubeugen und sie zu bekämpfen, sowie um den Nachwuchs der abgeforsteten Wälder zu fördern. Ferner sollten für die Rechnung der Unionsregierung und der einzelnen Staaten Wälder aufgekauft werden, um eine rationelle Waldpflege zu garantieren und den Nachwuchs zu sichern. Dieses Schreiben dürfte die erste Untersuchung ihrer Art sein, die seit der großen, auf Veranlassung von T. Roosevelt im Jahre 1908 bewerkstelligten Inventaraufnahme über die Naturschätze der Vereinigten Staaten angestellt wurde.

Die offizielle Darlegung kommt zu dem Schlußsatz, daß drei Fünftel der ursprünglichen Vorräte der Vereinigten Staaten an Bauholz verbraucht sind und daß der Verbrauch von Bauholz ungefähr viermal so groß ist als der Nachwuchs. Die noch übrigen Wälder sind so gelegen, daß ihr kommerzieller Wert infolge der großen Entfernungen von den Verbrauchsorten in hohem Grade verringert wird. Die Folge ist, daß weder der Bedarf der Industrie noch der der Bevölkerung auf andere Weise als durch Zufuhr von Holz aus großen Entfernungen gedeckt werden kann. In der Tat sind die besten Wälder östlich von den Großen Ebenen so gut wie abgeforstet.

In dem Schreiben wird betont, die wichtigste Aufgabe sei, die Produktion an Holz durch eine Verhinderung der Waldrodungen zu vermehren, aber zugleich wird ausgesprochen, daß die Produktion auch direkt gesteigert werden müsse, was zweifellos ein sehr schwer zu lösendes Problem ist. Ungefähr die Hälfte des noch übrigen Holzes befindet sich in den drei Pazific-Staaten — Washington, Oregon und Kalifornien — und über 61% westlich der Großen Ebenen.

Der Niedergang beschränkt sich nicht nur auf Schnittholz, sondern auch auf das Holz von Laubbäumen — Eiche, Pappel, Esche, Hickory und Waldnußbaum usw. — und vor allem, was uns am meisten interessiert, auf die leichten Nadelholzarten, die zur Herstellung von Holzmasse verwandt werden. Schon 1910 hörten die Vereinigten Staaten auf, sich mit Zeitungspapier selbst zu versorgen. Es werden jetzt zwei Drittel der Holzmasse und des Zeitungspapiers, die verbraucht werden, eingeführt. Dieser Umstand beruht teils auf dem verringerten Vorrat an Holz, teils auf der Tatsache, daß sich die Papierindustrie nicht in gleichem Maße wie die Holzgewinnung ent-

wickelt hat und besonders nicht der sonstigen Entwicklung in den westlichen Staaten gefolgt ist, wo während der letzten zehn Jahre wenig neue Papierfabriken gebaut wurden.

Als der Krieg zu Ende war, hatte die Sägewerkindustrie ihre Vorräte aufgebraucht; die Produktion war während des Krieges geringer als zu normalen Zeiten, teils infolge des Mangels an Arbeitskräften, teils wegen der Schwierigkeiten im Gütertransport. Während des Krieges wurde ein großer Teil des Holzes von der Regierung für Kriegszwecke gekauft; die Folge davon war, daß die Bautätigkeit sowohl von Wohnstätten wie von Fabriken, sowie die ganze Holzveredelungsproduktion überhaupt bedeutend eingeschränkt wurde. Nach Beendigung des Krieges wurde die künstlich gehemmte Konsumtion wieder frei, und es entstand eine riesige Nachfrage nach Holz. Aber die Sägewerke, die über keine Lager verfügten und deren Organisation während der Kriegszeit aus den Angeln geraten war, waren infolge von Arbeiterschwierigkeiten und mangelndem Transportmaterial nicht in der Lage, irgendwie die vermehrte Nachfrage zu befriedigen. Die Preissteigerung war enorm, zwischen 250 und 300%, worüber man sich nicht wundern kann, wenn man bedenkt, daß die Produktion in gewissen Fällen auf ungefähr 50% der Zeit vor dem Kriege reduziert wurde.

Der Holzverbrauch pro Kopf beträgt in den Vereinigten Staaten ungefähr 300 board feet jährlich. \*) Die einheimische Industrie und der Verbrauch der Haushalte verlangen jährlich wenigstens 35 Milliarden feet, abgesehen von dem Holz, das zur Herstellung von Papier und anderen Holzprodukten benötigt wird. Es ist klar, daß eine Einschränkung des Verbrauches nicht vorgenommen werden kann, ohne die wirtschaftliche Entwicklung ernstlich zu hemmen.

In diesem Zusammenhang mag ein Rückblick auf die Entwicklung der amerikanischen Holzindustrie von Interesse sein. Zu der jetzigen Knappheit kam man dadurch, daß ein Sägewerk nach dem andern seine Holzvorräte erschöpfte. Fassen wir zunächst die Abforstung von softwood (Nadelholz) ins Auge, so war hier im Jahre 1850 New England das führende Gebiet. In den 60er Jahren wurde dann der Schwerpunkt nach dem Staate New York verlegt, hierauf nach Pennsylvania und nach den 60er Jahren nach den Großen Seen und dem

---

\*) Es erschien nicht zweckmäßig, die amerikanischen Maße in unsere umzurechnen, weil dadurch eventuelle Vergleiche mit anderen amerikanischen Angaben erschwert worden wären. Das amerikanische Holzmaß „board feet“, auch „superficial feet“ genannt, kommt als Maß sowohl für wachsende Wälder wie für geschnittenes Holz in Anwendung. 1000 board feet heißen oft 1 mille-feet. 2000 board feet (2 Millefeet) entsprechen 165 Kubikfuß oder 4672 Kubikmeter.



Süden, wo die Produktion um 1909 ihren Höhepunkt erreichte. Seit 1894 begannen die Pazific-Staaten eine Rolle zu spielen und zugleich die Holzgewinnung in Rocky Mountains.

Die Abforstung der Laubwälder und die Verlegung ihrer Produktionszentren folgte ungefähr den gleichen Linien wie bei den Nadelwäldern.

Abgesehen von einem zweiten Nachwuchs an Wald in New England und dem Staate New York, der einzelnen Grundbesitzern gehört, blieben nur die Laubwälderbestände im Norden. In den mittleren und östlichen Staaten gibt es für den direkten Bedarf kein Holz mehr, und auch an den Großen Seen sowie in den Appalachen zeigt die Produktion einen starken Niedergang. Die einzigen größeren Reserven, die es noch gibt, befinden sich im Mississippital, aber es ist wohl auch hier zweifelhaft, ob die zukünftige Produktion über den Durchschnitt der letzten Jahre gesteigert werden kann.

Die großen Nadelholzreserven befinden sich, wie schon angedeutet, auf der westlichen Seite, und in erster Linie in den drei Staaten an der Pazificküste, Washington, Oregon und Kalifornien. Die Holzwarenindustrie verwendet hier teils die nordamerikanische Föhre, einen sehr kräftigen Nadelholzbaum, der in Höhe und Breite riesige Dimensionen annehmen kann und für die Herstellung von Baumaterial von großem Werte ist, teils Hemlock-Fichten und Zedern, die in den niedrigeren Regionen vorkommen. In den hohen Berggegenden kommen hauptsächlich magere Föhren vor, die sich am besten für die Herstellung von Holzmasse eignen.

Das erste Sägewerk am Puget Sound wurde im Jahre 1845 gebaut, aber eine größere Industrie gedieh erst nach der Vollendung von Northern Pacific Railway im Jahre 1882. Zwölf Jahre später trat ein starker Fall der Seefrachten ein, was die Entwicklung der Sägewerk-Industrie kräftig anspornte.

Im Jahre 1849 begann die Invasion der Goldgräber in Kalifornien: im Zusammenhang hiermit wuchs die Nachfrage nach Holz. Die Abforstung begann in dem für Kalifornien charakteristischen Rotholz-Gürtel, der längs der Küste in einem Abstand von 30 englischen Meilen von Norden nach Süden verläuft, und die Produktion hat sich später stark vermehrt. Die jetzige Holzproduktion in den Pazific-Staaten wird von The Forest Service folgendermaßen berechnet:

Jährliche Produktion in board feet:	
Washington . . . . .	4 500 000 000
Oregon . . . . .	2 700 000 000
Kalifornien . . . . .	1 500 000 000



Das jetzige Areal in den Pazific-Staaten mit solchem Wald, der sich für Holzgewinnung eignet, wird auf 57 586 000 acres geschätzt, von denen 39 370 000 acres noch jungfräulicher Boden sind. \*) Dabei ist freilich zu beachten, daß nicht alles noch ungefällte Holz gleich wertvoll ist, da ein größerer Teil an sehr schwer erreichbaren Stellen wächst. Dazu ist noch ein reichlicher Vorrat von leichterem Holz für Holzmasse-Zwecke zu rechnen.

The Forest Service berechnet in seinem Bericht, daß, falls nicht eine rationelle Waldpflege im Staate Washington eingeführt wird, die Vorräte an Wald dortselbst innerhalb von 40 Jahren und in Oregon ungefähr in der gleichen Zeit erschöpft sein würden. Kalifornien vermag sich schon jetzt nicht mehr selbst zu versorgen, sondern importiert einen Teil seines Bedarfes aus Oregon und Washington. Der Verbrauch ist in Kalifornien auch in hohem Grade gestiegen, besonders im südlichen Teile, wo die rasche Entwicklung in den Städten Los Angeles und San Diego im Jahre 1919 den Verbrauch pro Kopf auf ungefähr das Doppelte des sonstigen Durchschnittes in der Union vermehrte.

Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß eine rationelle Waldpflege in den drei Staaten an der Westküste eine erhöhte Produktion ermöglichen könnte und daß man trotzdem für den Nachwuchs zu sorgen vermöchte. Es ist auch anzunehmen, daß die Entwicklung diese Richtung nehmen wird. Die nächsten Jahre dürften übrigens einen großen Aufschwung sowohl der Sägewerkindustrie der Pazific-Staaten wie der Herstellung von Holzmasse und Papier bringen, parallel mit dem Aufschwunge, der auf anderen wirtschaftlichen Gebieten in diesen Staaten zu erwarten ist.

Fräglich ist dabei freilich, ob das östliche Amerika aus dieser Entwicklung direkten Vorteil ziehen wird. Die Lage der betreffenden Staaten am Stillen Ozean bringt mit sich, daß ihr natürliches Absatzgebiet an dessen Küste liegt. Der Panama-Kanal hat allerdings die Entfernung von der Ostküste verringert, aber dieselbe ist noch immer groß genug, daß die Frachten in vielen Fällen hindernd einwirken müssen. Und mit der Eisenbahn kann man Holzmasse und Bauholz auf so weite Abstände wie die, um welche es sich hier handelt, nicht verschicken. Die jetzt zugänglichen Verkehrsmittel, so heißt es in dem offiziellen Bericht, sind nach den östlichen Staaten hin durchaus überlastet und müssen daher ganz wesentlich entwickelt werden, um den Güterverkehr von Holz und den dazu gehö-

---

\*) Ein acre ist in den Vereinigten Staaten etwas größer als das englische acre (40,46 ar) und entspricht 40,47 ar.

rigen Produkten bewältigen zu können, der notwendig ist, wenn man der Verringerung der Holzproduktion entgegenarbeiten will, die in den nächsten zehn Jahren in den östlichen und südlichen Teilen der Union eintreten wird.

Ich komme nun zur Frage des Zeitungspapieres, die in den Vereinigten Staaten gegenwärtig eines der schwierigsten Kapitel ist. Die jetzige Knappheit der Vorräte an Holzmasse und Papier geht auf den Umstand zurück, daß die nordöstlichen Staaten und die Staaten um die Großen Seen früher die ganze amerikanische Presse mit ihrem Bedarf versehen haben. Der Verbrauch ist jedoch unaufhörlich gewachsen, ohne daß seit 1909 eine nennenswerte Steigerung der Produktion stattgefunden hätte. Seither begannen die Vereinigten Staaten ihren Mehrbedarf einzuführen.

Die Vermehrung des Verbrauches ist ungeheuer. Im Jahre 1899 betrug der Verbrauch der ganzen Union 569000 t — und erreichte 1918 1 760 000 t. \*) Der Verbrauch pro Kopf war 1880 3 Pfund, 1919 jedoch 33 Pfund. Der Verbrauch ist also innerhalb von 40 Jahren um das Elffache gestiegen, während die Produktion 1909 — 1919 so gut wie stabil geblieben ist.

Der offizielle Bericht weist darauf hin, wie gefährlich dieser Zustand ist, und betont u. a., daß die Zufuhr jeden Augenblick durch etwaige Ausfuhrverbote in den produzierenden Ländern gehemmt werden kann. Solche Ausfuhrverbote bestehen übrigens schon in Newfoundland und teilweise auch in Kanada, das gleichfalls nahezu die äußerste Grenze seiner Produktionsmöglichkeiten erreicht haben dürfte: sämtliche kanadische Staaten haben die Ausfuhr von Massenholz aus den Krongütern untersagt, was um so schlimmer ist, als diese einen wesentlichen Teil der Wälder Kanadas, sowohl in den östlichen wie in den westlichen Gebieten ausmachen.

Die Vereinigten Staaten besitzen jedoch die Möglichkeit, ihre Produktion von Holzmasse in einem gewissen Umfange zu vermehren. Daß dies aber seit dem Jahre 1909 nicht geschehen ist, beruht auf dem Umstand, daß die Papierindustrie, rein geographisch betrachtet, nicht in der Lage war, den Wanderungen der Sägewerkindustrie zu folgen. Die Sägewerkindustrie wandert nämlich je nach den Holzvorräten von Ort zu Ort, aber eine Papierfabrik zu verlegen, ist eine teure Sache. In den östlichen Staaten und an den Großen Seen hat eine Menge von Sägewerken ihren Betrieb ein-

---

\*) Zum Unterschied von der englischen Tonne = 2240 lbs. = 1016 kg rechnen die Amerikaner oft mit sogen. short ton, die nur 2000 lbs., also ungefähr 900 kg enthalten. Wenn ein besonderer Hinweis fehlt, kann man jedoch annehmen, daß das englische Maß zugrunde liegt.



gestellt: aber die Papierfabriken, die dort entstanden sind, befinden sich noch dort. Die Folge ist, daß diese Fabriken ihr Material von immer weiter entfernt liegenden Produktionsorten beziehen müssen; ein Transport mit der Eisenbahn oder zu Wasser über eine Strecke von 500 englischen Meilen ist nichts Ungewöhnliches. Floßbetrieb auf den Flüssen kommt jedoch beinahe niemals vor.

Als die Entwicklung der Holzmasse- und Papier-Industrie in den Vereinigten Staaten im Jahre 1909 zum Stillstand kam, strengte sich Kanada aufs äußerste an, die seine zu entwickeln und steigerte seither die Papierproduktion von 150 000 t während des Jahres 1909 auf 800 000 t im Jahre 1919, was eine Erhöhung um 433% bedeutet; aber damit scheint es die äußerste Grenze seiner Möglichkeiten erreicht zu haben. In den Staaten an den Großen Seen fällt es den Holzmasse- und Papier-Fabriken immer schwerer, sich Rohstoffe zu verschaffen. Die Holzmassefabrikation in Wisconsin muß jetzt ihr Nadelholz aus dem nördlichen Minnesota mit der Eisenbahn 700—750 englische Meilen weit oder von Kanada aus einer Entfernung bis zu 1000, ja 1200 englischen Meilen beziehen. Im Staate New York besitzen 60% der Holzmasse- und Papier-Fabriken keine eigenen Holzvorräte, sondern müssen den Rohstoff kaufen. Für sie scheint kaum etwas anderes übrigzubleiben, als in einer nahen Zukunft den Betrieb einzustellen. Die Reserven an Wald sind in diesem Staate staatlicher Besitz und dürfen nicht abgeforstet werden. In Maine ist es einstweilen etwas besser, indem es dort einige Papierfabriken mit eigenem Waldbesitz gibt, der, wie man ausgerechnet hat, für 40 Jahre ausreichen wird, während andere keinen eigenen Wald mehr haben.

In den nordöstlichen Staaten werden die Papierfabriken immer mehr von der Zufuhr aus Kanada abhängig. Der offizielle Bericht erwähnt, daß es hier nur sechs Papierfabriken mit eigenen Waldvorräten gibt, welche unter Voraussetzung der gegenwärtigen Produktionsverhältnisse höchstens 20 Jahre ausreichen können.

Kritisch wird die Lage durch den ungeheuren Verbrauch von Zeitungspapier. Man hat ausgerechnet, daß eine große Tageszeitung, die jährlich 20 000 t verbraucht, eine Abholzung von 7500 ha verlangt. Um den gesamten Verbrauch zu ersetzen, ist für die kurze Zeitperiode eines Jahres der Nachwuchs eines Jahrhunderts erforderlich.

Der offizielle Bericht sieht keine andere Lösung des Problems als eine Nutzbarmachung der Waldgebiete im Tongass National Forest im südöstlichen Alaska. Die Wälder bestehen hier hauptsächlich aus Sitka spruce (Tannen) und Fichten und sind un-



geheuer groß. Die Abholzung und Verarbeitung kämen in diesem arktischen Klima jedoch sehr teuer; wenn es schon bedenklich ist, Holzmasse von den westlichen Staaten nach den östlichen zu verfrachten, ist natürlich ein Transportproblem von dieser nördlichen Küste nach den Verbrauchszentren am Atlantischen Ozean und den inneren Teilen des Landes noch viel schwerer zu lösen.

Bevor ich auf einige Einzelfragen betreffs der Holzmasse-Herstellung in den östlichen Staaten eingehe, möchte ich an der Hand der offiziellen Untersuchung einige Worte über die Besitzrechtsverhältnisse der amerikanischen Waldvorräte sagen. Von allen Sägeholzvorräten befinden sich ungefähr 70% in Privatbesitz: der Rest besteht aus National Forests und gehört zum großen Teil der Unionsregierung, während die einzelnen Staaten und die Kommunen nur ungefähr 3% des ganzen Waldbestandes ihr eigen nennen.

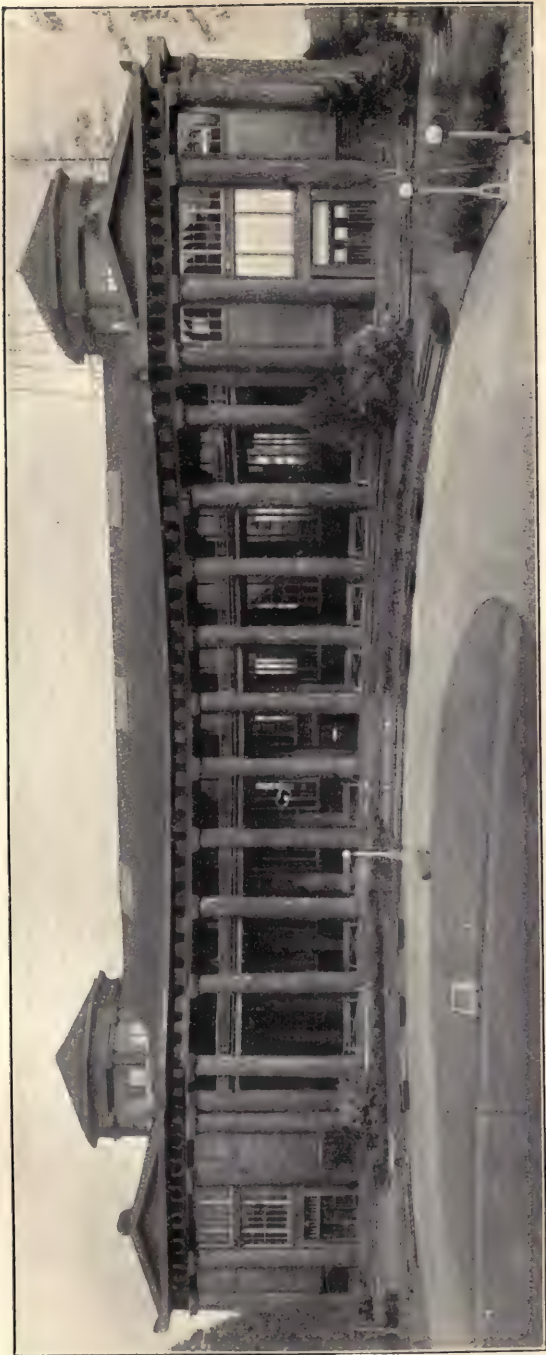
Den größten privaten Holzbesitz in den westlichen Staaten hat The Weyerhaeuser Timber Co., eine Gesellschaft, die ursprünglich nur Waldbesitzerin war, sich aber in den letzten Jahren auch der Sägewerkindustrie zugewandt hat. Die Firma besitzt z. B. das in der Nähe von Seattle gelegene große Sägewerk Snoqualmie Fall, das ich besuchte und von dem in einem anderen Zusammenhang gesprochen wird. An nächster Stelle kommt die Southern Pacific Railroad, die bedeutende Waldgebiete in allen drei Staaten an der Westküste hat und allein in Kalifornien über 35 Milliarden board feet von sämtlichen 178 Milliarden, die es dort in Privatbesitz gibt, verfügt.

Die Tendenz ist gegenwärtig nicht so sehr, große Waldgründe in eine Hand zusammenzubringen, sondern die Wälder, die man schon besitzt, möglichst nutzbar zu machen. Die meisten Waldeigentümer beschränken ihren Besitz an Wald auf einen Umfang, der in richtigem Verhältnis zu ihren Sägewerken steht, die sie schon besitzen oder noch anlegen wollen. Die früheren Waldeigentümer sind vor allem aus der dringenden Notwendigkeit, die Verwaltungskosten und Steuern zu zahlen, Sägewerkbesitzer geworden, aber natürlich auch um aus der vorteilhaften Marktlage Nutzen zu ziehen. Der Waldbesitz geht allmählich aus den Händen der Spekulanten in die der wirklichen Unternehmer über. Die Entwicklung bewegt sich dabei in zwei Richtungen: einerseits stoßen die großen Gesellschaften die unnötigen Vorräte ab, andererseits erwerben sie kleinere Waldeinheiten, die günstig liegen. Natürlich haben sich auch gelegentlich kleinere Waldbesitzer zusammengeschlossen, haben ihre Wälder zu größeren Komplexen vereinigt und gemeinsam Sägewerke angelegt.

Es war meine Absicht, mich während meines Besuches in den Weststaaten über die Möglichkeiten einer Entwicklung der dortigen Holzmasse-Industrie zu informieren. Ich setzte mich daher in Seattle mit unterrichteten Persönlichkeiten in Verbindung. Es bestätigt sich, daß die Holzmasse-Industrie in den Weststaaten verhältnismäßig wenig entwickelt war. Große Holzmasse- und Papier-Fabriken liegen in Portland und einige kleinere an anderen Orten. Beinahe alle werden von der großen Papierfirma in San Francisco Crown, Willamette Paper Co. beherrscht, auf die ich gleich zurückkommen werde. Der Bau von neuen großen Papierfabriken in Seattle und Tacoma und außerdem auf der Halbinsel, die zwischen Puget Sound und dem Stillen Ozean liegt, wo die noch vollkommen unverbrauchten Wälder auf den Olympic Mountains ausgebeutet werden sollen, wird geplant. In einer der größeren Banken wurde mir eine Untersuchung der einschlägigen Fragen unterbreitet, die zeigte, daß die ganze mit den Waldkomplexen in Washington, Oregon und Kalifornien verknüpfte Papierindustrie bei Verwertung aller Vorräte ihre Jahresproduktion um ungefähr 400 000 t vermehren könnte, welche Zahl nicht so verblüffend ist, wenn man bedenkt, daß der größte Papierverbraucher in der Union, Hearst, für seine Zeitungen allein nahezu 200 000 t konsumiert.

Eine der größten Schwierigkeiten bei der Herstellung von Papier in den Vereinigten Staaten ist, wie gesagt, die Art des Transportes von Holz aus den Wäldern nach den Sägewerken. In Washington gibt es allerdings eine Reihe von Flüssen, die aus den Waldgebieten nach dem Stillen Ozean fließen, so daß die großen Massen von Holz geflößt werden können. Sonst aber muß jedes Sägewerk ausgedehnte Eisenbahnen bauen, die es mit seinen Wäldern verbinden, was das Holz sehr verteuert. Dazu kommt, daß das Holz schmutzig ist und gewaschen werden muß. Ich sah selbst am Snoqualmie Fall, wie die gewaltigen Baumstämme erst in großen Wasserbehältern gewaschen und dann sorgfältig geduscht wurden, bevor sie unter die Säge kamen.

Meine Gewährsmänner an der Westküste waren der Ansicht, daß eine Vermehrung der Produktion in den Weststaaten die östlichen Staaten nicht berühren würde, weil der Transport dorthin allzu teuer würde. Sie wiesen darauf hin, daß der Abstand von Seattle durch den Panama-Kanal nach New York viel größer sei als von New York etwa nach den skandinavischen Häfen. Die Produzenten der Westküste rechneten selbst nicht mit einem Absatz in den östlichen Staaten, sondern glaubten, daß der Überschuß ihrer



Museum der Forstschule der Universität in Seattle





Kalifornischer Riesenbaum

Produktion nach Südamerika, Asien oder Ostaustralien gehen würde.

Ich besuchte später in San Francisco Crown Willamette Paper Co., deren Vizepräsident und Generalmanager Mr. Louis Bloch mich aufs freundlichste empfing und mir viele wertvolle Aufschlüsse gab. Diese Firma ist zweifellos der größte Papierproduzent in den Vereinigten Staaten. Von Mr. Bloch erhielt ich eine Aufstellung über die tägliche Papierproduktion an der ganzen Westküste, Kanada mit inbegriffen. Sie belief sich in der Union auf 810 t, in Kanada auf 490 t, zusammen also auf 1300 t im Tage, wovon nicht weniger als rund 1000 t auf die Fabriken von Crown Willamette fielen. Auch er behauptete, daß man nur mit einem Absatz an der Westküste, oder, insoweit ein Überschuß vorhanden war, mit einer Verschiffung nach anderen Häfen des Stillen Ozeans rechnen könne. Die obigen Angaben beweisen zur Genüge, daß das Papierproblem ebenso wie die Holzfrage für die Vereinigten Staaten eine heikle Angelegenheit ist.

### XIII. KAPITEL

#### Der Außenhandel auf neuen Wegen

Bedeutungsvolle Veränderungen in den Zahlen für Ausfuhr und Einfuhr. — Fertigfabrikate und Rohstoffe wechseln in der Handelsbilanz den Platz. — Vorbereitungen zu einem neuen Aufmarsch auf dem Weltmarkt. —

Die im vorhergehenden erwähnte Verschiebung der amerikanischen Interessensphäre vom Atlantischen nach dem Stillen Ozean ist nicht etwa nur eine theoretische Annahme, sondern es gibt schon jetzt Tatsachen, die eine Entwicklung in dieser Richtung andeuten. \*) Um jedoch diese Frage näher zu untersuchen, ist es nötig, eine Übersicht über die Entwicklung des Handels in den Vereinigten Staaten während der letzten Jahre zu geben.

Es zeigt sich, daß der Ausfuhrhandel während des Rechnungsjahres 1918 — 1919 durch eine Steigerung von früher unbekanntem Umfang gekennzeichnet wird. Der Grund hiefür ist leicht zu sehen. In Europa herrschte zu jener Zeit ein allgemeiner Mangel an Nahrungsmitteln und industriellem Rohmaterial, während zugleich die Vorräte der Vereinigten Staaten eine Ausfuhr der am meisten verlangten Waren möglich machten. Diese Ausfuhr ging nicht nur zu den alliierten und den neutralen Staaten, sondern auch nach den damaligen Feindesländern.

Während des letzten Friedensjahres, vom 1. Juli 1913 bis 30. Juni 1914, betrug die Ausfuhr von Lebensmitteln aus den Vereinigten Staaten 18% der Gesamtausfuhr und hatte einen Wert von 430 Millionen Dollar; während der Rechnungsjahre 1917 — 1918 und 1918 — 1919 stiegen die Proportionen sogar auf 26 bzw. 36% mit einem Wert von 1528 Millionen und 2500 Millionen Dollar. Diese Zahlen veraten deutlich den Umfang der Ausfuhr von Lebensmitteln aus den Vereinigten Staaten nach dem hungernden Europa.

Eine ähnliche Steigerung zeigt die Ausfuhr industrieller Rohstoffe. Diese erreichte 1919 einen Wert von 1226 Millionen Dollar gegen 897 Millionen im Rechnungsjahre 1917 — 1918. Hierbei ist jedoch zu beachten, daß eine Verschiebung zwischen den verschie-

---

\*) S. Kapitel 3: Die Hochfinanz in den Vereinigten Staaten.



denen Hauptgruppen der ausgeführten Waren stattgefunden hat; ausgedrückt in Prozenten betrug die Ausfuhr von Rohstoffen im letzten Rechnungsjahr nur 17,3, während sie 1914 35% der Gesamtausfuhr ausmachte. Statt dessen haben die Rubriken Lebensmittel und industrielle Fertigfabrikate eine bedeutende Ausfuhrsteigerung aufzuweisen.

Von besonderem Interesse ist der Wertzuwachs des Baumwoll-Exports der Union, der sich während der drei hier unten zum Vergleiche herangezogenen Jahre folgendermaßen gestaltete:

Die Baumwollenausfuhr in den Vereinigten Staaten:

	Mill Dollar	Mill. Ballen
1913 — 14 . . . . .	610	9,1
1917 — 18 . . . . .	665	4,5
1918 — 19 . . . . .	874	5,3

Von der Ausfuhr gingen 45% nach England und 17% nach Japan. Hier begegnen wir zum erstenmal bei unserer Übersicht der interessanten Tatsache, daß Japan ein immer bedeutenderer Konsument amerikanischer Waren geworden ist. Japan nimmt gegenwärtig den zweiten Platz unter den Baumwollkunden der Vereinigten Staaten ein (nach Schweden wurden 83 000, nach Holland 55 000 und nach Norwegen 18 000 Ballen ausgeführt).

Der Tabakexport war bedeutend; er ging zum größten Teil nach Europa. Die übrigen Gruppen der wichtigeren Rohstoffe, wie Rohöl, Häute, Schmieröl usw., weisen keine beachtenswerte Verschiebung auf.

Die Ausfuhr von Halbfabrikaten zeigt für das Rechnungsjahr 1918 — 1919 im Vergleich zum vorhergehenden Jahre eine Verringerung, die in erster Linie eine Folge der geringeren Nachfrage für die Herstellung von Munition war, was besonders für Kupfer, Stahlstangen, Messing und Blei gilt. Dagegen stieg die Ausfuhr von Leder von 59 Millionen Dollar auf 126, wobei jedoch ein großer Teil des Wertzuwachses den erhöhten Preisen zuzuschreiben ist. Ein anderes Halbfabrikat, das eine entschiedene Steigerung in der Ausfuhr erfahren hat, ist Stahlblech, das im Jahre 1919 einen Wert von 72 Millionen Dollar gegen 69 im Vorjahre erzielte. Nahezu zwei Drittel dieser Ausfuhr gingen nach Japan, wo die Nachfrage nach Stahlblech im Zusammenhang mit der raschen Entwicklung der japanischen Schiffsbau-Industrie erheblich gestiegen ist. Die übrigen größeren Abnehmer von Stahlblech waren Kanada, Italien und Großbritannien.

Die Ausfuhr von Farbstoffen zeigt für das Rechnungsjahr 1918

bis 1919 gleichfalls eine Vermehrung, obwohl Amerika hier selbst noch Importeur ist und sich als Produzent nicht vom Auslande unabhängig machen konnte. Wie in vielen anderen Fällen ist es auch hier Japan, das die Veränderung infolge einer erhöhten Nachfrage nach Farbstoffen zustande gebracht hat, welche im Zusammenhang mit der raschen Entwicklung der japanischen Textilindustrie steht.

Die beachtenswerteste Veränderung im Außenhandel der Vereinigten Staaten während des letzten Rechnungsjahres besteht jedoch in der vermehrten Ausfuhr von Ganzfabrikaten. Hier kann die Ausfuhr eine Steigerung auf einen Wert von 200 Millionen Dollar aufweisen und das trotz der verringerten oder ganz eingestellten Ausfuhr von Kriegsmaterial. Der Export von Maschinen verschiedener Art stieg während des Rechnungsjahres um 20% auf einen Wert von 436 Millionen Dollar. Die hauptsächlichsten Artikel waren: Lokomotiven, Schreibmaschinen, Textilmaschinen, Nähmaschinen und Kassenskontrollapparate. Die Vermehrung der Ausfuhr von Textilmaschinen betrug über 10% — im Werte von 11 Millionen Dollar — im Vergleich zum vorhergehenden Rechnungsjahre und beruht hauptsächlich auf gesteigerter Nachfrage von Amerika, China und Kanada.

Hinsichtlich der Ausfuhr von Automobilen war die Steigerung gleichfalls bedeutend, und zwar während der drei Vergleichsjahre folgendermaßen:

Die Automobilausfuhr in den Vereinigten Staaten:

	Mill. Dollar
1913 — 14 . . . . .	52
1917 — 18 . . . . .	158
1918 — 19 . . . . .	198

Ein bedeutender Teil dieser Ausfuhr ging nach Asien und Australien. Die Wertsteigerung für fertige Baumwollwaren betrug während des letzten Jahres 37%. Eine bedeutende Vermehrung fand auch in der Ausfuhr von Schienen statt, die 1919 38 Millionen betrug, was die höchste Ziffer ist, die bisher in diesem Artikel erreicht wurde. Von dem Gesamtexport dieser Ware gingen 37,7% nach Frankreich und 11,4% nach Japan, das als Importeur von Schienen die zweite Stelle einnimmt.

Raffinierte Mineralöle bilden einen bedeutenden Ausfuhrartikel: ihr Wert belief sich für das Jahr 1918 — 1919 auf 335 Millionen, was hinsichtlich des Wertes eine Rekordziffer bedeutet, während die Quantität etwas gesunken ist. Fertigfabrikate innerhalb der Lederindustrie wurden zu einem Wert von 56 Millionen Dollar ausgeführt,



davon für 10 Millionen Dollar nach Kuba. Die Ausfuhr von Ackerbaumaschinen ist durch den Krieg in hohem Grade gehemmt worden, fängt aber wieder an, in Gang zu kommen. Der Exportwert betrug 1917—1918 35 Millionen Dollar und 1918—1919 43 Millionen Dollar, wobei zu beachten ist, daß ein bedeutender Teil davon nach Frankreich ging.

Der Einfuhrhandel der Vereinigten Staaten bietet ein ganz anderes Bild, das aber nicht weniger interessant für die Beurteilung der Aussichten für die zukünftige Entwicklung ist. Die Einfuhr von fertig gearbeiteten Manufakturwaren ist gesunken, aber alle anderen größeren Einfuhrgruppen zeigen während des letzten Rechnungsjahres einen erheblichen Wertzuwachs. Besonders interessant ist, daß der Wert der Einfuhr von Lebensmitteln von 752 Millionen auf 832 Millionen Dollar gestiegen ist und nicht weniger als 27% der Gesamteinfuhr ausmacht. Man wird sich vielleicht darüber wundern, daß die Vereinigten Staaten Lebensmittel einführen müssen, aber der Hauptteil besteht aus tropischen Produkten; davon fallen über 50% auf Kaffee und Zucker. Der Zucker ist innerhalb dieser Gruppe der wichtigste Einfuhrartikel: er hatte im letzten Rechnungsjahr einen Wert von 309 Millionen Dollar, der Kaffee 143 Millionen. Ein wichtiger Einfuhrartikel ist nunmehr auch Kopra. Im Jahre 1914 betrug die Einfuhr dieses Artikels 45 Millionen amerikanische Pfund, stieg aber während des Jahres 1918—1919 auf 487 Millionen Pfund. Eine andere bemerkenswerte Veränderung in der amerikanischen Handelsbilanz ist dadurch entstanden, daß eine Menge Einfuhrartikel, die zu dieser Gruppe gehören und früher direkt nach dem europäischen Markt verschifft wurden, jetzt in nicht unbedeutendem Umfang von den Vereinigten Staaten zuerst eingeführt werden, um von dort aus dann wieder ausgeführt zu werden. Von derartigen Waren mögen Tee, Zucker, Kaffee und Kakao genannt werden.

Innerhalb der Gruppe der Lebensmittel importieren die Vereinigten Staaten nicht nur tropische Produkte. Auch solche Lebensmittel, die innerhalb des Landes produziert werden, sind eingeführt worden, um den vermehrten Verbrauch zu befriedigen. So besteht eine bedeutende Einfuhr von Getreide aus Kanada, von Mais und Fleisch aus Argentinien, von Meiereiprodukten aus Neuseeland. Die relativ niedrigen Frachten von Südamerika hatten zur Folge, daß auch von dort aus eine Einfuhr von Lebensmitteln besonders nach den atlantischen Häfen angebahnt wurde.

Die Einfuhr von Fertigfabrikaten ist erheblich gesunken; sie machte 13,7% der gesamten Einfuhr während des Rechnungsjahres



1918 — 1919 aus, während sie 1913 — 1914 23,7% betrug. Die Einfuhr von Textilwaren hat sich gleichfalls verringert, während die von Papierwaren gestiegen ist. Die letztere machte während des Jahres 1918 — 1919 10,9% aus mit einem Wert von 54 Millionen Dollar gegen 6,1% und 28 Millionen Dollar während des Rechnungsjahres 1913 — 1914. Die Einfuhr von Eisen- und Stahlfabrikaten hatte 1918 — 1919 nur einen Wert von 12 Millionen (2,5%) gegen 20 Millionen (4,3%) im Jahre 1914.

Die Einfuhr von industriellen Rohstoffen war bedeutend: sie hatte 1918 — 1919 einen Wert von 1250 Millionen Dollar, ungefähr doppelt soviel wie 1914. Die wichtigsten hierher gehörigen Artikel sind unbearbeitete Textilwaren (42,5% der Gesamteinfuhr von 1918 bis 1919, 35,5% für 1914), Häute und Rohgummi (13,2% für 1918 — 1919, 11,5% für 1913 — 1914). Diese Artikel machen zusammen drei Viertel der ganzen Rohwareneinfuhr aus.

Die Erzeinfuhr ist von 33 Millionen Dollar im Jahre 1914 (5,2) auf 52 Millionen Dollar im Jahre 1919 (3,1%) gestiegen. Als eine Kuriosität mag der gewaltige Wertzuwachs der Einfuhr von Schwersteinerz erwähnt werden, nämlich von 0,2 Millionen Dollar für 1914 — 1915 auf 11,9 Millionen Dollar für 1918 — 1919. Dies soll mit dem Versuch zusammenhängen, einen Qualitätsstahl herzustellen, der teilweise ein Surrogat für den schwedischen Qualitätsstahl ausmachen kann.

Die Steigerung der Einfuhr von Halbfabrikaten war sowohl absolut wie prozentual bedeutend.

Bezüglich der Einfuhr von Chemikalien weise ich auf die folgende Zusammenstellung hin:

Einfuhr von Chemikalien in den Vereinigten Staaten:

	Müll. Doll.	Prozente der Gesamteinfuhr
1913 — 14 . . . . .	68	21,2
1918 — 19 . . . . .	70	11,4

Quantitativ ist die Einfuhr von Chemikalien infolge der Entwicklung dieser Industrie während der Kriegsjahre gesunken, es zeigt sich aber doch, daß diese Entwicklung nicht hinreichend war, um die Vereinigten Staaten hierin ganz unabhängig vom Ausland zu machen.

Die Einfuhr von Metallen ist etwas unter den Stand des letzten Finanzjahres gesunken. Innerhalb dieser Warengruppe machte die Einfuhr von Eisen und Stahl nur ein Zehntel der früheren aus. Dagegen hat die Einfuhr von Holzmasse einen bedeutenden Wert-

zuwachs aufzuweisen, nämlich von 17 Millionen Dollar für 1917 bis 1918 auf 32 Millionen für 1918—1919.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Einfuhr von Halbfabrikaten sich auf eine weit größere Anzahl von Artikeln erstreckt als früher. Bezüglich der Verschiebung zwischen den einzelnen Einfuhrgruppen wird im übrigen auf die untenstehende Tabelle hingewiesen:

Einfuhr nach den Vereinigten Staaten (nach Hauptgruppen).

	1913—14		1917—18		1918—19	
	Wert in Doll.	Proz.	Wert in Doll.	Proz.	Wert in Doll.	Proz.
Rohstoffe . . . . .	632 865 860	33,42	1 230 252 430	41,76	1 250 711 452	40,40
Lebensm. unb.	247 947 621	13,09	372 681 751	12,65	376 222 730	12,15
„ bearb.	227 644 329	12,02	380 227 084	12,91	456 236 843	14,74
Halbfabrikate .	319 275 488	16,86	540 742 182	18,36	605 805 990	19,57
Fertigfabrikate	449 318 214	23,72	402 670 415	13,97	393 223 404	12,70
Verschiedenes	16 874 145	0,89	19 081 541	0,65	13 671 185	0,44
Summa	1 893 925 657	100,00	2 945 655 403	100,00	3 095 871 604	100,00

Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten.

	1913—14		1917—18		1918—19	
	Wert in Doll.	Proz.	Wert in Doll.	Proz.	Wert in Doll.	Proz.
Rohstoffe . . . . .	792 716 109	34,03	897 324 082	15,37	1 226 485 683	17,32
Lebensm. unb.	137 495 121	5,90	374 978 216	6,42	719 340 242	10,16
„ bearb.	293 218 336	12,59	1 153 702 460	19,76	1 783 567 482	25,18
Halbfabrikate .	374 224 210	16,06	1 201 439 423	20,57	953 035 595	13,46
Fertigfabrikate	724 908 000	31,11	2 135 420 221	37,43	2 384 018 450	33,36
Verschiedenes	7 122 249	0,31	25 787 655	0,45	15 577 897	0,22
Summa	2 329 684 025	100,00	5 838 652 057	100,00	7 082 025 349	100,00
Ausf. ausl. War.	34 895 123	—	81 059 314	—	151 323 169	—
Gesamtausfuhr	2 364 579 148		5 919 711 371		7 233 348 518	

Man sieht hieraus, daß die Einfuhr von Halbfabrikaten bedeutend gesunken ist, nämlich von 23,72% der Gesamteinfuhr für 1913—1914 auf 12,7% für 1918—1919. Dagegen ist die Ausfuhr von Halbfabrikaten und vor allem von Rohstoffen relativ gestiegen, was die Halbfabrikate anbelangt von 16,9% auf 19,6%, und bezüglich der Rohstoffe von 33,4% auf 40,4%, alles während der gleichen Periode.

Die angeführten Zahlen über Einfuhr und Ausfuhr der Vereinigten Staaten können schon ein Bild der Lage geben. Die Kriegsjahre haben eine ausgesprochene Tendenz zu gesteigerter indu-



strieller Tätigkeit mit sich gebracht, die wieder innerhalb des Landes einen vermehrten Verbrauch sowohl von Rohstoffen wie von Lebensmitteln zur Folge hatte. Diese Verschiebung mag den Anlaß zu einer Veränderung in der Handelspolitik der Union sein, die jetzt die Ausfuhr von Fertigfabrikaten anstrebt und die Ausfuhr von Lebensmitteln eindämmt. Nun haben die Vereinigten Staaten vor dem Kriege hauptsächlich Lebensmittel, nämlich Getreide, Fleisch etc., ausgeführt: die Kaufleute haben daher im Außenhandel nur in bezug darauf Erfahrung, während die Ausfuhr von industriellen Fertigfabrikaten für sie ein ziemlich unbekanntes Feld ist. Der Export von industriellen Fertigfabrikaten setzt jedoch eine ganz andere Organisation für den Verkauf voraus als die Ausfuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen. Die Nachfrage nach diesen letzteren Waren ist gewöhnlich so groß, daß eine verwickeltere Organisation für ihren Verkauf nicht nötig ist. Im Export von Fertigfabrikaten spielt die Konkurrenz jedoch eine bedeutende Rolle. Hier war es den Amerikanern von Anfang an klar, daß Einigkeit nottut, um eine Ausfuhr in großem Umfange zu ermöglichen; so kamen die großen Zusammenschlüsse von Kaufleuten zustande.

Dies stieß anfangs auf Schwierigkeiten, da Zusammenschlüsse, von denen man annehmen konnte, daß sie Monopolbildungen bezweckten, von „The Sherman Act“ verboten sind. Die Gesetzgeber beeilten sich jedoch, für diesen Fall Abhilfe zu schaffen, indem sie durch den sogenannten „Webb Pommerene Act“ vom 10. April 1918 die Bildung besonderer Exportvereine innerhalb der gleichen Branche für den Handel nach dem Ausland ermöglichten. Als Beispiel für solche Zusammenschlüsse kann „The Copper Export Association“ genannt werden, die ein Zusammenschluß von 14 führenden Unternehmungen in der Kupferbranche ist. Die Nationalökonomien nennen derartige Zusammenschlüsse „horizontal“, weil sie aus Firmen bestehen, welche dieselben Artikel herstellen und daher direkte Konkurrenten sind; aber es ist zu beachten, daß schon vor dem Webb-Gesetz in den Vereinigten Staaten verschiedene sogenannte „vertikale“ Exportkombinationen bestanden, worunter man Firmen versteht, die verschiedene Entwicklungsstadien innerhalb der gleichen Industrie repräsentieren und somit nicht als direkte Konkurrenten untereinander gelten können. Die Papierbranche liefert ein solches Beispiel für eine große vertikale Vereinigung, nämlich „The International Paper Association“.

Interessant ist die Methode, die innerhalb der International Paper Association angewandt wird. Diese Methode besteht in einer ein-



fachen Vorschrift, die alle Mitglieder der Association sich zu halten verpflichten, nämlich bei sinkenden Preisen nicht zu verkaufen. Um die Interessenten über die Preislage auf dem laufenden zu halten, werden periodisch statistische Aufstellungen über die Preiskurve an alle Kunden versandt. Wenn diese Kurve nach oben deutet, haben die Mitglieder das Recht, bestmöglich zu verkaufen, wenn sie aber nach unten weist, sind sie verpflichtet, nicht zu verkaufen. Diese einfache Methode hat sich als sehr wirkungsvoll erwiesen. Sollte nämlich eines der Mitglieder es unternehmen, bei sinkender Preislage zu verkaufen, so beeilt sich die Leitung sofort, dies dadurch zu korrigieren, daß sie eine kleinere Partie zu noch niedrigerem Preis ausbietet. Es braucht nur eine sehr kleine Quantität zu sein, eine Wagenladung oder etwas Ähnliches. Der betreffende Verkäufer wird dann gewöhnlich ängstlich und zieht sich zurück: er weiß, daß die Association Waren zum Verkaufe hat und fortfahren kann zu verkaufen, solange es ihr paßt. Diese kleine Maßnahme genügt daher gewöhnlich, um einen Preissturz aufzuhalten; sollte sich aber ein größerer Verkäufer darauf versteifen, mit dem Verkauf fortzufahren, kann er leicht in die Lage kommen, daß die Preise für ihn ruinös werden; sein Verstoß gegen das Abkommen wird dann zu einem warnenden Beispiel für die Zukunft.

Die hier geschilderte Methode, die nach ihrem Erfinder, einem hervorragenden amerikanischen Juristen, namens Kessinger, genannt wird, hat, wie man sieht, große Vorzüge und kann mit einer Antitrust-Gesetzgebung nicht leicht in Kollision geraten. Ihr Sinn liegt darin, daß man eine genaue Statistik über Verbrauch und Produktion zur Verfügung hat.

Die Überlegung von Kessinger geht einfach von dem Gesetz von Angebot und Nachfrage aus. „Es geht nicht an, drei Särge zu verkaufen, wenn es nur zwei Leichen gibt“, ist eine seiner typischen Maximen. Wenn die Kurve des Wochendiagramms sinkt, bedeutet dies, daß der betreffende Markt seinen Absorptionspunkt erreicht hat. Er ist gesättigt, und alle Angebote werden infolgedessen verlustbringend. Auch ohne daß eine bindende Vereinbarung vorliegt, kann jedermann mit einem solchen Diagramm in der Hand einsehen, daß er, wenn die Kurve nach unten weist, zurückhalten und auf Lager arbeiten muß, um die Zeit abzuwarten, wo ein neues „Vakuum“ eintritt.

Einer der Gründe dafür, daß eine derartige Methode wie die von Kessinger in den Vereinigten Staaten so großen Erfolg haben konnte, ist zweifellos der, daß die amerikanischen Kaufleute niemals auf-

einander eifersüchtig sind. Man hört niemals einen amerikanischen Industriellen schlecht von seinem Konkurrenten sprechen. Im Gegenteil. Ist es seinem Konkurrenten gelungen, ein gutes Geschäft zu machen, spricht er ohne die geringste Unzufriedenheit davon. Zweifellos kommt dieser charakteristische Zug daher, daß der Markt in den Vereinigten Staaten so groß ist und die Quellen so enorm sind, daß die Konkurrenz keine so große Rolle spielt, während sie in einem kleineren Lande eine ganz andere Bedeutung gewinnt. Aus dem Geschickerten sollten die europäischen Länder lernen; ebenso wie ein Land in seiner auswärtigen Politik mit unerschütterlicher Einigkeit nach außen hin auftreten muß, muß es auch in seiner Handelspolitik verfahren. Nur auf diese Weise kann ein dauernder Erfolg erzielt werden. Es soll hier mit Nachdruck betont werden, wie nötig ein solcher Zusammenschluß der Exporteure ist. Hier, wenn je, gilt der Satz, daß der Erfolg des einzelnen sich mit dem Besten der Allgemeinheit deckt.

Als eine Zusammenfassung des oben Erwähnten kann man sagen, daß die Amerikaner, obwohl sie die großen Gesichtspunkte für den Export besitzen, doch noch der notwendigen kommerziellen Organe für ein systematisches Betreiben des Ausfuhrhandels entbehren. Aber auch in dieser Hinsicht ist während der letzten Jahre viel geschehen. Wir werden in einem folgenden Kapitel eine Beschreibung der wichtigsten von jenen Maßnahmen geben, die ergriffen wurden, um den Außenhandel der Vereinigten Staaten in technischer und finanzieller Hinsicht zu fördern. Infolge der tatsächlichen Verhältnisse wird diese Beschreibung die Form einer Behandlung des Pazificproblems annehmen, das zweifellos die große kommerzielle und politische Frage der Zukunft ist.

## XIV. KAPITEL

### Pazific — die nächste historische Epoche

Der Handel der Vereinigten Staaten mit den verschiedenen Weltteilen. — Die Verlegung des Kulturzentrums vom Atlantischen nach dem Stillen Ozean. — Neue Versuche, Pan-Amerika aufzubauen. — Das Interesse für Europa im Rückgang. — Ein staatsmännisches Programm für die Restaurierung Chinas. —

Die Gesamteinfuhr der Vereinigten Staaten ist während des Krieges ununterbrochen gestiegen. Auch 1919 dauerte die Steigerung des Importes aus allen Weltteilen mit Ausnahme von Europa an. Europa, das 1916 als Importeur an erster Stelle stand, nahm 1919 in bezug auf den Wert der Einfuhr nur mehr den vierten Platz ein. Der größte Teil der Verringerung trifft auf den Handel mit England, dessen Einfuhr nach den Vereinigten Staaten von 308 Millionen Dollar im Jahre 1917 auf 157 Millionen Dollar im Jahre 1919 gesunken ist.

Ich will nun einen kurzen Überblick über die Einfuhr der Vereinigten Staaten aus den übrigen Weltteilen geben.

Aus den Ländern des nordamerikanischen Kontinents gestaltete sich die Einfuhr während der unten angeführten Jahre wie folgt:

Einfuhr nach den Vereinigten Staaten vom nordamerikanischen Kontinent:

	Mill. Dollar
1915 . . . . .	473
1919 . . . . .	1053

Die Einfuhr aus Kuba hat sich verdreifacht, die aus Kanada mehr als verdoppelt und die aus Mexiko verdoppelt. Die Steigerung des Einfuhrwertes aus Kuba beruht hauptsächlich auf dem höheren Zuckerpreis.

Wir kommen nun zu den übrigen Weltteilen.

Die Wertsteigerung der Einfuhr nach den Vereinigten Staaten aus Japan betrug von 1918 bis 1919 20 Millionen Dollar und war hauptsächlich den höheren Preisen für Rohseide zuzuschreiben. Die Steigerung im Hinblick auf Australien wurde durch die höheren Wollpreise verursacht. Sämtliche Länder außer Rußland und Kuba haben ihre Einfuhr aus den Vereinigten Staaten während der Kriegs-



jahre vermehrt. Die untenstehende Vergleichung zeigt die Entwicklung des Wertes während des Krieges, ausgedrückt in Millionen Dollar und Prozenten:

Ausfuhr von den Vereinigten Staaten nach den verschiedenen Weltteilen:

	Mill. Dollar	Verm. für 1919 in % von 1914
Nach Europa . . . 1914	1 486	
1919	4 644	212
Nach Asien . . . . 1914	113	
1919	605	418
Nach Nordamerika 1914	528	
1919	1 290	144
Nach Südamerika . 1914	124	
1919	401	224
Nach Australien . 1914	83	
1919	208	150

Europa wurde hier auch angeführt, um seine relative Bedeutung für den Handel der Vereinigten Staaten zu zeigen. Das letzte Jahr weist für diesen Weltteil einen Niedergang auf, der jedoch aus der Tabelle nicht hervorgeht. Da das von Interesse ist, wird hier auch die Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach den neutralen Ländern in Europa während der zwei letzten Rechnungsjahre mitgeteilt:

Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten in den Rechnungsjahren 1917—1918 und 1918—1919:

	Mill. Dollar	Mill. Dollar
Holland . . . . .	6	103
Norwegen . . . . .	25	101
Spanien . . . . .	67	98
Dänemark . . . . .	4	93
Schweden . . . . .	4	78
Schweiz . . . . .	21	68

Es erscheint vielleicht merkwürdig, daß Dänemark und Norwegen mehr aus den Vereinigten Staaten eingeführt haben als Schweden. Aber die Erklärung liegt wohl darin, daß Dänemark und Norwegen während der letzten Rechnungsjahre große spekulative Ankäufe besonders von Textilwaren und Lebensmitteln in Amerika vorgenommen haben. Wenigstens ist dies bei Dänemark der Fall. Man stapelte bedeutende Lager im Freihafen von Kopenhagen auf, die für Deutschland und Rußland nach dem Friedensschluß bestimmt waren. Als aber dann der russische Markt niemals

eröffnet wurde und Deutschland kein Geld zum Kaufen hatte, waren die Dänen gezwungen, in großem Umfang die Artikel, die sie von den Vereinigten Staaten bezogen hatten, wieder dorthin zurückzuverkaufen. Schweden dürfte jedoch in der Hauptsache verbraucht haben, was es kaufte, und hat sich von Spekulationen zurückgehalten.

Alles spricht dafür, daß in der handelspolitischen Geschichte der Vereinigten Staaten die Periode, in der Europa eine Hauptrolle spielte, abgeschlossen ist. Die Entwicklung geht nach Westen und Süden und konzentriert sich hauptsächlich darauf, den Handel am Stillen Ozean nach Südamerika oder Asien zu beherrschen. Das Bestreben, den Pazifichandel zu erobern, ist alt; was sich aber jetzt vollzieht, wird vielleicht von größter welthistorischer Bedeutung sein. Der deutsche Historiker Ranke hat nachgewiesen, daß die Kultur den Weltmeeren folgt. Er rechnet den Beginn der modernen Kultur von der Zeit des Handels auf dem Mittelmeer an; das war die Blüte der griechischen und römischen Kultur. Dann kam die Entdeckung von Amerika durch Kolumbus. Der Atlantische Ozean wurde für die europäische Unternehmungslust und Schifffahrt zugänglich, aber die atlantische Periode begann nicht gleich, denn es fehlte erst noch an den technischen Hilfsmitteln, die für einen effektiven Ozeanverkehr nötig waren. Während dieser Zwischenperiode spielte die Ostsee mit ihrer relativ unbedeutenden Wassermenge eine politische Rolle. Das war die Zeit der Größe Schwedens.

Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Maschinenkraft in den Dienst der Schifffahrt gestellt wurde, begann die Blütezeit der atlantischen Periode. Der große Ozeanverkehr bildete vielfach einen kräftigen Ansporn für den Aufschwung Amerikas, u. a. durch Überführung europäischer Arbeitskraft nach dorthin. Zugleich ermöglichte er die Organisierung der europäischen Herrschaft über die Kolonien.

Diese Entwicklung dürfte nun ihren Höhepunkt erreicht haben, und es ist wahrscheinlich, daß von jetzt ab eine Verschiebung des Schwerpunktes der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der Vereinigten Staaten nach der Pazificküste vor sich geht. Schon lange vor dem Weltkriege tauchte der Gedanke vielfach auf, daß wir vor einer neuen Kulturperiode, nämlich der Pazificperiode, stehen. Dieser Gedanke wurde vor allem in einer Serie von historisch-geographischen Arbeiten von dem amerikanischen Nationalökonom und Geschichtschreiber Hubert Howe Bancroft, besonders in seiner Arbeit „The New Pacific“, deren erste Auflage im Jahre 1899 erschien, entwickelt. Er schreibt u. a. in der Auflage

aus dem Jahre 1912: „Ebenso wie das 15. Jahrhundert eine Übergangsperiode vom Mittelalter zur neueren Zeit war und eine Verlegung des Hauptsitzes der Zivilisation vom östlichen nach dem westlichen Europa mit sich brachte, dürfte das 20. Jahrhundert eine neue Übergangsperiode von der gegenwärtigen Kultur zu einer noch höheren sein, und eine Verlegung der Hauptzentren von Macht und Fortschritt von Europa nach Amerika und vom Atlantischen nach dem Stillen Ozean zur Folge haben.“

Diese Äußerung und die Schlüsse, die Bancroft daraus zieht, konnten zu jener Zeit vielen als ein arges Paradox erscheinen. Der Weltkrieg aber hat nunmehr die ganze Lage verändert und eine derartige Entwicklung wahrscheinlich gemacht. Der Kampf um den Stillen Ozean, den Präsident Roosevelt schon 1903 voraussah, hat neue Aktualität gewonnen.

Es gilt nun zu untersuchen, inwieweit ein solcher Verlauf schon in den Tatsachen zu verspüren ist, die in der Union nach dem Weltkrieg in Erscheinung getreten sind. Wir werden sehen, daß schon ein ziemlich ausgeprägtes Programm zur Begünstigung einer solchen Entwicklung in Verwirklichung begriffen ist. Schon das Streben der Vereinigten Staaten nach Beherrschung von Südamerika kann als eine Ausdehnung des Programmes auf eine praktische Anwendung der Monroedoktrin angesehen werden. In dieser Richtung hat bereits viele Jahre hindurch die „The Pan-American Society“ gewirkt, jetzt aber haben diese Bestrebungen durch neue Vorschläge festere Formen erhalten. Hierher gehört die Bildung der sogenannten „Pan-American Monetary Convention“, die es den Staaten, die sich ihr anschließen wollen, ermöglicht, eigene Goldreserven innerhalb der anderen der Konvention angeschlossenen Staaten anzulegen, um die Wechselkurse zu stabilisieren und dadurch den Warenaustausch zu erleichtern. Paraguay hat daraufhin eine Goldreserve in Buenos-Aires angelegt und Unterhandlungen über die Anlage einer solchen auch in New York eingeleitet. Die Münzeinheit von Paraguay sollte stabilisiert werden, so daß ein Peso 7,08 cent amerikanischer Währung entspricht. Dieser Wert sollte durch ein besonderes Bureau of Exchange aufrechterhalten werden, das die Einlösung von Papiergeld auf Grund der Goldvorräte garantiert, die in Buenos-Aires, New York und eventuell an anderen Orten deponiert wurden. Neben diesen Bestrebungen zur Konsolidierung des Geldwesens der südamerikanischen Länder haben die Vereinigten Staaten eine ganze Reihe anderer Maßnahmen ergriffen, um die nordamerikanischen Handelsinteressen auf dem südamerikanischen Markt sicherzustellen.



Zu diesem Zwecke trat auf Initiative der Vereinigten Staaten im Mai 1915 die erste „Pan-American-Financial Conference“ zusammen, die sich mit einer permanenten Befugnis unter dem Namen „Inter-American High Commission“ organisierte. Diese Kommission setzte im folgenden Jahre ein Exekutivorgan „The Central Executive Council“ ein, das, bezeichnenderweise, aus den Delegierten der Vereinigten Staaten innerhalb der Kommission bestand und seinen Sitz in Washington hatte. Es war seine Aufgabe, die Beschlüsse der Kommission durchzuführen. Das Programm ging zunächst hauptsächlich darauf aus, ein Zusammenarbeiten während der Ausnahmezustände, die durch den Krieg geschaffen worden waren, zu erreichen, aber es bezweckte viel mehr vor allem die Anbahnung einer einheitlichen Gesetzgebung über die Handelstransaktionen und die Beilegung von Geschäftszwisten. Die Arbeit wurde seitdem mit womöglich noch größerer Energie als während des Krieges fortgesetzt.

Die zweite Konferenz tagte im Januar 1920. In der Eröffnungsrede erklärte der damalige Außenminister Lansing, daß diese zweite Konferenz für die panamerikanische Idee „a distinct advance in constructive Pan-Americanism“ bedeute. Damals wurde ein großes Programm angenommen, das unter anderem die Beseitigung der Importzölle für Rohmaterial zwischen allen amerikanischen Staaten, gemeinsame Gesetzgebung betreffs der Tätigkeit ausländischer Körperschaften innerhalb der betreffenden Staaten, sowie Einführung des Metermaßsystemes und vermehrte Veranlagung von südamerikanischen Obligationen in den Vereinigten Staaten vorschlug.

In praktischer Hinsicht hat dieses Programm bisher, soviel ich weiß, kein größeres sichtbares Ergebnis gezeitigt, außer vielleicht insoweit, als recht bedeutende Beträge von südamerikanischen Obligationen auf dem Markte der Union placiert wurden. Der Versuch, den südamerikanischen Markt für den Handel der Vereinigten Staaten zu monopolisieren, war jedoch nicht von nennenswertem Erfolg gekrönt. England ist es in großem Umfang gelungen, seine wirtschaftliche Stellung in Südamerika beizubehalten, was sicher auf seiner überlegenen kommerziellen Organisation beruht. Mitgewirkt hat freilich auch, daß sich die Nordamerikaner sehr wenig auf die Psychologie der lateinischen Rasse verstehen und daher schwerer als die Europäer sich in den südamerikanischen Staaten Geltung zu verschaffen vermögen.

Die Statistik zeigt, daß der Anteil Südamerikas am Handel der Vereinigten Staaten unablässig gestiegen ist; aber es ist auffallend, daß diese Vermehrung von verhältnismäßig geringem Umfang war.

An der Gesamteinfuhr der Vereinigten Staaten nahm Südamerika während des Rechnungsjahres 1919 mit 18,3% gegen 15,6% im Jahre 1915 und an der Ausfuhr mit 4,6% gegen 3,6% während des Jahres 1915 teil.

Viel bedeutender ist die Entwicklung in bezug auf Asien, dessen Anteil an der Einfuhr der Vereinigten Staaten während der gleichen Zeitperiode von 24,9% auf 26,8% und sein Anteil an der Ausfuhr von 4,1% auf 8,4% stieg. Die Arbeit an der Eroberung des Handels mit Asien wird zielbewußt fortgesetzt.

Einer der ersten Gegenstände meiner Untersuchung in Amerika war die Frage, inwieweit die Vereinigten Staaten gewillt wären, Europas Wiederaufbau finanziell zu unterstützen. Ich fand damals, wie früher erwähnt wurde, im allgemeinen in New York ein größeres Interesse für Europa, wenn auch, wie aus dem Vorhergehenden hervorgeht, die Meinungen darüber sehr geteilt waren, wie diese Hilfe geleistet werden könne. Je weiter ich von New York nach Westen kam, um so geringer war das Interesse für Europa, und in Kalifornien konnte man ohne Übertreibung sagen, daß es überhaupt kein Interesse gab. Dort richteten sich die Blicke ausschließlich auf die Zukunft am Stillen Ozean.

Bei meiner Rückkehr nach New York einige Monate später war die Stimmung sehr verändert. Es schien, als halte man die Lage in Europa für völlig hoffnungslos. Was sollte Amerika machen? Es war allerdings ein Fehler, daß der formelle Friede nicht geschlossen war, aber andererseits zeigte Europa selbst, daß die Probleme dort unlösbar seien. Die Verwirrung wurde jeden Tag größer. Nichts war daher natürlicher, als daß die Vereinigten Staaten statt dessen ihre Aufmerksamkeit nach einer anderen Seite lenkten und an ihren eigenen Vorteil dachten. Als ich zuerst New York besuchte, sprach man noch von Frank Vanderlips Buch „What happened to Europe?“ \*) Aber nachdem dieser Mann von einer Reise nach China und Japan zurückgekehrt war, hielt er einen Vortrag nach dem andern über die großen Aufgaben, welche die Vereinigten Staaten im Orient erwarteten. Am 14. Juni waren die allerersten Spitzen der Finanzkreise von New York zu einem Lunch in Bankers Club eingeladen, wo die orientalische Frage debattiert werden sollte. Hierbei hielt der Vizepräsident der Firma Morgan, Mr. Thomas W. Lamont, der ebenso wie Vanderlip kürzlich von einer Studienreise nach China zurückgekehrt war, einen Vortrag, in welchem er ein großes

---

\*) Deutsch erschienen: Frank Vanderlips „Was Europa geschehen ist“ im Drei Masken Verlage, München, 1921.



Programm entwickelte, das auf der Überzeugung basierte, daß das Hauptinteresse der Vereinigten Staaten kommerziell und finanziell nunmehr in Asien liege. Einige Wochen früher hatte sich der Präsident des Stahltrustes, Mr. James Farrell, in einer sehr scharf formulierten Erklärung dahin geäußert, daß sich bezüglich der zukünftigen Handelsmärkte der Vereinigten Staaten folgende Rangordnung geltend mache: Asien, Südamerika und Europa.

Als ich mit mehreren der führenden Bankleute in New York, die ich während meines ersten dortigen Aufenthaltes gesprochen hatte, wieder zusammentraf, fragten mich alle nach meinen Eindrücken von Amerika oder mit anderen Worten nach meiner Meinung über die Aussichten der wirtschaftlichen Entwicklung Amerikas. Ich pflegte dann u. a. zu antworten, daß einer der Eindrücke, die mich am meisten überwältigt hätten, derjenige sei, daß Amerika ein so neues Land sei, daß es dort noch große ungenutzte Naturschätze gebe, die nur auf Kapital und Unternehmungslust warteten. Vor allem hätte ich einen starken Eindruck hiervon westlich der Rocky Mountains, also in den Staaten an der Westküste, gehabt. Man antwortete mir dann erfreut, daß ich wirklich gesehen hätte, wieviel Amerika noch bei sich daheim zu tun habe. Daraus müßte es leicht für mich sein, zu verstehen, daß die Vereinigten Staaten Europa keine weitere finanzielle Hilfe gewähren könnten.

Nun ist ja klar, daß die Vereinigten Staaten in dem Maße, als die Wiederaufbauarbeit in Europa fortschreitet, nicht mehr auf einen derartigen Absatz dortselbst wie in den vergangenen Jahren hoffen können. Sollte die europäische Industrie wirklich einer neuen Blüteperiode entgegengehen, so kann sie billiger produzieren als die amerikanische, und Amerika kann dann in Europa nicht mit Fertigfabrikaten konkurrieren. Bis zu einem gewissen Grade kann man sich ja auch eine solche europäische Entwicklung erwarten, selbst wenn die Lage in vielen europäischen Ländern ziemlich hoffnungslos scheint. Man weist in den Vereinigten Staaten gerne auf den raschen Wiederaufbau Belgiens als auf ein Beispiel dafür hin, daß die Wunden des Krieges geheilt werden können.

Die Vereinigten Staaten richten also gegenwärtig ihr Hauptaugenmerk auf den Orient und stützen sich dabei auf die wirtschaftliche Erneuerung, die während des Krieges wenigstens in einigen dieser Länder wie vor allem in Japan, aber auch in China, Australien und den Straits Settlements, stattgefunden hat.

Dazu kommt der Umstand, daß die Kaufkraft im Orient infolge der veränderten Marktlage für gewisse Artikel bedeutend gestiegen



ist. Ein wichtiger Faktor ist der Silberpreis, der seit 1915 höchst ansehnlich gestiegen ist. Einige Zahlen mögen hier angeführt werden. Der Preis für Silber war 1915 in den Vereinigten Staaten 51,8 cent per Unze, 1918 98,4 cent und 1919 1 Dollar 37½ cent. Der amerikanische Münzwert des chinesischen haikwan taels betrug 1905 0,62 und 1918 1,26. Da die orientalischen Länder Silberwährung haben, ist ihre Kaufkraft beträchtlich gestiegen. Im Juni dieses Jahres sank allerdings der Silberpreis wieder auf das Niveau von 1918, aber es ist anzunehmen, daß ein Preissturz auf den Stand des Jahres 1915 nicht eintreten wird. Ein anderer wichtiger Umstand ist, daß die Handelsbilanz der Union, die im Verhältnis zu Europa seit Anfang des Krieges einen enormen Saldo zugunsten der Vereinigten Staaten aufzuweisen hatte, sich im Verhältnis zu Asien stark passiv verhielt. Der Importüberschuß der Vereinigten Staaten im Verhältnis zu Asien betrug während des Rechnungsjahres 1918 bis 1919 nicht weniger als 351 Millionen Dollar. Die Einfuhr von dort bestand hauptsächlich aus Rohstoffen, während die Vereinigten Staaten nach den gleichen Ländern Fertig- und Halbfabrikate ausführten. Eine Ausnahme hierin bildet nur die oben erwähnte Ausfuhr von Rohbaumwolle nach Japan. Sonst ist die Ausfuhr von Rohstoffen aus den Vereinigten Staaten nach Asien von geringer Bedeutung.

Die wichtigsten Einfuhrartikel sind Rohseide, Pflanzenöle und Tee aus China und Japan, ferner Kopra und Manilahanf von den Philippinen, sowie Zinn von den Straits Settlements und Gummi von Niederländisch-Indien und der Malaischen Halbinsel. Da die amerikanische Veredelungsindustrie teuer produziert und, wie wir gesehen haben, geringe Aussichten besitzt, einen größeren Absatz in Europa zu bekommen, haben die Vereinigten Staaten nicht die Möglichkeit, ihren Produktionsüberschuß von Fertig- und Halbfabrikaten anderswo als in den östlichen Weltteilen abzusetzen. Und wenn man nun sieht, daß die Vereinigten Staaten große Summen an den Orient bezahlen müssen, um ihren Einfuhrüberschuß von dort zu decken, ist es klar, daß es in ihrem Interesse liegt, die Ausfuhr dorthin zu steigern, um auf diese Weise von dort gekaufte Rohstoffe zu kompensieren.

Es ist in Betracht zu ziehen, daß die Industrie in den nordamerikanischen Staaten der Westküste, obwohl sie noch in den Anfängen steckt, mit Sicherheit einer glänzenden Zukunft entgegengeht. Ich erinnere an das Kapitel dieses Buches über Kalifornien.

Hier sollen ein paar Maßnahmen zur planmäßigen Ausnützung

der Pazificschätze erwähnt werden: z. B. hat Department of Commerce in Washington kürzlich eine Arbeit „Commercial Handbook of China“ in zwei Bänden veröffentlicht, die von dem amerikanischen Handelsattaché J. Arnold unter Mitwirkung der konsularischen Vertreter der Vereinigten Staaten in China verfaßt wurde; sie enthält die vollständigste Darlegung über die Möglichkeiten eines fremden Landes in kommerzieller Hinsicht, die in den Vereinigten Staaten bisher herausgegeben wurde.

Ferner wurde ein großes internationales Bankkonsortium mit der unmittelbaren Aufgabe gebildet, die Möglichkeiten in China wahrzunehmen. Vorher hatte die amerikanische Regierung im Oktober 1918 bei der britischen, französischen und japanischen Regierung wegen der Bildung dieses Bankkonsortiums angefragt, das Vertreter der großen Banken in den genannten vier Ländern umfassen und den Zweck haben sollte, zu versuchen, ein groß angelegtes Finanzprogramm für die Erneuerung Chinas durchzuführen. Nach den Bestimmungen des Konsortiums sollte jedes der verschiedenen Länder gleichen Anteil an den neuen Konzessionen haben, wobei Konzessionen, die früher von privaten Bankkonsortien gewährt wurden, in gewissem Umfang dem neuen Konsortium überlassen werden sollten. Die Regierung der Vereinigten Staaten stellte die Bedingung, daß starke Garantien dafür gegeben würden, daß keine besonderen politischen Interessensphären von seiten der rivalisierenden Großmächte geschaffen werden könnten. Die Aufgabe des Konsortiums sollte darin bestehen, Unternehmungen zu verwirklichen, die eine primäre Bedeutung für die Erneuerung Chinas und in erster Linie für die Entwicklung des Verkehrswesens und die Regelung des Geldwesens gewinnen konnten.

Das genannte Konsortium tagte zum erstenmal in Paris im Jahre 1919; die japanische Regierung hatte sich aber geweigert, der Vereinbarung beizutreten, indem sie erklärte, Japan müsse die ausschließliche wirtschaftliche Kontrolle über die Mandschurei und Mongolei verlangen, was die Alliierten und vor allem die Vereinigten Staaten ablehnten. Im Mai 1920 kam nichtsdestoweniger eine Abmachung zustande, der auch Japan beitrug. Wie es scheint, haben die Vereinigten Staaten, um Japans Zustimmung zu erhalten, gewisse Zugeständnisse gemacht, indem die Regierung der Vereinigten Staaten zugab, daß die japanische Regierung das Recht habe, sich der Kreditgewährung an solche Unternehmungen zu widersetzen, welche Japans nationale Existenz gefährden oder seine Souveränität vital berühren könnten (jeopardize her national life or



vitally affect her sovereignty), ein Ausdruck, der ja vielerlei Deutungen zuläßt.

Das Konsortium hatte eine Anleihe von 50 Millionen Dollar für Eisenbahnanlagen in China geplant; im übrigen war bisher nichts Weiteres über seine Pläne zu erfahren. Gemäß der schließlich getroffenen Vereinbarung muß jede Anleihe, soweit sie die amerikanische Bankgruppe berührt, welche aus 37 Banken der Vereinigten Staaten besteht, die Erlaubnis der amerikanischen Regierung erhalten. Ähnliche Bestimmungen gelten auch für die Banken der übrigen angeschlossenen Staaten.

Die großen Banken in den Vereinigten Staaten verfolgen die Entwicklung des Pazifichandels und vor allem die Interessen der Vereinigten Staaten in Asien mit großer Aufmerksamkeit. Aus einer kürzlich durch The National City Bank of New York vorgenommenen Untersuchung geht hervor, daß der Anteil der Vereinigten Staaten am Handel mit dem Orient von etwas unter 10% für das Jahr 1913 auf über 20% für 1919 gestiegen ist. Der gesamte Warenabsatz im Orient, unter dem hier sowohl Asien wie die in der Nähe liegenden Inselgruppen verstanden werden, hatte im Jahre 1913 einen Wert von 5200 Millionen Dollar, wovon 475 Millionen Dollar auf die Vereinigten Staaten entfielen. Im Jahre 1919 war der gesamte Umsatz auf einen Wert von 8750 Millionen Dollar gestiegen, wovon 1880 Millionen für die Vereinigten Staaten in Rechnung kamen.

Man sieht somit, daß sich, während sich der gesamte Handel verdoppelt hat, der Handel mit den Vereinigten Staaten um das Vierfache vermehrt hat; die Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach Asien und den Philippinen ist von 158 Millionen Dollar für 1913—1914 auf 775 Millionen Dollar für 1918—1919 gestiegen, und man nimmt an, daß er 1919—1920 800 Millionen übersteigen wird.

Daß die Kaufleute der Vereinigten Staaten ihre Blicke eifrig nach dem fernen Osten richten und dort auf goldene Ernten für die Zukunft hoffen, kann unter diesen Umständen nicht verwundern, sondern zu hoffen ist, daß der vermehrte wirtschaftliche Austausch den beiden Weltteilen, Amerika und Asien, auch kulturell Früchte trägt, die allmählich allen Nationen zugute kommen werden.



## XV. KAPITEL

### Die Politik und die Präsidentenwahl

Imperatives Mandat und Unit Rules. — Die zwei Parteien — The primaries — Der Streit um die Normierung des Kandidaten. — Der Nationalkonvent und die Zeit nachher. — „Planks“ an Stelle von Prinzipien. —

In jedem Schaltjahr am ersten Dienstag im November wählt das amerikanische Volk sein Staatsoberhaupt (the chief Executive). Die Verfassung der Union hat es dem Kalender überlassen, den Zeitpunkt zu bestimmen, an dem sich der Wechsel am Ruder des Staates vollziehen soll.

Der Präsident wird durch Elektoren gewählt, aber das ist nur eine Formalität. Nicht einmal die theoretische Grundlage für diese Maßnahme wird noch heilig gehalten, da die Elektoren, wenn sie irgend einmal am Ende des Jahres nach den einzelnen Staaten zusammenkommen, um ihre Stimme abzugeben, unwiderruflich an das imperative Mandat gehalten sind. Diese Gewohnheit besteht seit 1796, wo die dritte Präsidentenwahl in der jungen Republik stattfinden sollte und es galt, einen Nachfolger für George Washington auszuersuchen, der einstimmig berufen wurde, den höchsten Posten einzunehmen. Die Wahl geschah noch unbewußt nach Parteilinien, aber als vier Jahre später die nächste Wahl kam, war das imperative Mandat definitiv und bewußt befestigt.

Ein anderer für die amerikanische Präsidentenwahl kennzeichnender Zug, der ebensowenig von den Vätern der amerikanischen Verfassung vorausbestimmt worden ist, ist das sogenannte Unit Rule, worunter verstanden wird, daß die Stimmen eines Staates ungeteilt demjenigen Kandidaten zufallen, der in dem betreffenden Staat gesiegt hat. Die Stimmen eines Staates in der Elektorenversammlung werden nach der gesamten Anzahl der Mitglieder im Repräsentantenhaus und im Senat berechnet; ein dicht bevölkerter Staat hat daher natürlich ein arithmetisches Übergewicht über einen weniger dicht bevölkerten. Der Staat New York mit über neun Millionen Einwohnern und 45 Stimmen steht zu oberst und nimmt eine Stellung ein, die in gewissem Grade mit der Preußens im früheren

Deutschen Bundesrat verglichen werden kann, dessen Stimmzahl immer 17 betrug. New York wird daher in der politischen Terminologie the Empire State genannt. Danach kommen Pennsylvania mit 38 und Illinois mit 29 Stimmen, während die gesamte Stimmzahl in der Elektorenversammlung 531 beträgt. Im Jahre 1916 umfaßte die siegreiche demokratische Mehrheit 277 Stimmen gegen die Minderheit der Republikaner von 254 Stimmen. Zu der Minderheit gehörten alle drei soeben aufgeführten Staaten — der Osten ist bekanntlich zuverlässig republikanisch — aber ihre Stimmzahl vermochte zusammen nicht die demokratische Mehrheit aufzuwiegen, die aus den kleineren und mittelgroßen Staaten bestand. Da der Unterschied jedoch nicht mehr als 23 Stimmen ausmachte und der größte Staat, den die Demokraten auf ihrer Seite hatten, Ohio mit 24 Stimmen war, wurde dieser in Wirklichkeit der Schlüssel zum Siege, um so mehr, als er früher immer republikanisch gestimmt hatte und erst 1908 in das gegnerische Lager übergang. Nach der neuen Niederlage der Republikaner im Jahre 1916 waren sich deren politische Rechenmeister auch völlig darüber klar, daß es sich bei der nächsten Wahl nur darum handele, Ohio wieder zu erobern. Unter der Voraussetzung einer unveränderten Stellung der übrigen Staaten würden nämlich die Stimmen von Ohio mehr als genügend sein, um die Mehrheit im Elektorenkollegium zu sichern. Wir werden im folgenden sehen, welche beherrschende Rolle dieser Gesichtspunkt für die Wahlmacher des Jahres 1920 spielte.

Unit Rule hatte also zur Folge, daß diejenigen Staaten, bei denen die eine oder die andere der zwei konkurrierenden Parteien eine praktisch genommen unerschütterliche Majorität hat, in entgegengesetztem Verhältnis, wenn auch nicht an Bedeutung, so doch an Interesse verlieren. Man verschwendet kein Pulver für tote Krähen, und die Wahlagitation wird in solchen Staaten mehr eine Ehrensache, die man aufrechterhält, damit die Minderheit nicht trostlos wird und den Kampf gänzlich aufgibt.

Die Präsidentenwahl ist die einzige Gelegenheit, bei welcher die ganze Nation am gleichen Tage und für den gleichen Zweck um die Wahlurnen versammelt wird. Die Wahl von Mitgliedern des Repräsentantenhauses und des Senates geschieht periodisch und umfaßt jedesmal nur eine gewisse Anzahl von Staaten. Dies ist auch einer der Gründe, warum der große Zweikampf zwischen den beiden Parteien bei der Präsidentenwahl im ganzen Lande mit so leidenschaftlichem Interesse betrieben wird. Es ist, wie so viele Schriftsteller, die über Amerika geschrieben haben, schon betonten, weniger ein



Kampf um Prinzipien als um den Mann. Oft bat ich in einem politisch interessierten Kreise, mir eine für den Außenstehenden begriffliche Definition des Unterschiedes zwischen einem Republikaner und einem Demokraten zu geben. Aber das erwies sich immer als unmöglich. Ich diskutierte die Frage einmal an einem Mittagstisch. Einer der Anwesenden, ein höherer Beamter des Schatzamtes in Washington, meinte, die Republikaner wollten, daß wenige regieren sollten, während die Demokraten der Ansicht seien, daß die vielen regieren sollten. Ein bei der gleichen Gelegenheit anwesender interessierter Politiker definierte den Republikaner als einen Mann, der jeden Tag ein reines Hemd anzieht. Bei den Demokraten könne dies auch der Fall sein, aber es müsse nicht so sein.

Wie man sieht, sind diese Definitionen nicht eben aufschlußreich, zumal man erwarten kann, daß die gleiche Frage, wenn man sie in einem der südlichen Staaten gestellt hätte, gerade umgekehrt beantwortet worden wäre, wenigstens im Hinblick auf den zweiten Fall.

Es ist also klar, daß die zwei Parteien keine Ideenparteien sind. Ein Wesensunterschied zwischen ihren Anschauungen oder ihrer Zusammensetzung in europäischem Sinn besteht nicht. Es gibt zwei Massenparteien mit der Kohäsion und Attraktion der Masse und die Masse schließt sich leichter um einen Mann als um ein Prinzip zusammen, solange es auf die Gefühle ankommt und nicht auf den Verstand. Als der Wahlkampf sich um den Namen Abraham Lincolns drehte, wurde zu seinen Gunsten angeführt, daß er eine Feuergabel krumm biegen und mit den Händen ein Hufeisen zerbrechen konnte. Das war leichter zu verstehen als die verwickelte Sklavenfrage.

Die Partei geht nicht für einen Mann in den Kampf, den sie seit Jahrzehnten als ihren Führer zu betrachten gewohnt ist, und zwar schon aus dem einfachen Grund, weil in Amerika ein solcher Parteiführer nach europäischem Muster nicht existiert. Es ist daher die Frage, wie die Partei sich einen Mann erwirbt, der als Losung zum Siege dienen soll. Dies geschieht durch die Normierung von Kandidaten, die bei den Präsidentschaftskandidaten nach ungefähr den gleichen Linien vollzogen wird wie bei der Wahl von Kandidaten für andere Ämter der Republik. Diese Normierung ist „The Primary“ übertragen oder soll das wenigstens theoretisch sein: „The Primary“ ist das, was man eine Verlegung der alten Volksversammlung auf amerikanischen Boden nennen könnte.

Wenn eine Wahl bevorsteht — es mag sich nun um einen Sheriff in einer Landgemeinde, einen Bürgermeister in einer Stadt, einen



Gouverneur im Staate oder um den Präsidenten der Union oder ganz einfach um die gleichgültige Wahl irgendeines Kommunalbeamten handeln — beruft das Wahlkomitee der Partei die Parteimitglieder zu einer Wahlversammlung zwecks Aufstellung von Kandidaten zusammen. Die Wahllisten sind gewöhnlich im voraus vereinbart. Das ist die Arbeit, auf die sich der Wahlmacher in erster Linie einstellen muß. Wenn nicht besondere Unruhe in der Luft liegt, werden die Listen im allgemeinen bei kleineren Primaries in kleineren Kreisen durch Akklamation, in größeren Kreisen nach Abstimmung angenommen, welche letztere wie bei gewöhnlichen Wahlen den ganzen Tag dauert. Der große Kampf hat sich immer um die Unabhängigkeit dieser Primaries gedreht und die Geschichte der amerikanischen Verfassung hat Tausende von Beispielen dafür, wie die Wahlmacher mit mehr oder weniger glücklicher Beibehaltung eines Scheines von Anständigkeit den Wählern ihre Kandidaten aufgezwungen haben. Die Entwicklung ist dahin gegangen, daß man durch Gesetzgebung einen immer weitergehenden Schutz für diese Primaries und ihre Freiheit zu erreichen versuchte. In Europa sind die Verhältnisse vielleicht etwas fortgeschrittener, in Amerika aber trägt man kein Bedenken, das Parteiwesen zu sanktionieren. Das Eingreifen der Gesetzgebung in das Parteiwesen, in dessen Organisation und Funktionen ist hier notwendig, um den Mißbrauch des Wahlmachertums zu verhindern, das die Art der Normierung der Kandidaten begünstigt. Die amerikanische Politik beruht also im großen ganzen auf dem Zweiparteiensystem; man zieht vor, zu sanktionieren und zu regeln, anstatt die Augen zuzudrücken und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Einstweilen sind es aber noch die einzelnen Staaten und ihre Gesetzgeber, die Gesetze für die Primaries schreiben. Wir wollen mit einigen Worten diese Gesetzgebung, wie sie sich bisher gestaltet hat, schildern.

Ein „primary“ bildet das erste Glied der Partei und umfaßt ein Stadtviertel oder einen Landdistrikt, mit anderen Worten eine Kreiseinheit von Wählern, die entweder der republikanischen oder der demokratischen Partei angehören. Die Aufgabe dieser Institution war ursprünglich, auf den Vorschlag des Wahlkomitees hin direkt Kandidaten der Partei für kleinere Lokale und Ämter zu wählen und Delegierte für den Parteikonvent auszuersuchen, welche ihrerseits die Kandidaten bei der Wahl für höhere Posten zu bestimmen hatten. Aber die Entwicklung ist in letzterer Zeit immer entschiedener in die Richtung eines „popular government“ gegangen, was vermehrte Befugnisse für die Primaries mit sich brachte, welche innerhalb von



Warren G. Harding  
Präsident der Vereinigten Staaten



Woodrow Wilson



mehreren Staaten nunmehr auch direkt die Kandidaten ausersehen und, wie der amerikanische Terminus lautet: normieren, was bisher durch die Delegiertenversammlung geschehen ist. Das hat ganz natürlich zu der Steigerung der Fürsorge für die Primaries von seiten der Gesetzgeber beigetragen. Der Zweck ist, besser als bisher „den Volkswillen in seiner Reinheit“ zum Ausdruck zu bringen. Ob das gelingt, ist eine andere Frage; jedenfalls ist das Ergebnis davon, daß sich die Wahlmacher neue Positionen suchen müssen, wenn sie nicht ihren alten Einfluß verlieren wollen.

Als Oklahama erst 1907 in die Union eintrat, geschah es mit einer Konstitution, die wichtige grundsätzliche Bestimmungen über die Primärversammlung enthielt. Die Einzelbestimmungen sind natürlich in den einzelnen Staaten sehr verschiedener Art. In verschiedenen Staaten gibt es nur ganz bedeutungslose Bestimmungen über die Zeitpunkte der Primärversammlungen, über die Stimmzettel und die Stimmenberechnung usw. In anderen dagegen, wie z. B. in Oregon und Wisconsin, bestehen sehr detaillierte Bestimmungen in dem Sinne, daß beinahe alle Parteikandidaten auf öffentlichen Primärversammlungen normiert werden müssen.

Die Frage, wer berechtigt ist, Stimmrecht auszuüben, ist eine der am meisten umstrittenen. In Kreisen von geringerem Umfang ist die Berechtigung von weniger Gewicht, da sich alle kennen, aber in vielen Staaten sind gewisse Beweise für die Zugehörigkeit zur Partei erforderlich. In Kalifornien muß der Wähler die Partei nennen, mit der er sich vereinigen will, und darf erst nachher den Stimmzettel der Partei entgegennehmen. In einigen Staaten muß er seine Absicht, die Partei zu stützen, für die bevorstehende Wahl kundtun, in anderen muß er sich auch verpflichten, diejenigen Personen zu unterstützen, die die Partei als Kandidaten normiert hat. Aber ebenso gewöhnlich ist es, daß die Behörden es der Parteileitung überlassen, selbst die Prüfung der Mitgliederschaft für diejenigen Personen zu besorgen, die das Stimmrecht innerhalb der Partei ausüben dürfen.

Von besonderem Interesse ist, daß die Gesetzgebung in den allermeisten Fällen die Abstimmungen innerhalb der normierenden Primärversammlungen der Kontrolle der Behörden unterstellt hat; die Kosten werden dann auf die gleiche Weise wie bei der Wahl selbst getragen. Viele Staaten verlangen einen offiziellen Stimmzettel für jede Partei. An den Orten, wo die Vorschrift besteht, daß die Primärabstimmungen an ein und demselben Tage stattfinden sollen, sind gewöhnlich die Stimmlokale für beide Teile gemeinsam und die

Wahlurnen offiziell. Zur Verhinderung von Korruption und der Verletzung der Weihe des Wahllokals gelten die gleichen Bestimmungen wie für ähnliche Vergehen bei gewöhnlichen Wahlen.

Die somit konstatierte Tendenz, durch Gesetzgebung den Primärversammlungen vermehrten Schutz zu gewähren, hat in letzter Zeit sich auch auf die Präsidentenwahl erstreckt. Diese Bewegung kam besonders während der Präsidentschaft von Woodrow Wilson in Schwung. In einer Botschaft vom Jahre 1913 gebietet er „the national regulation of presidential nominations“, d. h. nicht bloß eine Gesetzgebung der einzelnen Staaten, sondern auch der Union bezüglich der Normierung der Präsidentschaftskandidaten. Das ist auch nur eine praktische Anwendung der Auffassung des früheren Staatsrechtslehrers von dem Präsidenten als dem Vertreter des Volkes, dem Träger von „the Majesty of the People“. Wilson empfiehlt, daß die Normierung der Präsidentschaftskandidaten in erster Linie durch das Volk in den Primärversammlungen vollzogen werden soll, woraus sich ergibt, daß die Aufgabe des Nationalkonventes auf eine Ratifizierung der Normierung des Volkes und eine Annahme der Wahlplattform, mit anderen Worten des Parteiprogrammes eingeschränkt wird. Ursprünglich war der Verlauf der, daß die Primärversammlungen mit oder ohne Gesetzesschutz Delegierte für den Staatskonvent wählten, welche ihrerseits Delegierte für den großen Parteikonvent, „The National Conventions“, ausersahen, die dann zuletzt die Kandidaten für das Amt des Präsidenten und des Vizepräsidenten aufstellten. Diese Ordnung besteht seit 1829. Vorher wurden die Kandidaten von den politischen Parteien innerhalb des Kongresses gewählt, eine Maßnahme, die wenig mit dem Inhalt der Konstitution übereinstimmte. Die Väter der Verfassung hatten nämlich zwischen der Macht des Kongresses und den Befugnissen des Präsidenten einen tiefen Graben gezogen, den sie aus Furcht, ihn zu schmal zu machen, eher zu breit machten. Die zwei staatlichen Gewalten sollten einander nach dem Gleichgewichtssystem von Montesquieu aufwiegen; in diesem Falle hat man wirklich versucht, den Geist der Verfassung zu respektieren, was sonst nicht immer geschehen ist. \*) Jetzt haben von 48 Staaten 21 „presidential preference primaries“ eingeführt, während die übrigen 27 noch das

---

\*) Es ist übrigens recht amüsant, zu beobachten, mit welcher beinahe religiösen Verehrung diese Konstitution vom amerikanischen Volk angesehen wird. Die Führer — aus welchem Stoff sie auch sonst bestehen mögen — tun alles, um diese Verehrung zu erhalten. Kürzlich schlug auf einem Volksbildungskongreß ein Redner vor, es sollte, ebenso wie es in jedem Hotelzimmer in den Vereinigten Staaten eine Bibel gebe (was nur in beschränktem Maße richtig ist) auch immer ein Exemplar der Verfassung dort vorzufinden sein.



alte System mit indirekten Wahlen für den normierenden Nationalkonvent beibehalten. Das erste Gesetz datiert vom Jahre 1910 — für Oregon — und die Mehrzahl stammt ungefähr aus den Jahren 1912—1913. Die letzten Gesetze, die ich kenne, wurden 1915 erlassen. Augenblicklich scheint eine Reaktion, die doch vielleicht in erster Linie nur eine durch den Krieg veranlaßte Pause ist, eingetreten zu sein. Die obengenannte Initiative Wilsons hat jedoch schon verschiedene Vorschläge hervorgerufen, die darauf hindeuten, daß die Reform der Präsidentenwahl nicht bei einer einfachen Feststellung des Normierungsrechtes der Primärversammlungen stehen bleiben wird. Es kann sich nämlich sogar um die Existenz des Nationalkonventes handeln.

So lagen 1914 auf dem Kongresse mehrere Vorschläge mit sorgfältig detaillierten Bestimmungen über die Primärversammlungen vor, die den Zweck verfolgten, dieselben zum Federal Law zu machen. Diese Vorschläge vertraten zwei Richtungen: die erstere, die konservativ war, wollte den Nationalkonvent erhalten, aber gesetzliche Instruktionen für die Teilnehmer festlegen. Die andere radikalere Richtung wollte den Nationalkonvent ganz einfach abschaffen und direkte Normierung einführen. Der Unterschied ist in Wirklichkeit nicht so groß, da die Anwendung der ersten Richtung in der Praxis gleichbedeutend sein würde mit der Einführung des imperativen Mandates im Nationalkonvent, auf die selbe Weise, wie es schon jetzt innerhalb der Elektorenversammlungen geschieht. Hinzugefügt mag jedoch werden, daß daneben mit wachsender Kraft die Forderung nach Abschaffung der Elektorenversammlungen und Einführung direkter Wahlen hervorgetreten ist. Schon jetzt gibt es „Instructed Delegations“, deren Instruktionen so weit detailliert sein können, daß die Delegierten in erster Linie verpflichtet sind, für A zu stimmen oder, wenn er sich unmöglich durchsetzen läßt, für B und so weiter eine ganze kleine Liste hindurch, und erst wenn diese durchgegangen ist, haben sie Blanko-Vollmacht.

Wer nach dem Paradiese des Weißen Hauses strebt, muß also zuerst das Inferno der Kandidatennormierung und nachher, wenn er im Nationalkonvent der Glückliche wird, das Purgatorio des eigentlichen Wahlkampfes durchmachen. Ich glaube, daß der Vergleich berechtigt ist, denn es muß bedeutend schlimmer sein, von seinen Freunden und Anhängern beschimpft und geschmäht zu werden, als von seinen Gegnern. Während des Wahlkampfes ist es außerdem die Pflicht jedes Parteimitgliedes, den einmal ausersehenen Kandidaten zu unterstützen. Presse und Partei tun alles, um



ihn von den Anschuldigungen der Gegenpartei rein zu waschen, so daß er strahlend weiß — oder doch so weiß, wie die Umstände es zulassen — vor das Volk als dessen Erkorener hintreten kann.

Schon am Anfang des Frühlings beginnen während eines Präsidentenwahljahres die Primärversammlungen ihre Arbeit. Ein gutes Sprungbrett für den Wettlauf hat die Demokratische Partei an ihrem jährlichen Jackson-dinner, das in Washington am 4. Januar zur Erinnerung an den Todestag von Andrew Jackson abgehalten wird. Dann versammeln sich die Spitzen der Demokraten zu einem Bankett und jeder, der irgendwelche Absichten auf die Präsidentenwürde hat, hält sich für verpflichtet, hier als Redner aufzutreten. Das ist der Einzug der Gladiatoren vor dem Purpur der Volksmajestät und der Gruß ist der alte, „Ave Caesar, morituri te salutant“, denn nur einer überlebt den Wettstreit. Irgendwelche andere Qualifikationen als die, daß man in den Vereinigten Staaten geboren ist, werden nicht verlangt, und nichts hindert einen daran, daß man sich selbst als Kandidat aufstellt. In Amerika nötigt man nicht und ziert sich nicht, aber eine notwendige Bedingung in einem derartigen Fall ist, daß man sich einen oder mehrere Managers verschafft.

Dieser Manager oder Promotor, wie er auch genannt wird, ist für die amerikanische Politik oder die amerikanische Unternehmungslust eine höchst charakteristische Figur. Seine Aufgabe entspricht am ehesten der eines Impresario. Er besorgt die Reklame, überwacht die Konkurrenten, bestimmt den Plan für die Agitationsreisen, sammelt Beiträge für den Wahlstreit und hält die Verbindungen mit seinen eigenen Agenten und denen der Partei über die ganze Union aufrecht. Aber in erster Linie muß er die politische Arithmetik an seinen fünf Fingern herzählen können. Sein Name wird in den Zeitungen ebensooft wie der seines Auftraggebers genannt, und sooft eine verwickelte Situation eintritt, heißt es immer, daß der Präsidentenkandidat soundso eine lange Besprechung mit seinem Manager soundso hatte. Dieser ist ein professioneller Mann, der im allgemeinen die Ansichten derjenigen Partei teilt, der er direkt seine Dienste widmet, obwohl es auch nicht an Beispielen fehlt, daß ein Manager nicht nur den Präsidentenkandidaten, sondern auch die Partei gewechselt hat. Man kann in diesem Falle den Verdacht haben, daß hierbei nicht die Ansichten sondern eher die Aussichten entscheidend mitgewirkt haben. Er ist Jockey, und obwohl das Pferd und nicht er den Preis verdient, zwingt ihn nichts dazu, einen schlechten Renner zu satteln.

Es gibt 48 Staaten und innerhalb jedes Staates zwei Parteien, die

Primärversammlungen abhalten müssen, um entweder für einen Parteikonvent innerhalb des Staates oder direkt für den Nationalkonvent Delegierte zu wählen. Aber in beiden Fällen sind die Delegierten gewöhnlich dadurch gebunden, daß die Stimmzettel ganz einfach mit dem Namen des Kandidaten versehen sind, den sie in erster Linie zu wählen verpflichtet sind. In manchen Fällen wird auch ein zweiter und dritter Name angegeben. Diese Primaries dauern den ganzen Frühling und an jedem Tag haben die Zeitungen etwas über sie zu melden. Die Blätter sind voll von Vermutungen, Berechnungen und Hoffnungen im Hinblick auf den Ausgang in dem einen oder anderen Staat; in diesem Jahre ging es vielleicht noch lebhafter zu als gewöhnlich. Einmal „führte“ Lowden, einmal war es Wood, der die größten Aussichten hatte; von Hoover hieß es, daß er infolge des einen oder anderen taktischen Fehlers schon alle Chancen verloren habe. Plötzlich tauchte ein neuer, vorher ganz unbekannter Konkurrent auf, der über fürchterliche Möglichkeiten, seine sämtlichen Mitkämpfer zu besiegen, verfügte. Mehrere Tage hindurch wurde bloß von ihm gesprochen, aber dann war auf einmal alles still. Es war ein „boom“, der von einem unternehmungslustigen Manager inszeniert, aber offenbar mißglückt war. Das Ganze erinnerte stark an ein steeple-chase; bekanntlich sind auch viele politische Termini dem Rennsport entliehen. Paßte es einem Staat wie New York — the Empire State —, zum Nationalkonvent mit einem „favorite“ zu kommen, wurde in den New Yorker Zeitungen danach gefragt, und beherrschte irgend jemand allzu stark hervortretend das Feld, so wurde er davor gewarnt, sich nicht auszupumpen, ein Rückschlag könne ihn leicht lahmlegen. War andererseits jemand da, der zu tief sank, so trösteten sich seine Freunde damit, daß er auf jeden Fall ein „dark horse“ werden konnte. Dieser Ausdruck bedeutet, daß, wenn keiner der führenden Kandidaten bei der ersten Abstimmung z. B. im republikanischen Nationalkonvent absoluten Vortritt gewinnen konnte, dessen Mitglieder sich für einen Kompromißkandidaten entscheiden durften, der dann die Spitze nehmen und das Wettrennen gewinnen konnte. Im Jahre 1920 kam keiner von den durch die Primärversammlung aufgestellten Kandidaten mit einer im voraus sicheren Mehrheit weder zum republikanischen, noch zum demokratischen Konvent — in dem letzteren ist noch dazu Zweidrittel-Majorität erforderlich — und die Spannung war deshalb groß. Die Geschichte des Konventes hat mehrere Fälle aufzuweisen, daß ein „dark horse“ bei den letzten Abstimmungen hochgekommen ist; aber soviel ich weiß, bietet die amerikanische Geschichte bisher



noch kein Beispiel dafür, daß der betreffende Kandidat zum Präsidenten erwählt wurde. Der Terminus existiert auch nur während der Zeit vor dem Konvent. Gewinnt ein „dark horse“, so richtet die Leitung es immer so ein, daß er schließlich durch Akklamation proklamiert wird, und dann heißt es, daß er „einstimmig normiert worden sei“. Die Hoffnung, ein „dark horse“ zu werden, hält bei den verschiedenen Bewerbern das Interesse und beim Publikum und den zukünftigen Wählern die Spannung wach. Kann man aber nicht so weit kommen, sich zu dieser Klasse rechnen zu dürfen, so muß man sich mit der anspruchslosen Bezeichnung „minor candidate“ begnügen.

Die Ähnlichkeit mit der Rennbahn geht so weit, daß es auch an Wetten nicht fehlt. Diese spielen sich nicht nur privat, sondern auch öffentlich ab, indem es auf Wall Street professionelle „bookmakers“ gibt, die manchmal Summen mit fünfstelligen Zahlen entgegennehmen. Die Zeitungen veröffentlichen täglich genaue Angaben über die Stellung und die wachsenden „odds“ des einen Kandidaten gegenüber dem anderen. Aber auch abgesehen von dieser extremen Form der politischen Spielleidenschaft bekommt man während eines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten in einem Präsidentenwahljahr einen starken Eindruck von der Leidenschaft, die die Amerikaner in diese ihre wichtigste Wahlhandlung hineinzulegen vermögen. Das gilt jedoch vielleicht nicht so sehr von der obersten und der untersten Schicht. Fängt man mit „the man in the cars“, der dem englischen „the man in the street“ entspricht, ein Gespräch an, so ist das Ergebnis vielleicht nicht so lohnend. Die Antwort lautet meist, daß man immer republikanisch, beziehungsweise demokratisch gestimmt habe und dies auch diesmal tun wolle. Ein Bild von der obersten Schicht — „the upper ten thousand“ oder wie es in New York mit einem Ausdruck, der dem Taxierungsbuch entnommen ist, heißt: „the four hundred“ — erhielt ich bei meinem ersten Zusammentreffen mit einem reichen Einwohner von New York aus der alten Geldaristokratie, einem bedeutenden und bekannten Mann, der mich gleich auf energischste Weise aufforderte, für die Wahl von General Wood zu wirken. Mein schüchternen Einwand, daß ich als Ausländer mich nicht gerne in die innere Politik eines Landes mische, machte nicht den geringsten Eindruck, was an und für sich eine echt amerikanische Auffassung widerspiegelt. Er hatte sich, wie er erzählte, früher niemals für Politik interessiert, aber Wood war der rechte Mann. Für ihn war er eingetreten, und das tat auch seine ganze Verwandtschaft.



Das größte oder wenigstens ausdauerndere Interesse ist bei der Mittelschicht zu finden, d. h. bei denjenigen, die schon eine Stellung erreicht haben, aber keine Möglichkeit versäumen wollen, sie zu verbessern. Dahin gehören in größerem Umfang als man vielleicht in Europa glaubt, die geistig interessierten Kreise. Man bildet besondere Klubs, um einen besonderen Namen zu lancieren, und die Mitglieder tragen Knöpfe in den Mantelaufschlägen mit Namen und Bild des betreffenden Kandidaten, sowie einer kleiner Devise wie z. B. „America first, last, for ever“. Viele beteiligen sich direkt an der Wahlarbeit — und zwar nicht zum mindesten die Frauen — indem sie mit ihren Freunden korrespondieren und überhaupt in jeder Weise ihren Einfluß zugunsten des Namens geltend machen, auf den sie ihre Hoffnungen setzen. Das wichtigste ist natürlich, Geld für den Wahlfonds zu sammeln; die Beiträge fließen auch in erstaunlicher Höhe in die Kassen der Managers und des Wahlkomitees. Wenn dies eine Zeitlang gedauert hat, wird das Vergnügen durch Enthüllungen in den Zeitungen und im Kongreß erhöht, daß der eine oder andere ungesetzliche Mittel bei seinem Wahlkampf angewandt habe. Eine Untersuchung wird eingeleitet, und die Herren Managers werden zum Verhör vor den Senatsausschuß geladen; aber sie sind natürlich möglichst unwissend. Die Folge ist gewöhnlich die Feststellung, daß beide Parteien oder ihre Kandidaten in gleicher Weise gehandelt haben, obwohl es in diesem Jahre wirklich so aussah, als ob mehr republikanisches Geld als gewöhnlich in Bewegung war.

Die Spannung steigt. Wir nähern uns der Zeit der beiden großen Nationalkonvente. Früher wurden diese in den großen Städten an der Ostküste, Philadelphia oder Baltimore, abgehalten, aber die politischen Penaten mußten nun der großen Völkerwanderung nach Westen hin folgen. Im Jahre 1920 wurde anfangs Juni der große republikanische Konvent in Chicago und anfangs Juli der demokratische in San Francisco abgehalten, wohin er schon 1908 von St. Louis verlegt worden war. Die Wahl der Plätze ist keineswegs eine gleichgültige Sache. Die republikanische Mehrheit in The Middle West ist nicht so zuverlässig wie in dem industriellen Osten, und was die Demokraten anbelangt, war es bei ihnen ein geschickter Schachzug, den Konvent nach der Hauptstadt Kaliforniens zu verlegen. Man spekulierte hierbei auf die einzigartigen wirtschaftlichen Zukunftsaussichten der Weststaaten und rechnete damit, daß die Sympathien dort mehr fluktuieren, während zugleich das reine Einwandererelement eine geringere Rolle als im Osten spielt.

Bei den Nationalkonventen tritt auf dem politischen Schauplatz

ein neuer Charakter auf, von dem man vorher nichts gehört hat. Es ist der „wirepuller“; aber obwohl er nicht in Erscheinung getreten ist, hat er sicher die ganze Zeit existiert. Es ist übrigens nicht eine Person, sondern viele, die die Fäden in ihren Händen halten und an ihnen nach Belieben ziehen. Alle, von denen man annehmen kann, daß sie diese Rolle spielen, werden in den Zeitungen hervorgesucht und ihre Absichten sind Gegenstand unzähliger Vermutungen. Wird der Konvent mit Chicago „unbossed“ oder nicht, das ist die große Frage, d. h. wird er aus freien Stücken handeln, oder den Einflüssen eines oder mehrerer mehr oder weniger sichtbarer wirepullers gehorchen? Als „big boss“ der Republikaner pflegte der alte Senator Penrose von Pennsylvania bezeichnet zu werden. Er lag zur Zeit des republikanischen Konventes krank in seinem Heim in Philadelphia, aber nichtsdestoweniger wurde ihm später von dem unzufriedenen Flügel der Partei die ganze Schuld am Ausgang der Wahl in die Schuhe geschoben. Diejenige Partei, die an der Macht ist, kann auch ihre unsichtbaren Führer haben, diesmal aber hatte sie einen Mann, der für die ganze Welt sichtbar war, nämlich den Präsidenten selbst. Die demokratische Presse ließ es sich sehr angelegen sein, zu betonen, daß der Konvent von San Francisco ohne Instruktionen aus dem Weißen Hause handelte, aber es wurde auch nicht verschwiegen, daß Wilson seinen Außenminister Bainbridge Colby als seinen besonderen Vertreter entsandt hatte und daß stundenlange Telephongespräche zwischen San Francisco und Washington stattfanden.

Lange Zeit im voraus, Monate, ja sogar Jahre vorher sind alle Hotels in der Stadt belegt, wo der Konvent stattfinden soll, und alle übrigen Wohnstätten werden aufs äußerste ausgenützt.

Befindet man sich während der Tage eines Konventes auf der Reise, so wird man in jeder größeren Station folgendes Schauspiel erleben: Ein Extrazug fährt in die Station ein. Es ist die Abordnung von Nebraska oder Texas oder einem anderen Staat. Die Mitglieder steigen aus, werden von einem Lokalkomitee begrüßt und von Reportern umzingelt. Die Delegierten haben Knöpfe oder Rosetten in den Knopflöchern und von ihren Schultern hängen lange Bänder mit dem Namen ihres Staates oder einem Losungswort. Damen und Herren tragen Wimpel oder das Sternenbanner in Miniatur. Man singt und läßt den bevorstehenden Sieg hochleben. Die Einwohner der Stadt oder die Passagiere anderer Züge kommen herbei und schütteln den bekanntesten Mitgliedern der Abordnung die Hand. Es wird photographiert, gefilmt, interviewt, gelacht und ge-



schrien, bis der Zug sich unter Hurrarufen wieder in Bewegung setzt. Ein solcher Extrazug eines einzigen Staates pflegt mehrere hundert Personen zu enthalten. Es fahren nämlich nicht nur die Delegierten, ihre Ersatzmänner und Familien, sondern auch andere interessierte Parteimitglieder, gleichfalls mit Familien, mit. Hat man nichts anderes erreicht, so hat man wenigstens eine Lustreise gemacht und eine Menge neuer Bekanntschaften angeknüpft. Das ist natürlich in einem so ausgedehnten Land wie den Vereinigten Staaten nicht ohne Bedeutung. Die Konvente haben daher für den Zusammenhalt der amerikanischen Nation in gewissem Grade die gleiche Aufgabe, wie es die großen Spiele einst im alten Griechenland hatten.

Um sich ein Bild von einem Nationalkonvent zu machen, muß man wissen, daß derselbe aus über 1000 Mitgliedern besteht, wobei jeder außerdem noch einen Ersatzmann hat. Jeder Staat entsendet die doppelte Zahl der Vertreter in der Elektorenversammlung; die Abordnung von New York besteht also aus 90 Mitgliedern und ist daher ebenso wie in der Elektorenversammlung die stärkste. Tammany Halls Führer, Mr. Murphy, ist unter den Demokraten eine der beachtetsten Persönlichkeiten. Jedermann versteht, daß eine solche Riesenversammlung kaum Beschlüsse fassen und unmöglich beraten kann. Selbst wenn sie letzteres wollte, würde sie es aus einem anderen Grunde nicht können. Auf der fahngeschmückten Galerie sitzen nämlich Zuschauer in einer Zahl bis über 10 000 — und sie sitzen dort nicht nur um zuzusehen. Sie haben kein Stimmrecht, aber niemand verbietet ihnen, sich der Stimme zu bedienen, die Gott ihnen geschenkt hat.

In seiner Arbeit „The Congressional Government“ erklärt Wilson nicht ohne einen gewissen Unterton von Ironie, daß der republikanische Konvent im Jahre 1860, wenn er nicht in Chicago zusammengetreten wäre, Mr. Seward und nicht Abraham Lincoln normiert hätte. Seward war der bedeutendste und bekannteste Mann innerhalb des Konventes, aber auf der Zuschauertribüne saßen Lincolns eifrigste und begeistertste Anhänger und Fürsprecher. Seine Managers sorgten dafür, daß die Galerien entsprechend mit Personen besetzt waren, die jedesmal, wenn sein Name erwähnt wurde, in Hurrarufe ausbrachen und schrien, daß die Wände zitterten, so daß Lincoln zuletzt gewählt wurde. Genau dasselbe geschah Wilson im Jahre 1920, nur in umgekehrter Richtung. Seine Popularität litt während der zweiten Periode seiner Präsidentschaft nach dem Krieg und Friedensschluß sehr stark, aber kaum war bei Eröffnung des demokratischen Konventes in San Francisco sein Name genannt



worden, als sich die ganze Versammlung erhob, Hurra rief und schrie. Die Abordnungen zogen mit ihren Namenschildern rings durch den Saal und der Lärm dauerte mit der gleichen frenetischen Kraft über eine halbe Stunde. Auf der Galerie wurde eine amerikanische Fahne von einem Riesenbild heruntergezogen, das seine Züge wiedergab. Am nächsten Tage berichteten die Zeitungen das Ereignis mit riesigen Überschriften und exakten Angaben über die Zeit, die dieses „delirium of cheering“ gedauert hatte. Man bekam unwillkürlich den Eindruck, daß die Berichterstatter mit der Uhr in der Hand dagesessen hatten. Den neuen Präsidentschaftskandidaten wurden ähnliche Ovationen dargebracht, wenn auch nicht mit der gleichen Stärke, und jedesmal wurde die Zeit genau gemessen. Dadurch hatte man eine Grundlage für seine Berechnungen.

Nach alter Tradition wird der Konvent mit Gebeten eröffnet, hierauf folgt ein sogenanntes „key note speech“ ohne größere Bedeutung, und dann wird der Konvent gewöhnlich vertagt. Unterdessen arbeitet ein Ausschuß mit sehr eingeschränkter Mitgliederzahl das Parteiprogramm, die sogenannte Plattform, aus. Dasselbe wird am nächsten Tage vorgelegt und pflegt gewöhnlich ohne längere Diskussion angenommen zu werden. Gibt es innerhalb des Konventes den einen oder anderen Störenfried — und das ist gewöhnlich der Fall, wie z. B. William Jennings Bryan in San Francisco im Jahre 1920, der unversöhnliche Gegner Wilsons — so muß er seine Gesichtspunkte vor der Einbringung der Plattform geltend machen. Das geschieht meist auf privatem Wege, aber dabei kann er immer damit drohen, bei Annahme der Plattform zu einem besonderen Punkt eine Abstimmung zu verlangen, welche langweilige Prozedur sehr viel Zeit kosten würde und die Spannung lahmlegen müßte. Dies muß vermieden werden, und man sorgt in der Regel dafür, daß die Plattform so rasch wie möglich erledigt wird, so daß man mit dem, worauf alle warten, beginnen kann, nämlich mit der Abstimmung über die Kandidaten.

Die Abstimmung kann bloß einige Stunden, aber auch mehrere Tage in Anspruch nehmen. Bei den beiden Konventen für 1920 war die Zahl der Kandidaten größer als je, und die Abstimmung dauerte mehrere Tage. Bezüglich des republikanischen Konventes bekam man unwillkürlich den Eindruck, daß die „unsichtbaren“ Kräfte in Bewegung waren, um eine Verlängerung zu verhindern und eine Entscheidung zu erzwingen. Der Konvent wurde an einem Samstag abgeschlossen, und niemand wagte, die Vertagung über den Sonntag hinaus vorzuschlagen. Der republikanische Konvent brauchte zehn

Abstimmungen, um seinen Kandidaten, Senator Warren G. Harding, zu wählen; bei der ersten Abstimmung erhielt er nur 65 $\frac{1}{2}$  Stimmen, eine Zahl, die allmählich sank. Bei der achten Abstimmung begann sie wieder auf Kosten der Konkurrenten zu steigen. Es war ein „deadlock“ eingetreten, und es galt, darüber hinauszukommen. Die Versammlung wurde für einige Stunden vertagt, und als die Delegierten wieder zusammentraten, stand Harding mit 374 Stimmen an der Spitze, während die anderen Bewerber unwiderruflich zurückgingen. Nun war es klar, daß Harding der Auserkorene war, und bei der letzten Abstimmung wurde er mit 692 Stimmen, also mit 200 Stimmen mehr, als für die Mehrheit zu einer Parteikandidatur für den Präsidentenposten erforderlich ist, nominiert. Sein Sieg wurde eine Überraschung für das ganze Land: ein „dark horse“, das während des ganzen Kampfes ziemlich wenig beachtet war, hatte bei der letzten Tour die Spitze genommen und seine Konkurrenten geschlagen.

Wie konnte etwas Derartiges geschehen? Die Sache ist gar nicht so verwickelt. Als die Abordnungen, jede unter ihrem Führer, zuerst zum Konvent kamen, „gehörten sie“ dem einen oder anderen Kandidaten, aber eine Summierung des ersten Abstimmungsergebnisses zeigte gleich, daß keiner hinreichend stark war, um die Rechnung zu seinem eigenen Vorteil abschließen zu können. Die Folge mußte eine Umrechnung werden, und eine Übertragung der „Eigentumsrechte“ von denjenigen Delegationen, die der Überredung am meisten zugänglich waren.

Hier hat der „unsichtbare Einfluß“ sein Feld, und die Entscheidung, soweit dies verfolgt werden kann, geschieht nicht vor dem Konvent, sondern in den Hotelzimmern, wo die Komitees und Hauptquartiere mit selbstgewähltem Auftrag zwischen den Abstimmungen ihre Überlegungen abhalten. Ein höchstes „Konklave“ existiert gar nicht, sondern die Person oder Clique, die zufällig die größte Macht und den stärksten Willen besitzt, bestimmt. Die Mittel zur Durchsetzung des Beschlusses werden durch keinerlei Gesetz oder Bestimmung berührt. Offenbar muß jedoch der Schwerpunkt der Macht irgendwo in der Nähe der Abordnung von New York mit ihren 90 Stimmen oder bei den mächtigen Trusts und Banken gesucht werden, die nicht versäumen, sich bei einer solchen Gelegenheit privat vertreten zu lassen. Im Jahre 1920 wurde eine sehr große Anzahl von Bankleuten in Chicago gesehen. Die Regel ist die gleiche wie bei jedem Tauschhandel: do ut des.

Die Verhältnisse wären völlig anarchisch, wenn nicht über dem



Ganzen ein atmosphärischer Druck läge, der stark genug ist, auch die härtesten Willen und die rücksichtslosesten persönlichen Forderungen einzudämmen. Denn über ihnen allen steht die unabweislige Forderung nach dem Zusammenhalt der Partei. Derjenige, der die Partei nicht für sich hat, muß doch davor zurückschrecken, seine eigenen Ziele auf Kosten der Partei zu verfolgen. Er kann mit „bolt-ing“ drohen, was eigentlich „nach hinten ausschlagen“ bedeutet, aber nach dem politischen Sprachgebrauch soviel heißt, wie sich selbst als Kandidaten außerhalb der Partei aufstellen und alle seine Anhänger mit sich nehmen. Durch eine solche Drohung kann er eine genaue Prüfung seiner Angelegenheit von seiten der Parteiführer erzwingen; aber wenn er zu leicht befunden wird, so ist seine Drohung ohne Wirkung. Theodor Roosevelt brach 1912 aus der republikanischen Partei aus und stellte sich an die Spitze der Progressisten. Das Ergebnis war, was alle im voraus wußten, eine Zersplitterung der eigenen Partei, ein Sieg der Demokraten und die Wahl Wilsons. Gewöhnlich endet ein solcher Zweikampf damit, daß auch die Hartnäckigsten nach der endgültigen Abstimmung dem ausgewählten Kandidaten öffentlich ihre Loyalität aussprechen.

Bevor der Konvent auseinandergeht, muß er einen Kandidaten für den Posten des Vizepräsidenten aufstellen; der „Vizepräsidentenschreck“ ist in hohem Grade für den starken Ehrgeiz charakteristisch, der die Amerikaner beseelt. Niemand will in Washington der zweite werden, solange er Aussichten hat, der erste zu werden. Wenn aber der Kandidat für die Präsidentschaft ausersehen ist, einigt man sich leicht über den Vizepräsidenten, und der Ausgewählte pflegt sich ohne Widerstand in sein Schicksal zu fügen.

Wenn beide Konvente abgeschlossen sind, wissen die Amerikaner noch nicht, wer ihr oberster Führer wird, aber sie wissen, daß es einer von den beiden nominierten wird. Die Nation kann wieder aufatmen und hat einige Monate Zeit, sich von der ersten Nervenanspannung auszuruhen. Eine allgemeine Erschlaffung tritt mit der Sommersaison Ende Juli ein, die über den August und bis hinein in den September dauert. Die beiden Kandidaten müssen zunächst in einer feierlichen Erklärung kundtun, daß sie die Wahl annehmen; diese Erklärung ist nach alter Sitte eine Programmklärung, die auf die Dauer mit der Plattform der Partei wetteifert. Aber die Parteileitung ist doch nicht ganz untätig. Die „Cartoonisten“ der Presse zeichnen ihre Scherzbilder, bei denen der Elefant und der Esel die Hauptrolle spielen und in den verschiedensten Lagen gezeigt werden. Der Elefant ist nämlich seit alters das Symbol für die repu-



blikanische Partei und besonders für ihren rechten Flügel G. O. P. (Grand Old Party), während die Demokraten anspruchslos den Esel als das ihre akzeptiert haben. Innerhalb der Parteileitungen werden Broschüren, Flugblätter, Photographien, Grammophonplatten von den Reden der Kandidaten usw. vorbereitet, die für den bevorstehenden entscheidenden Kampf um die Präsidentschaft bestimmt sind. Die Zeitungen fließen über von Beschreibungen ihres Lebens, die illustrierten Magazine übertreffen einander durch Klischees und Momentaufnahmen, und hier wie in den Kinematographen kann man die beiden Kandidaten im Kreise ihrer Familie, deren Eltern, deren Enkelkinder, deren Verwandte, deren Lieblingshund und Lieblingsschuh sehen, oder es wird gezeigt, wie sie zu ihrem Morgenritt das Pferd besteigen oder ihr jüngstes Kind, wenn sie ein solches haben, in den Armen halten. Auf diese Weise wird die Nation mit ihrem künftigen Herrscher nicht nur bekannt, sondern auch intim. Beide Kandidaten erlangen, während sie vorher ziemlich obskure Politiker oder doch eigentlich bedeutungslos waren, im Volksbewußtsein wachsendes Ansehen, bis der Tag kommt, wo einer von ihnen sein Amt antritt und damit nach dem Bibelwort auch die Befähigung erhält, es zu führen.

Ich erwähnte, daß das Land nach Abschluß des Konventes nicht weiß, welcher von den beiden Kandidaten der Glückliche sein wird, sondern nur, daß es einer von ihnen ist. Was die Nomierung der Kandidaten im Jahre 1920 anbelangt, so wußte man nach dem Konvent noch etwas mehr: man wußte nämlich, daß, wer auch immer gewählt werden würde, es ein Mann aus Ohio sein würde. Als sich die Republikaner in Chicago für Senator Harding entschlossen, wußten alle, daß sie darauf spekulierten, die 24 Stimmen des genannten Staates zurückzugewinnen. \*) Die Demokraten in San Francisco antworteten damit, daß sie Senator Cox aufstellten, der dreimal bei der Gouverneurwahl in Ohio gesiegt hatte und folglich eine erprobte Kenntnis der Art, seinen Staat für sich zu gewinnen — to carry his state, wie der Terminus lautet — besaß. Das war als ein Gegenzug gedacht und spiegelt etwas von den wahlpsychologischen Gesichtspunkten wieder, die man bei einer Kandidatenwahl anlegen muß. Dazu kommt noch ein Zweites: Der gegenwärtig herrschende Präsident verliert immer gegen Ende seiner Periode und besonders, wenn er zwei Perioden lang im Amte gewesen ist, an Popularität,

\*) Der Ausgang der Präsidentenwahl im Jahre 1920 war, daß Senator Warren G. Harding am 2. November zum Präsidenten der Vereinigten Staaten mit 330 Stimmen im Elektorenkollegium gewählt wurde. Cox erhielt nur 127 Stimmen. Der letztere verlor nicht bloß Ohio, sondern auch neun andere Staaten.

und es ist eine bekannte Tatsache, daß die Sozietät in Washington, wenn das Schaltjahr zu Ende geht, antipräsidentisch wird. Cox hat Wilson nicht bekämpft, aber er hat auch nicht für ihn geblutet, und ungefähr das gleiche gilt bezüglich der Stellung Hardings im Verhältnis zur Gegenpartei. Er hatte allerdings in allen wichtigen Votierungen gegen Wilson gestimmt, aber ohne sich als unversöhnlich in den Debatten zu kompromittieren. Man versteht also, warum die Wahl gerade auf diese beiden fiel. Beide Parteien rechneten auf möglichst großen Neuerwerb bei den Stimmen der „Indifferenten“ oder noch besser im Lager der Gegenpartei. Der nominierte Kandidat nämlich soll ein Magnet sein, der anziehen kann, ohne abzustößen.

Die beiden großen politischen Parteien in den Vereinigten Staaten gleichen zwei Spielern, die einander ängstlich bewachen und studieren und die Karten des Gegenspielers besser kennen als die eigenen. Diese Methode kann auf dem Schachbrett oder dem Schlachtfeld ganz richtig sein, aber derjenige, der sie anwendet, zeigt dadurch klar, daß er nicht weiß, was er gewinnen will, sondern nur, daß er gewinnen will.

Der obige Versuch einer Schilderung des wichtigsten Abschnittes eines Wahlkampfes um die Präsidentschaft während der Zeit vor der Nominierung hat dem Leser vielleicht einen etwas einseitigen Eindruck der vorherrschenden Bedeutung der taktischen Gesichtspunkte vermittelt. Aber gerade diesen Eindruck erhält man, wenn man während des Präsidentenwahljahres die amerikanische Presse verfolgt, und er wird durch die Zeitungskommentare über die Kandidaten, nachdem sie vom Konvent ausersehen sind, noch bestärkt. Die Kandidaten werden in erster Linie unter dem Gesichtspunkt ihrer taktischen Stärke beurteilt; erst wenn der zweite Abschnitt, der eigentliche Wahlkampf, beginnt, geht man zu einer näheren Beurteilung ihrer politischen Argumente und ihrer Stellungnahme zu den prinzipiellen Fragen über. Erwägungen in dieser Richtung haben natürlich auch bei dem Wahlkampf des Jahres 1920 nicht gefehlt, aber bevor ich mich auf eine Darlegung hierüber einlasse, muß zuerst noch eine allgemeine Bemerkung gemacht werden. Es ist verblüffend, mit welcher Einförmigkeit, mit welcher wirklich ermüdenden Gleichheit die grundsätzlichen Argumente sowohl von der Presse wie von den Rednern und dem Publikum wiederholt und wiedergekaut werden. Sie gleichen einander wie eine Münze der anderen. Sie unterscheiden sich nur durch den Grad der Abgegriffenheit und sind, auch wenn sie jede Spur der Prägung verloren



haben, noch immer gangbar. Die demokratische Maschinerie, welche die amerikanische Wahlpolitik zweifellos ausmacht, hat eine wunderbare Fähigkeit, solche Schaumünzen zur Belustigung des großen Publikums zu prägen. Die Schlagworte müssen so einfach wie möglich sein und sind dazu da, angenommen und nicht diskutiert zu werden.

Die einzelnen Punkte einer Wahlplattform heißen „planks“. Bei der Wahl des Jahres 1920, an die wir uns weiterhin als Quelle für unsere Beispiele und Erfahrungen halten, war natürlich die Frage des Völkerbundes die wichtigste. Ich erinnere mich u. a., wie einer der verbreitetsten und scheinbar auch suggestivsten Gründe für den Beitritt Amerikas und den Standpunkt Wilsons ein Argument war, das von einem der Hauptredner auf dem demokratischen Konvent angeführt wurde. Er begnügte sich damit, aufzuzählen, welche Staaten sich dem Völkerbund noch nicht angeschlossen hatten, und das waren die Türkei, Mexiko und — die Vereinigten Staaten. Jeder Amerikaner, für den „America first“ ebenso heilig ist, wie jemals „Deutschland über alles“ in Deutschland es sein konnte, muß einen Schauer darüber empfinden, wenn er sein Land in so schlechter Gesellschaft sieht.

In diesem Punkte war die Stellung wenigstens klar: die Republikaner waren ebenso entschiedene Gegner des Völkerbundes, wie die Demokraten dessen Anhänger waren. Aber angesichts der bevorstehenden Konfrontation mit den Wählern machten beide ihre Zugeständnisse. League of Nations hatte als Kampfmittel einen großen Nachteil. Diese Frage berührte die Außenpolitik, und die Amerikaner haben einen entschiedenen Widerwillen dagegen, die Außenpolitik in den Wahlkampf hineinzuziehen. Aber der Grund ist nicht im entferntesten der gleiche wie in Europa, wo man ein solches Verfahren ungeeignet finden würde, weil es nach außen hin den Eindruck der Zersplitterung erweckt. Derartige geniert den Amerikaner nicht, aber in den außenpolitischen Fragen ist die Unkenntnis in den breiteren Schichten so groß und das Interesse so gering, daß man mit einem solchen Wahlargument nur unbequem vor einem Publikum arbeiten kann, das außerdem noch zum großen Teil aus Emigranten von verschiedenen untereinander feindlichen Teilen der Welt besteht. Der Vorteil lag in diesem Punkte offenbar auf der Seite der republikanischen Partei, die den negativen Standpunkt vertrat.

Von ganz anderer Art ist dagegen die Frage des Alkoholverbotes. Die Abstinenzler verstehen sich seit alters besser mit den Repu-



blikanern als mit den Demokraten — abgesehen von Bryan und seinen Anhängern — und viele hegten daher die lebhafteste Hoffnung, daß die Demokraten „a wet plank“ in die Wahlplattform schlagen würden. Aber daraus wurde nichts: die Folge wurde vielmehr ein Kompromiß zwischen den „Trockenen“ und den „Feuchten“, die nichts versprachen, denn es ist besser, nicht zu schwören. So ging es auch in der irländischen Frage, die deshalb wichtig war, weil man mit einer für Irland günstigen Äußerung die irischen Stimmen gewinnen konnte. Aber die Rücksicht auf England spielte hier in viel höherem Grade mit, als man offen zugeben wollte.

Im allgemeinen kann man sagen, daß man die großen aktuellen Fragen einfrieren läßt, während man die kleineren und entlegeneren aufwärmt. Die Definition der Politik von dem schwedischen Humoristen Palmaer findet in Amerika ihre volle Anwendung: Es gilt, mit Gott gut Freund zu bleiben, ohne es deswegen mit dem Teufel zu verderben.

## XVI. KAPITEL

### Die Voraussetzungen und Möglichkeiten des Alkoholverbotes

Die ersten Touristeneindrücke. — Liberty Bonds statt Whisky. — Die Entstehung der Volstead Acts. — Herstellung alkoholischer Getränke in den Heimen. — Ein Klassengesetz und seine Befolgung. —

Wie ich schon in meiner Schilderung der ersten Tage in New York andeutete, waren die ersten Eindrücke von den Wirkungen des Alkoholverbotgesetzes in der Union vorwiegend günstig. Es schien, als ließe sich das Gesetz in unerwartet hohem Grade durchführen und als wirke das Fehlen alkoholartiger Getränke nicht allzu drückend auf breitere Schichten der Bevölkerung. Aber die weiteren Erfahrungen erweckten starke Zweifel: denn ich sah bald, daß die Durchführung des neuen Gesetzes doch auf sehr große Schwierigkeiten stießen. Die äußern Formen werden jedoch so peinlich gewahrt, daß man sich recht gründlich in die Verhältnisse einleben muß, um die vielen und bedeutenden Löcher zu bemerken, durch welche der Alkoholstrom trotz allem einen Weg zu der großen konsumierenden Allgemeinheit findet. Derjenige, der mehr oder weniger isoliert in einem großen Hotel wohnt und nicht mit Männern oder Frauen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zusammentrifft und die Frage diskutiert, kann sich vielleicht lange im Lande aufhalten, ohne daß ihm irgend etwas auffällt.

Was zuerst in die Augen fällt, ist eine gewisse stumme Nieder geschlagenheit, die sich vor allem in den niederen Volksschichten bemerkbar macht. Für die höheren Gesellschaftsklassen hat das Alkoholverbot bisher nur wenig Unannehmlichkeiten mit sich gebracht. In den größeren Hotels und Restaurants wurde zwar absolut kein Alkohol serviert. Aber der aufmerksame Beobachter konnte, wenn er ein Restaurant besuchte, bald die eine oder andere verdächtige Tatsache an den Tischen in seiner Nähe bemerken. Dort zirkulierten nicht wenig Silberflaschen von eigentümlichster Art, die Whisky oder ähnliche Getränke enthielten. Das Alkoholverbot hat in der Goldschmiedbranche einen neuen Zweig

entwickelt, nämlich den der Alkoholbehälter, z. B. in Gestalt von Futteralen für Operngläser und Brillen, von Zigarettenetuis etc.

Sicher ist, daß jeder, der dazu in der Lage war, sich beeilte, bevor das Verbot in Kraft trat, einzukaufen und große Vorräte aufzustapeln. Wenn man nur den Preis bezahlt, ist es auch jetzt noch leicht, durch den wohl organisierten Schleichhandel Alkohol zu beziehen. Solche Käufe können aber gefährlich sein, da die Behörden das Recht haben, auf derart erworbene Waren Beschlagnahme zu legen. Hat man jedoch seinen Vorrat an alkoholischen Getränken vor Inkrafttreten des Gesetzes eingekauft, hat man das absolute Recht, diese Getränke sowohl zu besitzen, wie auch zu konsumieren. Es ist vorgekommen, daß in einzelnen Fällen auch solche Waren beschlagnahmt wurden, aber diese mußten unter Entschuldigungen wieder zurückgegeben werden. Eine andere Sache ist, daß man nicht das Recht hat, Alkoholwaren zu transportieren, und zwar nicht einmal in seinem eigenen Automobil, aber diese Bestimmung ist natürlich völlig illusorisch. Die Kontrolle über das Einhalten des Gesetzes und die damit zusammenhängenden Pläne sind jedoch ein Kapitel, das sich anfangs der Beurteilung des Außenstehenden entzieht. Was er merkt, ist, daß das Gesetz keine besonders günstige moralische Wirkung gehabt hat. Am meisten betroffen sind die körperlichen Arbeiter der niederen Klasse, die keine Mittel hatten, sich Vorräte anzuschaffen. Man braucht nur einen Blick z. B. in ein Seemannsheim zu werfen, wie ich es im Hafen von Philadelphia getan habe, und man wird von der Trübseligkeit eines solchen an sich schon traurigen Lokales betroffen sein, wo die von Langweile geplagten Männer über einem schmutzigen Billard oder einem Dominospiel lungern, ohne die geringste Aussicht auf eine Anregung.

Man fragt sich, wie es möglich sein konnte, daß ein so absolutes Alkoholverbot auf einen Schlag und ohne Diskussion der Frage, wie ein Ersatz für die alkoholischen Getränke geschaffen werden könne, durchgeführt werden konnte. Hier ist zu betonen, daß die ganze Abstinenzbewegung in den Vereinigten Staaten einen anderen Ausgangspunkt und Charakter hat als in Europa. In Amerika gehörte es nirgends zu den täglichen Gewohnheiten, Wein oder Bier während der Mahlzeiten zu sich zu nehmen: man trank Eiswasser. Alkohol gab es nur vor dem Essen in Gestalt von Cocktails oder nach dem Essen in Form von Likören. Das Verbot ist als eine „Anti-Saloon-Bewegung“ durchgeführt worden, die sich gegen die allzu zahlreichen Ausschanklokale richtete, wo Whisky und Brandy



gewöhnlich ohne jede Art von Speisen verabreicht wurden. Diese Lokale haben für die Arbeiter sehr verderblich gewirkt, aber vor der Einführung des Alkoholverbotes wagte niemand gegen die sogenannten „Saloons“ einzugreifen, weil deren Inhaber bei den verschiedenen politischen Wahlen wichtige Faktoren waren und besonders in enger Beziehung zur Demokratischen Partei standen. Sicher hatte auch niemand gedacht, daß auch Bier und leichte Weine dem Verbot unterworfen werden sollten und daß das Verbot so lange von Bestand sein würde. Die Unzufriedenheit ist deshalb jetzt um so größer. Ich habe mit vielen gesprochen, sowohl Männern wie Frauen, die alle ohne Ausnahme ihrer persönlichen Unzufriedenheit Ausdruck gaben, wenn sie auch sonst infolge der vermuteten Allgemeinnützigkeit gewisse Sympathien für das Verbot haben konnten. Was in der Union in gewissem Grade die Unannehmlichkeiten des Alkoholverbotes verringert, ist der reichliche Vorrat an Früchten und Süßigkeiten aller Art. Diese Erfahrung läßt vermuten, daß ohne eine vollständige und sehr teure Umgestaltung aller jetzigen Diätverhältnisse ein Alkoholverbot in Europa gänzlich undenkbar wäre.

Ich hörte mehrmals eine recht merkwürdige Motivierung des Alkoholverbotes, die auf den Beschluß, das Gesetz bis auf weiteres bestehen zu lassen, eingewirkt haben dürfte. Das amerikanische Volk tut niemals etwas nur halb und verfällt gerne von einem Extrem ins andere. Als der Krieg ausbrach, galt es, den Verbrauch von Luxusartikeln aufs äußerste einzuschränken: unter den Einschränkungen, die sich das amerikanische Volk freiwillig auferlegte, war auch der Verzicht auf Alkohol. Nun ist der Krieg beendet, aber seine Folgen begannen sich zu zeigen; die Geldknappheit ist akut geworden, und von den Sachverständigen wird mehr denn je auf Sparsamkeit gedrungen: und keinen Alkohol zu verbrauchen, heißt, so meint man, sparen. Das Alkoholverbot ist daher von gewissen Bank- und Industriekreisen unterstützt worden. Dort soll ausgerechnet worden sein, daß ein Arbeiter an jedem Tag, an dem er keinen Alkohol kauft, etwas Geld erspart, das es ihm ermöglicht, andere Waren zu kaufen, was für die Industrie vermehrte Beschäftigung bedeutet. Eine ähnliche Erwägung macht sich bezüglich der Farmer geltend; deren Frauen kaufen jetzt, so heißt es, statt des Alkohols, den früher der Mann konsumierte, Kleider, Pelze, Schuhe, Bänder u. a., was sie sich vorher versagen mußten. Mir scheinen solche Hypothesen darüber, was die Arbeiter infolge des Alkoholverbotes kaufen oder nicht kaufen, ganz unzuverlässig und will-

kürlich zu sein. Es wird auch behauptet, daß die Verringerung des Alkoholverbrauches ein großes Sparkapital freimache, das bei den Banken angelegt oder anderen Zwecken zugeführt würde. Die Arbeiter waren während des Krieges halb durch Zwang dazu gebracht worden, Teile ihres Verdienstes in Liberty Bonds anzulegen, und man hoffte nun, daß diese Gewohnheit auch nach dem Kriege weiterbestehen würde und die Arbeiter, statt Brandy zu trinken, Obligationen kaufen werden, die ihnen die Banken anschaffen könnten.

Diese und ähnliche Gesichtspunkte äußerten die führenden Finanzmänner und Industriellen in den östlichen Staaten. Als ich die Fabriken von Ford in Detroit besuchte, fragte ich einen ihrer leitenden Männer nach seiner Meinung über das Alkoholverbot. Wenn irgendwo, hätte man hier eine sympathische Beurteilung erwarten können, da Mr. Ford selbst seinerzeit einer der eifrigsten Vorkämpfer für das Alkoholverbot in Detroit war. Aber die Antwort fiel anders aus, als ich erwartete: mein Gewährsmann erklärte, daß das Alkoholverbot bei den Arbeitern durchaus nicht populär sei. „Wir sind bei der Gesetzgebung,“ äußerte er, „zu weit gegangen: sie mag für Brandy und Whisky gerecht sein; aber wir haben z. B. eine Menge italienischer Arbeiter, die gewohnt sind, Wein zu trinken. Da sie das jetzt nicht tun können, drohen sie, heimzukehren.“

Ich sprach über diese Frage auch mit vielen anderen Persönlichkeiten, deren einige der Ansicht waren, daß, sobald die Republikaner zur Macht gelangt sein würden, der Verkauf von Bier und Wein wieder zugelassen werden würde. Sie waren jedoch alle der Überzeugung, daß es mit dem alten „Saloon“-System zu Ende sei.

Angesichts der verschiedenen Meinungen ist es schwierig, sich eine eigene Auffassung zu bilden; ich will mich im folgenden darauf beschränken, Tatsachen über den Inhalt des Gesetzes und die Möglichkeit, dessen Befolgung zu erzwingen, anzuführen. Die bisher in Erscheinung getretenen Tatsachen weisen allerdings so klar in eine für das Verbot ungünstige Richtung, daß sich früher oder später eine Revision der jetzt gültigen strengen Bestimmungen als unumgänglich herausstellen wird.

Das Alkoholverbot kam in den Vereinigten Staaten als eine Krisenmaßnahme zustande, die in erster Linie den Zweck hatte, das für die Brennerei nötige Korn zu sparen. Es wurde in The War Time Prohibition vom 21. November 1918 erlassen, also erst einige Tage nach dem Waffenstillstand. Durch dieses Gesetz wurde der Verkauf und die Herstellung von „intoxicating liquors“ verboten.



Dann wurde gegen das Veto des Präsidenten Wilson dieses zufällige Gesetz definitiv als ein Teil der amerikanischen Konstitution durch den Kongreßbeschluß und die Ausfertigung des sogenannten XVIII. Amendements vom 16. Januar 1920 festgelegt. Aber schon das gelegentliche Kriegsgesetz hatte Lücken. Es war nichts darüber gesagt, was unter einem „berauschenden“ Getränke verstanden sei, und die Bezeichnung wurde auch verschieden ausgelegt. Einige Staaten meinten, ein Alkoholgehalt von 4% sei die Grenze, während andere 2,75% festsetzten. Diesen Zweifel versuchte man durch den „Prohibition's Enforcement Act“ oder, wie er gewöhnlich nach seinem Verfasser genannt wird, den „Volstead Act“ zu beheben, der bestimmte, daß der zulässige Alkoholgehalt nur 1/2% betragen dürfe. Dieses Gesetz wurde am 28. Oktober 1919 ausfertigt.

Aber Gesetze zu geben, ist eine andere Sache, als ihre Befolgung durchzusetzen. Das endgültige Gesetz kam durch eine Überrumpelung zustande, und zwar wohl nicht zum mindesten aus Oppositionslust gegen den Präsidenten Wilson oder aus anderen politischen Gründen, ohne daß die Wähler befragt wurden. Es war daher vorauszusehen, daß es mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen werden würde. Die größte Arbeiterorganisation in den Vereinigten Staaten, „American Federation of Labor“, sprach sich schon auf ihrem Kongreß vom 9. bis 23. Juni 1919 gegen die strenge Durchführung, die einen maximalen Alkoholgehalt von 2,75% festsetzte, aus, und ihr Führer Mr. Samuel Gompers wurde u. a. deshalb als Präsident der Vereinigung wiedergewählt, weil er Anhänger einer Freigabe des Handels mit Bier und leichteren Weinen war.

Besonders Kalifornien wurde von dem Alkoholverbote schwer betroffen. Dort hatte sich nämlich im Laufe der Jahre eine große und lohnende Weinindustrie in die Höhe gearbeitet. Im Jahre 1918 wurde Wein in einem Wert von 30 Millionen Dollar gekeltert und zum großen Teil ausgeführt. Noch während der ersten sechs Monate des Jahres 1919 wurde über San Francisco kalifornischer Wein im Werte von über 2 Millionen Dollar exportiert. Seither hat das Verbot seinen lähmenden Druck auf den Weinbau ausgeübt, aber wahrscheinlich wird noch immer nicht wenig Wein heimlich gebaut und gekeltert.

Man erzählte mir, es sei überall üblich, daß in den Heimen Schnaps gebrannt und Bier gebraut werde. In Washington wie auch an vielen anderen Orten gebe es kaum eine Küche, die nicht ihren eigenen kleinen Destillationsapparat zur Herstellung von Whisky oder anderen alkoholischen Getränken habe. Der auf diese Weise



in den Heimen verfertigte Whisky hat in der Bevölkerung den scherzhaften Namen „moonshine whisky“.

In Chicago sprach sich auf einem offiziellen Bankett, das ich mitmachte, eine Persönlichkeit in so bedeutender Stellung wie Mr. Edward F. Dunne, früherer Gouverneur in Illinois, kräftig gegen das Alkoholverbot aus. Er war vor kurzer Zeit von einer Reise nach Europa zurückgekehrt, wo er Frankreich und England besucht hatte. Dort gab es kein Alkoholverbot, aber weder in London noch in Paris hatte er einen betrunkenen Menschen gesehen; nach der Rückkehr war er jedoch schon am ersten Tage in New York mehr betrunkenen Menschen begegnet als während seines ganzen Aufenthaltes in Europa, was ihm ein Beweis dafür schien, welch geringen Wert das amerikanische Alkoholverbot in der Tat besitze.

Man hatte erwartet, daß die Frage des Alkoholverbotes im Sommer sowohl auf dem republikanischen wie auf dem demokratischen Konvent bei der Nominierung der Präsidentschaftskandidaten der beiden Parteien zur Sprache kommen würde, und daß in die Parteiprogramme Paragraphen über die Stellungnahme zum Alkoholverbot aufgenommen würden. Das geschah jedoch nicht. Als Grund hierfür wurde angegeben, daß keine der Parteien das Verbot unverkürzt zu empfehlen wagte, um es nicht mit den Wählern zu verderben. Im republikanischen Konvent wurden Vorschläge zu einer Revision und zur Freigabe des Handels mit Bier und leichten Weinen eingebracht, aber beide Anträge wurden im Komitee verworfen und dem Konvent nicht zur Abstimmung vorgelegt. In gleicher Weise ging es auf dem demokratischen Konvent. Ein Versuch, eine Erklärung zugunsten einer wesentlichen Verstärkung des Gesetzes durchzubringen, der auf dem demokratischen Konvent von dem Abstinenzfanatiker, dem früheren Außenminister William Jennings Bryan, gemacht wurde, wurde jedoch mit großer Majorität abgewiesen. Wie unsicher der weitere Bestand des Verbotes mit seinen jetzigen strengen Bestimmungen ist, geht übrigens aus mehreren Äußerungen von seiten starker Verbotsfreunde hervor. So schrieb z. B. vor einiger Zeit ein bekannter Abstinenzagitator, Redakteur Waldemar Ager in seiner Zeitung „Reform“, die in Wisconsin erscheint:

„Es ist mit dem Gesetz etwas bedenklich. Es hat seinen Namen von dem Kongreßmitglied Volstead erhalten, der wohl niemals selbst in einer Abstinenzvereinigung Mitglied war oder ein Abstinenzgelübde abgelegt hat. Er erhielt den Auftrag, das Gesetz zu schreiben, weil er der Vorsitzende in dem Gesetzkomitee war. Der Präsident, der

die Unterschrift vollzog, war auch kein Abstinenzler, ebensowenig die meisten Mitglieder der Regierung. Von den Kongreßmitgliedern, die für das Gesetz stimmten, bestand nur eine verschwindende Mehrheit aus grundsätzlichen Atstinenzlern. Im Senat war es ebenso. In vielen Staaten stimmten die gesetzgebenden Versammlungen für Ratifizierung, obwohl die Mehrheit der Einwohner dagegen war. So verhielt es sich jedenfalls in unserem eigenen Staate Wisconsin. Bei einer Volksabstimmung wäre das Gesetz nicht durchgegangen, das wissen wir alle. Es ist unangenehm, das zu sagen, aber es ist wahr und daher notwendig, um so wachsamer zu sein.“

In Kalifornien hörte ich mehrere sehr gesunde und zuverlässige Äußerungen zu dieser Angelegenheit. Dort gab es keine Sympathien für die Aufrechterhaltung des Verbotes mit Rücksicht auf irgendwelche Sparsamkeitsgrundsätze oder hochfinanzielle Erwägungen wie manchmal in den östlichen Staaten. Ein hervorragender Finanzmann in San Francisco betonte, daß das Verbot nur deshalb habe eingeführt werden können, weil die „Anti-Saloon-League“ so stark organisiert gewesen sei. Die Gegner seien jedoch nun gleichfalls in Organisation begriffen, freilich vorläufig noch in größter Stille, da man es nicht für möglich halte, vor der Wahl etwas zu tun. „Der allgemeine Eindruck ist,“ meinte er, „daß das Verbot drei bis vier Jahre lang bestehen muß, bevor der Widerstand Erfolg haben kann.“

Eine gute Zusammenfassung der allgemeinen Meinung in Kalifornien wie überhaupt der ganzen Frage fand ich in einem Artikel der in San Francisco erscheinenden führenden Wochenzeitung „The Argonaut“ vom 12. Juni 1920. Der Artikel, der geschrieben wurde, als das höchste Gericht der Vereinigten Staaten, The Supreme Court, erklärte, sowohl die Bestimmungen des XVIII. Amendements wie des Volstead Act seien als Kongreßbeschlüsse mit dem Geiste der amerikanischen Konstitution übereinstimmend, hatte folgenden Wortlaut:

„Das höchste Gericht der Union hat das XVIII. Amendement und das Volstead-Gesetz für verfassungsgemäß erklärt. Die Bestimmungen über die gemeinsame Verantwortung der Behörden der Union für die Anwendung des Gesetzes bedeuten, daß der Kongreß das Gesetz auslegen kann, wie es ihm behagt, und daß die Unionsstaaten gezwungen sind, dem beizutreten und seine Auslegung anzunehmen. Rhode Islands Forderung, in Übereinstimmung mit dem Vorbehalt in den ursprünglichen Unionsvereinbarungen voll und allein das Bestimmungsrecht bezüglich seiner Polizeimacht und deren Befugnisse zu besitzen, wird somit durchkreuzt.



Das Verbot, wie es jetzt besteht, ist ein Unionsgesetz, dem man sich nicht auf andere Weise entziehen kann als auf dem gewöhnlichen Wege durch einen Appell an das ganze Land. Das bedeutet mit anderen Worten, daß es praktisch genommen überhaupt keinen Ausweg gibt, außer wenn sich der Kongreß davon überzeugen kann, daß er den Alkoholprozentsatz hinaufsetzen muß; in diesem Fall wird der Kongreß sicher von seinen gewöhnlichen erhabenen Motiven geleitet, welche in einer sorgfältigen Erwägung der Stellungnahme der Wähler bestehen.

Durch eine Kritik des Beschlusses des höchsten Gerichtes wird nichts gewonnen, und es bleibt nichts anderes übrig, als sich zu unterwerfen. Nichtsdestoweniger glaubt der „Argonaut“ keinen Grund dafür zu haben, die Unglücksprophezeiungen zu modifizieren, die er schon ausgesprochen hat und die durch den Beschluß des höchsten Rates noch größere Tragweite bekommen haben. Das Verbot bedeutet nicht nur eine Einschränkung der persönlichen Freiheit, sondern es vernichtet auch die geistigen Freiheitsideale, auf denen alle freien Institutionen letzten Endes beruhen. Bei derartigen Gesetzen gewöhnen wir uns an Tyrannei und lernen einer solchen gegenüber zu resignieren. Wir haben den Grundsatz anerkannt, daß jeder Mitbürger gezwungen werden kann, zu tun oder zu unterlassen, was eine Majorität für heilsam oder für schädlich hält. Ein Zwangsbesuch der Kirche ist viel eher zu verteidigen als eine erzwungene Enthaltbarkeit vom Genuß des Weines.

In gegenwärtiger Stunde befindet sich die ganze Zivilisation in einem Zustand beginnender Revolution, Amerika ist in dieser düsteren Prozeßion sicher kein Nachzügler. Der Klassenkampf verbreitet sich wie ein Krankheitsbazillus über die ganze Welt: er bedeutet den uralten Krieg zwischen den Besitzenden und denen, die nichts haben. In diesem kritischen Augenblick, der so voll von Unruhe und Unzufriedenheit ist, haben wir ein Klassengesetz angenommen, ein Gesetz, das eine scharfe Grenze zwischen Reichen und Armen zieht, das hier die Privilegien bestehen läßt, dort aber die Entsagung erzwingt. Denn das Verbot hat für den Reichen keine Bedeutung, keinen praktischen Einfluß auf seine Gewohnheiten. Er kann sich durch sein Geld von dem Gesetze loskaufen, er braucht nicht einmal zu wissen, daß es existiert. Den Armen aber bedrückt das Gesetz unbarmherzig und ohne Unterschied. Er muß in einer peinigenen Weise sein Leben und seine Gewohnheiten ganz verändern, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil ihm das Geld fehlt, sich loszukaufen. Die Wirkung einer solchen



nackten und unverfrorenen Klassengesetzgebung auf die Volksmassen, in denen schon die Unzufriedenheit über das Klassenunrecht kocht, kann leichter gedacht als beschrieben werden. Aus diesen Gründen ist das Verbot unheilvoll: denn es bedeutet Brandstiftung.“

Der von dem „Argonaut“ hervorgehobene Gesichtspunkt, daß die einzelnen Staaten verpflichtet sind, die Durchführung des Beschlusses der Unionsbehörden über den Verkauf von alkoholischen Getränken zu überwachen, ist zweifellos richtig, aber nicht im entferntesten haben alle die einzelnen Staaten ihre Stellung so aufgefaßt. Vielerorts ist die Durchführung sehr mangelhaft, die Behörden sehen bei dem, was geschieht, durch die Finger. So ist es z. B. in Chicago. Der Mann, der dort dafür verantwortlich ist, daß die Stadt „trocken“ bleibt, Major Dalrymple, hat in einem Interview in der „Chicago Tribune“ vom 22. Juni 1920 erklärt, daß heute in Chicago mehr verkauft und getrunken werde als vor der Einführung des Verbotes. Das gleiche sei ausnahmslos in allen großen Städten der Fall.

„Wir sind,“ fuhr er fort, „machtlos, denn die Polizei will uns nicht helfen. Im Staate Maryland ist sogar ein Urteil gefällt worden, daß das Verbot eine Sache der Unionsbehörden sei; infolgedessen brauchen die Polizeiamter der einzelnen Staaten nicht zu helfen, wenn sie nicht wollen. Hier in Chicago müssen wir ebenso wie an vielen anderen Orten uns selbst helfen.“

In einem anderen Zusammenhang teilte Mr. Dalrymple mit, daß es in Chicago 4000 „Saloons“ gebe, wo gegenwärtig ganz offen Bier und Whisky verkauft werde.

Beinahe noch kennzeichnender ist eine öffentliche Erklärung, die der Polizeichef von Chicago abgab, nämlich, daß es nichts nütze, die zu verhaften, die gegen das Verbot verstoßen. „Es ist unmöglich,“ erklärte er, „in Chicago ein Gericht zu finden, das die, welche dieses Gesetz übertreten, verurteilt. Vom 1. Juli 1919 bis zum 16. Januar 1920 wurden 600 Personen verhaftet, weil sie Bier und Branntwein verkauft hatten. Von diesen wurden nur fünf für schuldig erklärt, und zwar nur darum, weil sie selbst ihre Schuld zugegeben hatten.“

Das hier Angeführte dürfte genügen. Der Alkohol, der verkauft wird, stammt teils aus alten Lagern, teils ist er heimlich hergestellt und dann nicht selten von sehr gesundheitschädlicher Beschaffenheit, oder er ist durch Schmuggel ins Land gekommen. Die folgende Episode mag für den Umfang des Schmuggels als Beispiel dienen: Einige Monate, bevor ich Kalifornien besuchte, entdeckten die dortigen Behörden, daß das Land von Whisky überschwemmt

sei, der in bisher ungeahnten Mengen zu ziemlich mäßigen Preisen verkauft wurde. Man forschte nach, woher er käme; die Polizei konnte lange nichts entdecken, schließlich stellte es sich heraus, daß der Whisky unter der Bezeichnung Öl in Tankwagen von Mexiko eingeführt wurde. Eines Tages gelangte nämlich einer dieser Tankwagen durch falsche Weichenstellung nach einer Station der kalifornischen Ölgesellschaft. Der ganze Wagen war voll von Whisky: so entdeckte man, daß diese Einfuhr unter solcher Verkleidung längere Zeit in großem Umfang betrieben worden war.

Schließlich mag noch erwähnt werden, daß nicht wenige alkoholhaltige Getränke — besonders Whisky — auf Grund der „Dry Act Licenses“ für medizinische Zwecke verkauft werden. Es wurden an 238 Fabriken Lizenzen verteilt, auf Grund deren alkoholhaltige Getränke produziert werden dürfen, davon entfielen 64, also ein Viertel auf Kalifornien. Ungefähr 16 000 Ärzte haben die Erlaubnis, Rezepte für Alkoholpräparate auszustellen. Die staatlichen Behörden haben für diesen Zweck große Lager aufgestapelt, denen man diese alkoholhaltigen Getränke entnehmen kann. Das Publikum bedient sich deren in einer solchen Ausdehnung, daß ungefähr neun Millionen Gallonen Whisky jährlich verbraucht werden, wodurch der gegenwärtig in öffentlichen Lagern aufgestapelte Whisky in weniger als fünf Jahren aufgebraucht sein würde. Deswegen müßte aber nach Ablauf dieser Zeit kein Mangel entstehen, da zwei große, alte Whiskyfabriken — die eine Large Distillerie in der Nähe von Pittsburg, die andere Barrett Distilling Company in Scranton — noch immer mit voller Kapazität arbeiten. Sie dürfen nicht verkaufen, aber sie produzieren auf Lager in der Hoffnung, daß dieser ihr Vorrat, sobald die jetzigen öffentlichen Lager geleert sind, sich gut bezahlt machen wird.

## XVII. KAPITEL

### Stadtplankunst und Wohnungsfragen

Wohnungsviertel und Geschäftsviertel. — Gartenstädte und Privathäuser. — Mängel in den Bauverordnungen der Städte. — Eigenartige Schwankungen des Bodenwertes. — Die Hotelfrage. —

Wenn man in eine Stadt in den Vereinigten Staaten kommt, mag sie nun groß oder klein, alt oder neu sein, so fällt einem bald auf, daß die Amerikaner einen scharfen Unterschied zwischen dem Teil der Stadt, wo man arbeitet, „The Commercial Part“ (nach dem Beispiel von New York auch oft, selbst wenn er mitten in der Stadt liegt, „downtown“ genannt), und dem Teil, in dem man wohnt, „The Residential Part“ machen. Dieser letztere Teil der Stadt besteht in der Regel aus großen, das kaufmännische Zentrum umgebenden Villenstädten mit ausgedehnten Parks oder mit Straßen, die von Baumalleen beschattet sind. Dieser Residential Part umfaßt auch die Arbeiterviertel, insoweit die Arbeiter eigene Häuser besitzen. Nicht selten liegen Sektionen von Arbeiterwohnstätten mit kleinen Häusern so, daß sie von einem Viertel zum anderen mit den Wohnungen der Reicheren abwechseln.

Diese scharfe Abgrenzung der verschiedenen Stadtteile ist natürlich in den jüngeren Städten, die alle in einer beinahe ärgerlichen Gleichförmigkeit erbaut sind, besonders auffällig. Man legt quer durch die Stadt eine sogenannte Main Street an und läßt diese dann rechtwinkelig von Straßen schneiden, die von eins nach oben numeriert werden. In dem Maße, wie die Stadt wächst, werden parallel der Hauptstraße neue Straßen gezogen; die Stadt wird dadurch überaus übersichtlich. Die großen Geschäftslokale und Läden liegen längs der Hauptstraße. Wohin immer man aber nach den verschiedenen Seiten geht, man kommt schließlich zum Residential Part, der gleichsam einen Gürtel um die Stadt bildet. Diese genaue Einteilung ist natürlich in den älteren Städten nicht so streng durchgeführt; es gibt z. B. in New York und Chicago eine große Zahl von Wohnungen auch innerhalb des Geschäftsviertels. Aber die



neueren Städte, wie Detroit, Seattle, Los Angeles und Denver haben das System meist konsequent durchgeführt.

Es zeigt sich übrigens eine Tendenz, Fabriken und ähnliche Anlagen außerhalb der Städte auf dem Lande zu errichten und in der Nähe dieser Fabriken Gartenstädte mit Wohnungen für die Beamten und Arbeiter der Fabriken zu erbauen. Im Grunde ist diese Tendenz die gleiche, die auf verschiedenen Gebieten in Anwendung kommt, und die von den Amerikanern als residential und industrial decentralisation bezeichnet wird. \*) Würde dieses System vollständig durchgeführt, dann bestände die eigentliche Stadt schließlich nur aus Kontorgebäuden, Läden und Vergnügungslokalen, und die Folge wäre, daß die zentralen Teile der Städte, abgesehen von den Vergnügungsvierteln, des Abends nach der Geschäftszeit so gut wie leer wären. Es gibt übrigens viele amerikanische Städte, die diesem Ideal sehr nahegekommen sind.

Kein Amerikaner wohnt, ohne dazu gezwungen zu sein, im Geschäftsviertel. Das wird dadurch ermöglicht, daß es in den Vereinigten Staaten bedeutend leichter ist, sich ein eigenes Haus zu schaffen, als in den meisten anderen Ländern. Hier wurde stets, auch während der jetzigen Teuerung auf dem Baumarkt, besonders in den westlichen Staaten, sehr viel gebaut. Ich hatte Gelegenheit, einige offizielle statistische Berichte über die Bautätigkeit in verschiedenen Staaten für die erste Hälfte des Jahres 1920 zu sehen. Im Distrikt östlich des Missouri und nördlich von Ohio waren während der ersten Hälfte des Jahres 1920 Kontrakte für Neubauten zu einem Betrag von 1 542 585 000 Dollar abgeschlossen worden, was einem Betrag von 983 520 000 Dollar während der ersten sechs Monate des Jahres 1919 gegenüberstand. In New York und dem nördlichen New Jersey waren die entsprechenden Zahlen 365 344 000 und 194 584 000 Dollar. Die Angaben deuten auf eine ungeheure Vermehrung der Bautätigkeit hin, wobei man freilich die verringerte Kaufkraft des Dollars in Betracht ziehen muß. Der Bau von Wohnhäusern war jedoch im Vergleich zu dem von öffentlichen Gebäuden etwas gesunken, indem während der ersten Hälfte des Jahres 1920 in großen Teilen des Landes nur etwa 26% der neuerrichteten Häuser zu Wohnzwecken bestimmt waren, während der entsprechende Prozentsatz im vorhergehenden Jahre 33 betrug.

Wer sich in den Vereinigten Staaten ein eigenes Haus bauen will, kann das ohne Schwierigkeit tun, auch wenn er nur unbedeutendes

---

\*) S. John Nolen, City Planning, New York and London, D. Appelton and Company 1917.

eigenes Kapital besitzt. Ein Arbeiter kann sich z. B. ein eigenes Haus mit sechs Zimmern und Badezimmer, das Grundstück, die Anpflanzungen und Wiesen mit eingerechnet, für einen Gesamtbetrag von ungefähr 3000 Dollar bauen. Gedruckte Offerten für solche Häuser aus dem Jahre 1918 liegen mir von einer der größten Villenstädte-Gesellschaften, The Williamsport Improvement Co., Williamsport, Pennsylvania, vor. Die Käufer brauchen nur 10% der Kaufsumme oder 300 Dollar und nachher zehn Jahre hindurch 30 Dollar monatlich für Zinsen und Amortisation zu zahlen: nach dieser Zeit ist das Haus schuldenfrei und ausschließliches Eigentum des Käufers.

Dies ist nur ein Beispiel, auf gut Glück aus der großen Menge herausgegriffen. In beinahe allen großen amerikanischen Städten oder Fabrikkommunen gibt es große Villenstädte-Gesellschaften, die sich anbieten, Einfamilienhäuser unter gleichen Bedingungen zu bauen. Es ist dabei gleichgültig, ob ich ein großes oder ein kleines Haus haben will. Die Bedingungen sind für alle Gesellschaftsklassen und für die verschiedenen Größen der Häuser analog. Ich bezahle im Verhältnis zu meinen Ansprüchen für größeren Raum und Komfort einen höheren Preis, aber die Prinzipien sind die gleichen.

Mehrere architektonisch sehr schöne Villenstädte, die in erster Linie für die Mittelklasse bestimmt sind, wurden in der Nähe von New York angelegt, darunter Forest Hill Gardens auf Long Island. Hier gibt es Häuser von sehr verschiedener Größe zu kaufen. Aber auch hier bezahlt man nur 10 — 20% des Gesamtwertes von Grundstück und Gebäude, contant beim Einzug, und verzinst und amortisiert hernach die Kaufsumme, die in dieser Villenstadt wenigstens 10 000 Dollar beträgt, indem man der Gesellschaft monatlich den hundertzwanzigsten Teil der Kaufsumme nebst Zinsen bezahlt, bis das Ganze abgetragen ist. Es gibt in den Vereinigten Staaten immer Kapital für den Bau von Einfamilienhäusern, eine solche Bautätigkeit muß also auch lohnend sein.

Die Ergebnisse, welche die Amerikaner mit dem Bau von Einfamilienhäusern erzielt haben, bilden ein nachahmenswertes Beispiel für die ganze Welt. Außer den Vierteln von Arbeiterwohnstätten, denen man im Residential Part der großen Städte begegnet, gibt es auch ausschließlich für Arbeiter bestimmte Gartenstädte fast überall in der Nähe der großen Fabrikkommunen. Viele von ihnen sind Musteranlagen und oft in unglaublich kurzer Zeit entstanden.

Eine der bewundernswürdigsten Anlagen in diesem Stile sah ich in New Jersey in der Nähe von Camden am Delawarefluß, nämlich Yorkshipp Village. Diese Villenstadt wurde während des Krieges



von den Arbeitern bei Hog Island Shipbuilding Yard auf Initiative der Emergency Fleet Corporation, aber unter der Verwaltung der International American Corporation erbaut. Die Gegend war früher wüstes Land: die ganze Stadt ist in weniger als einem Jahre mit all ihren Wiesen, Parks, Gartenanlagen und Sportplätzen errichtet worden. Das einbezogene Gebiet umfaßt 2400 Grundstücke, die erste Anlage bestand aus 907 Häusern, die u. a. eine Bibliothek, Läden, Theater usw. umfaßten. Das Ganze ist außergewöhnlich hübsch anzusehen.

Ich benützte die Gelegenheit, in einige der Häuser einen Blick zu tun. Die Miete betrug für ein Haus mit 4 Zimmern, was das Normale zu sein schien, 28 Dollars monatlich, für ein Haus von 6 Zimmern 36 Dollars. Die Zimmer waren klein, aber mit allen Bequemlichkeiten, wie Zentralheizung, warmes und kaltes Wasser, Badezimmer, Waschanlagen usw., versehen. Sie waren nicht eben gemütlich, aber das lag wohl an den Bewohnern. Vollendet ist in Amerika immer, was ich die technischen Bequemlichkeiten nennen möchte; was aber oft fehlt, ist jene wahre Intimität, die man in Europa gerne für das Charakteristikum eines Heimes ansieht.

Die amerikanischen Städteanlagen sind aber nicht in jeder Hinsicht nachahmenswert, denn bei der Planlegung der großen modernen amerikanischen Städte sind eine Menge von Irrtümern begangen worden. Vor allem sind Unannehmlichkeiten dadurch entstanden, daß es in den meisten Städten an Bauverordnungen fehlt, die sowohl dem Hausbesitzer wie dem Mieter genügend Schutz verleihen. Die allzu große Freiheit ist insofern mißbraucht worden, als eine rücksichtslose Ausnützung des Bodens oftmals den Besitz der Nachbarn verletzte und dadurch dessen Wert verringerte. Das geschah z. B. in New York, wo nicht wenige Wolkenkratzer erbaut werden durften, die eine absolute Verletzung des Rechtes der Nachbarn mit sich brachten. Man ging von der Voraussetzung aus, daß jedes Grundstück, das an irgendeiner Straße liegt, auf die intensivste Weise, die die moderne Technik erlaubt, ausgenutzt werden kann. Das aber hat sich als ein arger Fehlgriff erwiesen. Der erste Wolkenkratzer, der in einer Straße erbaut wird, verzinst sich gewöhnlich vorteilhaft. Das beruht zum großen Teil darauf, daß er den Nachbarn Licht und Luft stehlen darf. Wenn diese dem Beispiel folgen und auch Wolkenkratzer bauen, zeigen sich die Nachteile des Systems. Ein Wolkenkratzer nach dem andern wird errichtet, bis die ganze Straße in eine Dämmerung versenkt ist, in die niemals mehr ein Sonnenstrahl hineindringen kann.



Ein Haus zerstört das andere. Niemand will mehr diese dunklen Zimmer mieten, und die Gebäude sinken im Wert. Oft sind die Räume gar nicht mehr zu vermieten, da sie als Geschäftslokale nicht mehr verwendet werden können, höchstens vielleicht noch als Magazine. Jetzt ist in New York eine Bauordnung eingeführt worden, die solche Mißstände beseitigen will; aber die allzu große Freiheit hat schon unverbesserlichen Schaden angerichtet. So gibt es z. B. in dem zentralsten Teil von New York, u. a. in den Querstraßen der Fifth Avenue zwischen der 14. und 23. Straße ganze Viertel, wo die Häuser während des letzten Jahres ganz wesentlichen Wertverschlechterungen unterworfen waren, weil man dort allzu hohe Gebäude sowohl im Verhältnis zur Straße wie im Hinblick auf das Recht des Nachbarn errichtet hat.

Auch eine andere Erscheinung hat in den amerikanischen Großstädten starke Preisschwankungen und Verschlechterungen der Häuserwerte, besonders in den Wohnvierteln, mit sich gebracht: das plötzliche Eindringen von Detailhändlern und anderen weniger wünschenswerten Elementen. Ein vielbesprochener derartiger Fall ereignete sich in Minneapolis, wo die Stadt mit einigen jüdischen Detailhändlern einen Prozeß führte, die an einer Straße, die für Wohnhäuser reserviert war, Läden eröffneten. Die Detailhändler gewannen den Prozeß und die Folge war, daß die Straße von ihren Bewohnern, die sich dem zunehmenden Straßenlärm entziehen wollten, entvölkert wurde. In gleicher Weise konnte ich an mehreren Orten wahrnehmen, daß ein großes Stadtgebiet, das lange Zeit hindurch ein Wohnviertel für die vermögenden Gesellschaftsklassen gewesen war, plötzlich im Wert sank. Seine Bewohner waren fortgezogen, und die früher so eleganten Häuser waren beinahe ausschließlich von niederen Volkselementen bewohnt. Dieser Umstand beruht letzten Endes auf einem falschen Stadtbauplan. \*) Die Amerikaner sind daran gewöhnt, freigebig zu rechnen, aber sie haben doch nicht freigebig genug kalkuliert, um der kolossalen Entwicklung, die vielerorts eingesetzt hat, Rechnung zu tragen.

Mr. Walther D. Moody, Managing Director der Chicago Plan Commission, bemerkt, daß die Geschäftswelt in Chicago manchmal in schändlicher Weise in die feineren Wohnviertel eingedrungen ist. Das ist so weit gegangen, daß Grundstücke dort zu einem so hohen Preis wie tausend Dollar für den Fassadfuß sieben englische Meilen von der Ecke der State und Madison Street, dem Herzen Chicagos, für Geschäftszwecke verkauft wurden. Einige we-

---

\*) S. Walter D. Moody, „What of the City“, Chicago 1919.

nige Schritte von diesem zentralen Knotenpunkt entfernt wurde im Jahre 1904 ein Grundstück zu einem Preis von 25 000 Dollar für den Fassadfuß an ein Riesenmagazin verkauft, aber eine Meile westlich von diesem Punkt oder ungefähr mitten zwischen den beiden teuersten Stadtteilen konnte man nur schwer ein Grundstück zu einem Preis von nur 300 Dollar für den Fassadfuß veräußern. Ganze Stadtviertel, die erst vor wenigen Jahren mit palastähnlichen Häusern bebaut worden waren, sind Sammelplätze für Handel und Industrie geworden.

Sieht man sich in Chicago näher um, so findet man, daß beinahe alle Stadtteile südlich der Madison Street eine bedeutende Wertverschlechterung durchgemacht haben. Große Gebiete, die ausschließlich mit Einfamilienhäusern bebaut waren, sind verschwendet worden. Die Entwicklung war der in Minneapolis analog. Zuerst haben jüdische Detaillisten kleine Läden und nachher größere Geschäfte eröffnet. Dadurch hat sich der Straßenverkehr gesteigert. Das ruhige Leben war verschwunden, und die Einwohner haben ihre Häuser zu Ramschpreisen verkauft, um sie loszuwerden. Anfangs zogen ärmere Elemente der Bevölkerung in diese Häuser ein, dann aber in immer größerem Umfang Neger, die man jetzt in den alten Millionärpalästen in den Fenstern sich räkeln sehen kann. Gerade am Übergange zu diesen traurigen Gegenden stehen noch einige palastähnliche Wohnhäuser der Geldaristokratie, die prächtigen Heime von Pullman und Field, aber sie sind öde und von ihren Besitzern verlassen. Sie sollen in kurzem niedergerissen oder für andere Zwecke umgebaut werden. Das Gebiet für größere Einfamilienhäuser ist in Chicago statt dessen nach dem Norden der Stadt verlegt worden, wo sich in den Parken längs des Michigan-Sees bis hinauf zum Highland Park und Lake Forest Einfamilienhäuser und Millionärpaläste ausdehnen.

Ein noch schlagenderes Beispiel für eine solche Entwicklung bildet St. Louis, wo eine der Straßen der Stadt, die noch vor ein paar Jahren zu den elegantesten gehörte, Lucas-Avenue, die beinahe ausschließlich von kostbaren Einfamilienhäusern eingerahmt war, jetzt nur von Negerfamilien bewohnt wird.

Das Angeführte zeigt, wie in Amerika ein hoher Bodenwert leichter als irgendwo in Europa einer gewaltigen Baisse unterworfen sein kann. Ähnliche Vorgänge können natürlich auch von Europa angeführt werden. Aber eine solche Entwicklung vollzieht sich in Europa jedenfalls langsam, sie dauert auch in den größeren Städten

gegen hundert Jahre, während in Amerika eine ähnliche Veränderung in weniger als einem Jahrzehnt vor sich gehen kann.

In diesem Zusammenhang will ich eine Frage behandeln, die besonders den reisenden Ausländer interessiert, die Hotelfrage. Es ist eine der Unannehmlichkeiten von Amerika, daß die größten Hotels gewöhnlich im Geschäftsgebiet der Stadt liegen, aber diese Hotels sind in der Regel nicht für reisende Touristen, sondern für Personen bestimmt, die sich einige Tage in einer Stadt aufhalten, also besonders für Geschäftsreisende. Die sogenannten Statlerhotels — so genannt nach ihren Besitzern — dürften den vollendetsten Typ dieser Art darstellen, denn sie sind fast immer auf drei Seiten oder, um recht gemütlich zu sein, sogar auf allen vier Seiten von Tram-bahnlinien umgeben. Ein solches Hotel ist für einen gewöhnlichen Europäer, der im geringsten für Lärm empfindlich ist, einfach unbewohnbar. Aber abgesehen davon sind die Hotels prachtvoll gebaut und herrlich mit allen technischen Bequemlichkeiten ausgestattet und haben gewaltige Hallen, Restaurants, Rauchzimmer und Tanzsäle, in denen die Jazz-Musik vom Frühstück womöglich den ganzen Tag bis tief in die Nacht ertönt, während ununterbrochen mit irrsinniger Energie getanzt wird.

Dem reisenden Europäer wird gewöhnlich geraten, in einem dieser Hotels abzusteigen; in den meisten der größeren Städte kann man aber zum Glück diese Hotels vermeiden. Gewöhnlich gibt es große Hotelbauten auch am Rande des Residential Part oder in den Parken. Man merkt übrigens bald, daß auch die Amerikaner einen Unterschied zwischen diesen Hotels machen; wenn man z. B. in den Läden von San Francisco Fairmont-Hotel und nicht eines der kommerziellen Hotels als Adresse angab, wurde man sofort weitachtungsvoller behandelt.



## XVIII. KAPITEL

### Die amerikanische Frau

Die Erziehung — Repräsentative Eigenschaften. — Heim und Kinder. — Ein typisches „American girl“. — Ehe und Fruchtbarkeit. — Scheidungen. — Tanz und ästhetische Interessen. —

Über die amerikanische Frau oder überhaupt über die Frau zu schreiben, ist ein schwieriges und gewagtes Unternehmen.

Der bekannte chinesische Diplomat Wu Tingfang teilt in seinem Buch „America and the Americans“ die Frau im allgemeinen in drei Klassen ein: Die erste besteht aus denjenigen, die wollen, daß man ihnen schmeichelt, zur zweiten gehören diejenigen, die kritisiert und ernst beurteilt werden wollen, die dritte besteht aus denen, die ganz einfach neugierig sind zu hören, was ein ehrlicher Mensch von ihnen denkt. Er rechnet die Amerikanerin zu der dritten Kategorie; ich glaube aber, daß diese Unterscheidungen etwas zu subtil sind, und daß die Frauen — auch die Amerikanerinnen — wenn man sie auf diese Weise einteilen will, sämtlich zur ersten oder zur dritten Kategorie gehören.

Darin dürfte Wu Tingfang jedoch recht haben, daß die Amerikanerinnen mehr Geschmack daran finden, zu diskutieren, als die Frauen der meisten anderen Länder. Er ist der Ansicht, daß sie lebhafter, gesprächiger und besser unterrichtet sind. „Sie lassen sich,“ erklärt er, „auf jedes Thema ein und zeigen dabei eine recht gute allgemeine Bildung. Es ist mir oft gelungen, durch sie wertvolle Informationen zu erhalten.“

„Ich habe beobachtet,“ äußert er weiter, „daß viele Amerikanerinnen sich mit Ausländern verheiraten, während die Amerikaner sehr selten eine ausländische Frau nehmen. Man behauptet, daß die Ausländer die amerikanischen Mädchen wegen ihres Geldes heiraten, während die amerikanischen Mädchen vornehme Ausländer wegen ihrer Adelstitel suchen. Wenn das auch in einzelnen Fällen wahr sein mag, muß man doch in der Regel die Erklärung in anderen weniger engherzigen und eigennütigen Motiven suchen. Sicher ist es das anziehende Wesen und die Schönheit der amerikanischen

Mädchen, was sie befähigt, ausländische Männer zu gewinnen. Ihre angenehme Art nimmt schnell für sie ein und ihre gute allgemeine Bildung und Schlagfertigkeit gewinnen leicht das Herz jedes Gentlemans.“

„Wäre ich,“ sagt der chinesische Diplomat weiter, „Junggeselle gewesen, als ich zum ersten Male Amerika besuchte, so wäre ich ihnen zweifellos zum Opfer gefallen. — Es ist wirklich kein Wunder, daß die Amerikaner amerikanische Frauen den Ausländerinnen vorziehen.“

Das mag allzusehr vom chinesischen Standpunkt aus gesehen sein, aber es enthält doch auch für den Europäer ein Stückchen Wahrheit. Die amerikanische Frau hat, soweit ich sie verstehen konnte, in Europa oft eine falsche Beurteilung erfahren. Sie ist meist nicht jenes kalt berechnende, egoistische Wesen, das sich nur verheiratet, um soviel Geld wie möglich aus der Tasche ihres Ehemannes zu ziehen. Im Gegenteil, sie ist gar nicht berechnend, sondern eine Mischung von Romantik und praktischem Sinn, und von beiden Eigenschaften sind, so eigenartig das klingen mag, stärkere Dosen vertreten, als man sie in Europa zu finden gewohnt ist. Dazu kommt, daß sie dazu erzogen wird, mit ihrem äußeren Auftreten Eindruck zu machen. Sie will und kann repräsentativ sein, und sie sieht es außerdem gerne, daß ihr der Mann ritterlich huldigt. Es wird oft hervorgehoben, daß die Frau aller Gesellschaftsklassen in den Vereinigten Staaten eine begünstigtere Stellung einnimmt als in irgend-einem anderen zivilisierten Land der Welt. Das ist bis zu einem gewissen Grade wahr: es ist durch die eigenartigen Verhältnisse bedingt, unter welchen sich die amerikanische Republik entwickelt hat. Die Bevölkerung ist mehr durch Einwanderung als durch Geburten gewachsen; die Einwanderer waren zum überwiegenden Teil Männer, was zur Folge hatte, daß besonders in früheren Zeiten die Frauen stark in der Minderheit waren. Das machte die Frau natürlich begehrt, brachte sie aber zugleich in größere Gefahren, so daß es nötig wurde, ihre Person mit einem stärkeren Schutz zu umgeben als in den alten Kulturländern. Die Ausnahmestellung, die hierdurch geschaffen wurde, besteht in gewissem Grade noch heute weiter, obwohl allerdings die Voraussetzungen dafür nicht mehr gegeben sind, besonders in den großen Städten wie in New York, Chicago, San Francisco, Los Angeles und anderen.

Um die amerikanische Frau zu verstehen, muß man vor allem die amerikanische Kindererziehung, die sich in manchen Punkten stark von der europäischen unterscheidet, näher kennen lernen. Die Ver-



einigten Staaten sind das gelobte Land des Heimes und des Kindes: in keinem anderen Lande dürfte soviel wie dort für das Heim und das Kind getan werden. Familien aller Gesellschaftsklassen wohnen womöglich in eigenen Häusern. Das ist nicht, wie so oft in Europa, ein Privilegium nur der ländlichen Gegenden oder einiger reicher Leute. In einigen Städten haben bis zu 50% und mehr von den Arbeitern ihr eigenes Haus; diese Häuser liegen — sowohl die der Reichen wie die der Minderbemittelten — in der Mitte oder in der Nähe der großen Parkanlagen mit Tennisplätzen, Golfbahnen und anderen Sport- und Spielplätzen aller Art für Kinder und die Jugend aller Gesellschaftsklassen, auf denen man sich zur Erholung oder zum Lernen der Aufgaben trifft.

In den Heimen genießen die Kinder im allgemeinen große Freiheit: es ist ja im Auslande beinahe sprichwörtlich geworden, daß die amerikanischen Kinder von ihren Eltern frühzeitig behandelt werden, als ob sie erwachsen wären, vor Vater und Mutter gerne ihre selbständige Meinung entwickeln und sich nicht ohne Schwierigkeiten davon überzeugen lassen, daß sie unrecht haben. Tatsache ist, daß die Kinder, Knaben wie Mädchen, die zusammen im täglichen Freiluftleben aufwachsen, mehr Gelegenheit zu Spiel und ungezwungenem Verkehr haben als in den meisten anderen Ländern.

Beinahe alle amerikanischen Schulen sind gemischte Schulen. Man kann über deren Vorzüge und Nachteile streiten, zweifellos ist, daß dies dazu beiträgt, dem jungen Mädchen eine größere Sicherheit im Auftreten zu geben, wenn es ins Leben hinauskommt, und ihm eine größere Fähigkeit zu verleihen, den Mann zu behandeln und gelegentlich für seine Zwecke zu gewinnen.

Das Universitätsstudium beginnt in den Vereinigten Staaten etwas früher als in Europa. Die Ansprüche für den Zutritt zur Universität sind nicht so hoch wie bei uns. An den Universitäten werden jedoch die Geschlechter, wenn auch nicht überall, voneinander getrennt, so daß man nicht mehr wie während der früheren Schulzeit von einem gemeinsamen Unterricht sprechen kann. Sämtliche staatliche Universitäten und auch einige private Institutionen stehen jetzt für die Frau offen, und es sind auch besonders „College“-Gebäude für die Frauen errichtet worden. Aber gewöhnlich werden die Frauen nur zum Unterricht in den einzelnen Fakultäten zugelassen und nehmen nicht an dem „College“-Leben teil. Unter den Universitäten, die durch private Stiftungen entstanden sind, stehen Brown, Chicago, Cornell, Leland, Stanford und Pennsylvania den Frauen offen. In Vid Yale, Columbia und John Hopkins haben



sie Zutritt zum Unterricht, aber es gibt dort keine Frauen-„Colleges“.

Neben den männlichen Universitäten sind auch mehrere staatliche Universitäten mit „College“-System auf Grund von privaten Stiftungen nur für weibliche Schüler errichtet worden. Die meisten von ihnen sind mit den gleichen Rechten wie die für die Männer bestimmten ausgestattet. Unter den weiblichen Universitäten dürfte die berühmteste Bryn Mawr sein, der ich einen Besuch abstattete.

Die Kurse sind die gleichen wie an den staatlichen Universitäten. Nach einem vierjährigen Kurs als Under Graduate wird der Grad des Bachelor of Arts, Science oder Letter erworben, der zum Eintritt in die Graduate-Schule berechtigt, wo der Kurs drei Jahre dauert, bevor man den Doktorgrad erlangen kann. Die meisten jungen Damen begnügen sich jedoch mit dem ersten Grade und verlassen das „College“ im Alter von 22 bis 23 Jahren, sofern sie sich nicht zur Lehrerin ausbilden wollen oder sich einem Gelehrtenberufe widmen.

Bryn Mawr liegt in der Nähe von Philadelphia. Die Fahrt dahin dauert eine halbe Stunde mit dem elektrischen Zug. Die Universität mit allen zugehörigen Anlagen liegt auf einer Anhöhe in einem entzückenden Parkgebiet. Die weitläufigen Gebäude in englischem Renaissance-Stil enthalten die Vorlesungslokale, Laboratorien und Schlafräume. Der Unterricht umfaßt alle Fakultäten außer der medizinischen. Von den Naturwissenschaften sind Chemie, Physik und Biologie vertreten.

Ich hatte ein längeres Gespräch mit Miß Madison, der Dekanin der Universität, die eine außergewöhnlich intelligente Frau ist; sie erzählte mir u. a. ein wenig über die Geschichte von Bryn Mawr. Die Universität wurde von einem Quäker gegründet, der William Thaylor hieß und schon von Anfang an den Unterricht auf dem Grund freier Forschung aufbaute. Dazu gehört auch Religionsfreiheit, was nicht an allen amerikanischen Universitäten selbstverständlich ist. Dagegen sind in Bryn Mawr gewisse etwas eigenartige Quäkertraditionen beibehalten worden: So wird Unterricht in moderner Plastik, Barfußanzug usw. erteilt, nicht aber in Musik, da die Quäker diese seinerzeit als eine weltliche Kunst ansahen.

Von dem genannten Thaylor wird erzählt, daß er sich ganz jung verlobte und dann an eine Universität reiste, um sich auf das Doktor-examen vorzubereiten. Unterdessen vergingen Jahre, während deren er seine Braut nicht sah. Als er zurückkam, erschien sie ihm als eine ungewöhnlich törichte Person ohne Interessen; so kam er auf die

Idee, eine weibliche Universität zu gründen, um das geistige Niveau der Frau zu heben.

Eine angenehme Bekanntschaft, die ich in Bryn Mawr machte, war Miß Helen Herron Taft, eine elegante, sympathische und sehr begabte junge Dame. Trotz ihrer Jugend — sie war 1891 geboren — war sie schon zum Rektor der Universität avanciert. Sie war die Tochter des früheren Präsidenten Taft und schloß kurz nach meinem Besuch eine Ehe mit Professor Frederic J. Mauning von der Yale-Universität.

Zur Zeit meines Besuches wurden in Bryn Mawr lebhaftere Vorbereitungen für ein größeres „Mayday Feast“ getroffen, bei dem von den Schülerinnen der Universität Shakespeares Sommernachtstraum aufgeführt werden sollte. In das Stück sollten einige plastische Tänze eingelegt werden. Ich erwähne dies, da das Interesse für Theater und Tanz gegenwärtig in hohem Grade charakteristisch für die amerikanischen Universitäten ist; aber darüber werde ich in einem anderen Zusammenhang mehr sagen. Hier will ich nur erwähnen, daß diese Neigung zum Theatralischen auch in pädagogischer Hinsicht ein sehr wichtiger Faktor ist. Sowohl die Erziehung des Mannes wie die der Frau geht zum großen Teil darauf aus, daß man sich beim Eintritt in das soziale Leben auf vorteilhafte Weise zur Geltung bringen kann. Ein junges Mädchen, das sich innerhalb der Gesellschaft verheiratet, empfindet es als Ehrensache, in großartiger Weise zu repräsentieren, d. h. so, daß es vollkommen der sozialen und wirtschaftlichen Stellung des Mannes entspricht. Der Mann wiederum tut alles, um seiner Frau die für europäische Begriffe höchst bedeutenden Geldsummen zur Verfügung zu stellen, welche die Frau für den genannten Zweck zu brauchen glaubt. Aber das Geld ist doch nicht das Wichtigste: Die Frau scheut keine persönliche Mühe, um ihren Platz in einer Weise auszufüllen, die geeignet ist, den Fremden zu blenden und zu entzücken. Wenn ein Amerikaner einen Fremden als Gast einlädt und dieser z. B. beim Mittagstisch neben einer Dame zu sitzen kommt, die er nicht kennt, kann es zu seiner Überraschung geschehen, daß sie an ihn Fragen stellt, die auf detaillierte Kenntnis seiner Verhältnisse und Tätigkeit in der Heimat schließen lassen, so daß er stutzt und sich fragt: „Wie kann sie denn das wissen?“ Das Geheimnis besteht darin, daß die Hausfrau einige Tage zuvor einen kleinen Tee für diejenigen unter ihren weiblichen Bekannten gegeben hat, die zu dem Mittagessen eingeladen sind, und dabei jeder von ihnen ein schriftliches Memorandum mit Personalien des



fremden Gastes überreicht oder sie auf andere Weise instruiert hat. Diese Taktik mag ja übertrieben und gekünstelt erscheinen, aber sie verrät auf jeden Fall den lobenswerten Ehrgeiz, unterhaltend und angenehm zu sein.

Was die amerikanischen Mädchen anbelangt, könnte man sie in drei Kategorien einteilen: nämlich in diejenigen, die ihr Studium um eines Berufes willen fortsetzen, in die, welche an einem Universitäts-College studieren und den Anspruch erheben, eine höhere Bildung zu besitzen, sowie endlich in diejenigen, die die Studien vor der Universität verlassen, entweder, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden, oder um nach einer kurzen Ausbildung in irgendeinem praktischen Beruf ihren Unterhalt zu verdienen.

Ich beginne mit der letzten Kategorie von jungen Mädchen, da diese die zahlreichsten und — die nichtssagendsten sind. Dazu gehören alle diejenigen, die kaum etwas anderes tun als tanzen und flirten. Wenn man den Durchschnitt dieser Mädchen in der ganzen amerikanischen Gesellschaft betrachtet, ist es sehr schwer, einen bemerkenswerten Unterschied zwischen den einzelnen Individuen zu finden, mag es sich nun um eine Balkkönigin aus Washington handeln, um eine Typistin oder auch ein „chorus-girl“ in New York. Sie haben alle ungefähr die gleiche Schulbildung und verstehen meist das wenige, was sie wissen, in recht geschickter Weise zu verwenden.

Die zweite Kategorie, also die Mädchen, die Universitätsstudien in größerem oder geringerem Umfang getrieben haben, ist die interessanteste und die einzige, die die Amerikaner als wirklich typische „American girls“ anerkennen wollen.

Ich hatte einmal Gelegenheit zu einem längeren Gespräch unter vier Augen mit einer solchen entzückenden jungen Dame. Ich will sie Miß X nennen. Ihre Eltern gehörten der höchsten Gesellschaft der Stadt an. Sie galt als eine Schönheit, was vielleicht nicht ganz den europäischen Vorstellungen entsprach, aber sie wirkte auf jeden Fall verblüffend und war in hohem Grade, was die Amerikaner „enterprising“ nennen, also ein American girl, wie es sein muß. Sie hatte weite Reisen gemacht und mehrere Weltteile besucht. Ein Mensch, der nicht wenigstens ein oder zwei Weltteile außer Amerika gesehen hat, kann nach gewöhnlichen amerikanischen Begriffen keine wirklich überlegene Bildung besitzen.

Miß X und ich sprachen zuerst über Literatur und Außenpolitik. Von der modernen Literatur bewunderte sie Bernhard Shaw und Wells, den ersteren wegen seiner originellen Ideen und Wells, weil



er soviel konnte. Einiges in ihren Äußerungen war ja freilich Literaturjargon, aber in manchen Fragen zeigte sich eine selbständigere Auffassung als man sie gewöhnlich trifft, z. B. hinsichtlich der Außenpolitik. Sie war eine eifrige Gegnerin von Lloyd George, und las täglich die englische Zeitung „John Bull“, um „die richtigen Gesichtspunkte“ zu bekommen. Die Zukunft sah sie dunkel, und glaubte, daß es unvermeidlich sein werde, daß Japan, Rußland und Deutschland zusammen, wie sie sich ausdrückte, „ein kleines, nettes Bündnis“ schließen würden.

Natürlich interessierte sie jedoch die Ehe mehr als die Politik. Sie hatte davon sprechen hören, daß in Schweden Scheidungen sehr beliebt seien, und daß man dort alles tue, um sie zu erleichtern. Es war das neue schwedische Ehegesetz, was hier spukte. Miß X wollte jedoch hervorheben, daß sie eine solche Gesetzgebung nicht billige. „Man sollte Ehescheidungen nicht erleichtern,“ sagte sie. „Hier in Amerika geht es allzu leicht. Ich habe z. B. eine Freundin, die in kurzer Zeit drei Männer konsumiert hat. Sagen Sie mir, ist es in Schweden leicht, einen neuen Mann zu bekommen, wenn man dreimal verheiratet war?“

Ich kannte nur einen Fall, und war überzeugt davon, daß es dabei etwas schwer war.

„In Amerika,“ erklärte Miß X, „geht es sehr gut, wenn sie nur reich ist. In einem Fall, den ich kenne, hatte eine Dame sich siebenmal scheiden lassen, und erklärte ganz offen, daß sie die sieben ersten Männer gekauft habe; warum sollte sie sich nicht noch einen achten kaufen? Ich kann auch einen anderen Fall erzählen, wo eine Freundin von mir sich scheiden ließ, wieder verheiratete, sich wieder scheiden ließ und sich dann wieder mit ihrem ersten Mann verheiratete, der sich jedoch nach dem ersten Monat erschöß.“

„Das Verrückte ist,“ fuhr Miß X fort, „daß man sich hier in Amerika auf Grund von „cruelty“ scheiden lassen kann. Ich war zu mehreren Scheidungsprozessen als Zeugin vorgeladen, bei denen es sich darum handelte, daß der Mann gegen seine Frau grausam war, d. h. daß er sie mißhandelt oder geschlagen hatte. In allen Fällen handelte es sich um sehr gutmütige und brave Männer: ich bin ganz überzeugt, daß sie logen, als sie zugaben, daß sie ihre Frauen mißhandelt hätten. Ich hätte Lust, einen Roman gegen Ehescheidungen zu schreiben.“

Wir kamen dann auf andere Themen: ich fragte Miß X, wie es möglich sei, daß die amerikanischen Frauen so schrecklich geduldig die endlosen politischen Bankette mitmachen könnten. Miß X er-



**Miss Helen Taft**  
Tochter des früheren Präsidenten



Die Schauspielerin Elsie Ferguson



klärte, daß das nur gesellschaftliche Gründe habe. „Was hält man nicht alles aus, um richtig modern zu sein! Anders ist es mit dem amerikanischen Mann,“ fuhr sie fort, „der steht in dem Rufe, das geduldigste Wesen der Welt zu sein, und das ist wohl auch so“, meinte sie mit einem kleinen, ironischen Blitzen in ihren dunklen Augen.

Der erwähnte chinesische Botschafter Wu Tingfang sagt von der amerikanischen Frau, sie lasse niemals ihre Beute fahren; wenn sie vor einem Manne eine Idee verteidige, höre sie nicht auf, bevor sie ihn davon überzeugt habe, daß sie recht habe. Eines Tages hatte der chinesische Diplomat eine solche reizende junge Dame auf einer Soiree in seinem Heim. Sie hatten lange diskutiert und sich in vielen Punkten geeinigt, aber in anderen beharrte er auf seiner Meinung, und sie auf der ihren. Sie erklärte dann, daß sie nicht heimgehen, sondern in seinem Hause Tag und Nacht bleiben wolle, bis sie ihn überzeugt habe; und Wu Tingfang fragte sich ängstlich: „Was soll ich machen, ich, der ich schon verheiratet bin, da es doch in China keine Ehescheidung gibt?“

Soweit wie die junge Dame von Wu Tingfang ging Miß X zwar nicht. Aber sie forderte mich auf, ich solle alles aufzählen, was mir in Amerika nicht gefalle. Ich sollte dann zu ihr kommen, und sie wolle mich Punkt für Punkt widerlegen; wir wurden jedoch leider unterbrochen.

Man hat im allgemeinen in Europa die Vorstellung, daß die amerikanischen Frauen überaus kalt und berechnend seien. Ich halte das für eine ganz falsche Ansicht. Keinesfalls sind sie kalt in dem Sinne, den die Europäer dem Worte geben. Die amerikanischen Mädchen sind, wie ich schon andeutete, zugleich romantischer und praktischer als ihre europäischen Schwestern. Vor allem, sie handeln rasch — auch in Liebesdingen! Wenn sie eine Sache wollen, darf es keine Hindernisse geben. Etwas Derartiges wie den Widerstand der Familie oder den Willen der Eltern gibt es in ihrer Begriffswelt nicht. Ich glaube, daß das junge Mädchen, besonders das von New York, am besten in den Komödien von Ugo Fitch geschildert ist. Man lese z. B. „The Stubbornness of Geraldine“. Hier hat man sie, wie sie immer ist.

Die Mädchen von New York sind übrigens ein wenig ein Typ für sich. Sie sind stolz und wirken beim ersten Anblick unzugänglich: noli me tangere! Aber die Unnahbarkeit ist mehr scheinbar als wirklich, das Eis ist bei näherer Bekanntschaft leicht gebrochen. Diese Mädchen sind sich dessen nicht bewußt, daß sie präntiös und an-

spruchsvoll sind, aber alle haben ihre besonderen Wünsche je nach dem Milieu, dem sie angehören. Diese Wünsche sind jedoch nach amerikanischen Begriffen nicht übertrieben. Fragt man ein kleines „chorus-girl“, was sie sich wünscht, wird sie antworten: „Ich will jemanden haben, der mich liebhat, eine kleine Wohnung an Riverside und ein Automobil, das ich meinetwegen auch selbst lenke. Dann werde ich das glücklichste Geschöpf der Welt sein.“ Und sie meint wirklich, was sie sagt. Was sie begehrt, ist, wenn man von der Lage der Wohnung absieht, nicht mehr, als was ein durchschnittlicher Arbeiter als ein annehmbares Minimum ansieht.

Die Amerikanerinnen haben eine besondere Art, direkt auf eine Sache loszugehen; sie lieben keine Kompromisse.

Aber ich habe noch nicht von der ersten Kategorie junger Mädchen gesprochen, von denjenigen, die ihre Studien an der Universität fortsetzen und Examina machen, um nachher von ihrer Arbeit zu leben. Viele von ihnen werden Lehrerinnen. Dieser Beruf lockt das weibliche Element stark. Die Frauen können billiger leben als die Männer, denen es sehr schwer fällt, von dem zu leben, was sie in diesem Beruf verdienen. Münsterberg berichtet, daß es in den Staaten von New England nach der Statistik des Jahres 1900 nicht weniger als 327 614 Lehrerinnen gab und nur 111 710 Lehrer. \*) Ich nehme an, daß das Verhältnis jetzt noch immer ungefähr das gleiche ist. Einige von den jungen Mädchen, die das Universitäts-examen gemacht haben und nicht Lehrerinnen werden, bleiben an der Universität, einige widmen sich der Schriftstellerei, andere gehen zum Theater oder Film; überhaupt ist es für eine intelligente und kenntnisreiche junge Dame in Amerika nicht schwer, eine einigermaßen lohnende Beschäftigung zu finden.

Aber diese Selbstversorgung der Frauen hat vom Standpunkt der Allgemeinheit aus eine gefährliche Kehrseite; diese tritt in dem sinkenden Prozentsatz der Kinder, die in der Union von dort geborenen Müttern zur Welt gebracht werden, scharf zutage. Schon in den 1870er Jahren fing man an zu beobachten, daß die Fruchtbarkeit der anglo-amerikanischen Rasse im Niedergang begriffen war. Benjamin Franklin hatte die Kinderzahl in einer normalen amerikanischen Familie mit sechs berechnet. Jetzt beträgt diese Durchschnittszahl kaum mehr als zwei, und der Prozentsatz der kinderlosen Ehen ist weit größer als früher. Dazu kommt, daß die Geburtenzahl bei den eingeborenen amerikanischen Familien bedeutend

---

\*) H. Münsterberg: „Die Amerikaner“, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Berlin 1914, S. 293.



geringer ist als bei den Einwanderern. Die Durchschnittszahl für Kinder, die von eingeborenen Müttern stammen, betrug im Jahre 1917 3,1, und die Durchschnittszahl der lebenden Kinder bei einer Kindersterblichkeit von 100 pro 1000 geborenen Kindern 2,7. Für im Ausland geborene Mütter, d. h. eingewanderte Frauen, ob sie sich nun vor oder nach der Einwanderung verheiratet haben, stellen sich die Zahlen ganz anders. Die Zahl der geborenen Kinder war in diesem Fall 3,8, die der lebenden 3,1. An erster Stelle stehen Mütter, die in Deutschland geboren sind, mit 4,5 geborenen Kindern, und, wenn man nur die lebenden in Betracht zieht, mit 3,9. Die Frauen aus den skandinavischen Ländern dagegen haben aus ihrer Heimat keine günstige Tradition mitgebracht, da dort die Geburtenzahlen im Vergleich zu anderen europäischen Ländern außergewöhnlich niedrig sind. Die Durchschnittszahl der in einer skandinavischen Familie geborenen Kinder betrug nach der amerikanischen Statistik im Jahre 1917 3,7, die Zahl der lebenden Kinder 3,3. Ich verweise auf folgende Tabelle:

Geborene und lebende Kinder innerhalb einer weißen Familie in den Vereinigten Staaten im Durchschnitt pro Familie 1917

Weißer Familie	mit eingeborener Mutter	mit eingewanderter Mutter
geborene Kinder . . .	3,3	3,8
lebende Kinder . . .	2,9	3,1

Aber nicht genug damit, daß der Geburtenprozentsatz in Familien mit eingeborenen amerikanischen Müttern niedrig ist, es gibt noch einen anderen wichtigen Umstand, der nicht übersehen werden darf, und das ist, daß die Ehe als Institution bei der selbständigen und oft auch in wirtschaftlicher Hinsicht unabhängigen Stellung der amerikanischen Frau für sie kaum mehr die Verlockung enthält wie für die europäische Frau. Für die Amerikanerin bedeutet sie vielmehr die Gewißheit, daß sie sich Verpflichtungen und Einschränkungen auferlegen muß, denen sie sich als Unverheiratete entziehen kann. Ist sie einmal verheiratet, wird gleich das Problem der Kinderzahl aktuell, und sie übt die Kunst der Einschränkung, wobei sie aber eine andere Technik anwendet als die europäische Frau.

In welchem großen Umfang die freien Verbindungen in den Vereinigten Staaten die Ehe ersetzen, kann natürlich ein Fremder unmöglich beurteilen. Aber es scheint, als ob viele der Ehe jene „Liebe und Kameradschaft“ (love and companionship) vorzögen, die nicht durch ein gesetzliches Band besiegelt worden ist.

Ich komme nun zur Ehescheidungsfrage. Das Gespräch mit Miß X,



das ich wiedergegeben habe, ist wohl in gewissem Grade irreführend. Scheidungen kommen recht häufig innerhalb der Gesellschaft, wenigstens in gewissen Kreisen, vor, aber doch nicht in dem Maße, wie man aus den wiedergegebenen Äußerungen schließen könnte. Der größte Prozentsatz von Scheidungen dürfte jedoch nach übereinstimmenden Angaben in der Mittelklasse vorkommen, die ich Beamte nennen will, d. h. bei Lehrern, Buchhaltern, Geschäftsangestellten, Ingenieuren usw., die nicht in der Lage sind, sich ein eigenes Haus zu schaffen, sondern die Mietkasernen der großen Städte bevölkern. Während der Kriegsjahre ist außerdem noch eine neue Klasse von Arbeitern entstanden, die aus Bequemlichkeitsgründen die Mietkasernen den eigenen Häusern vorziehen und daher aus dem gleichen Grunde wie die Beamten nur schwer eine Familie gründen können, die einen bleibenden Wert für die Allgemeinheit hat.

Ich will zunächst von denen sprechen, die ich Beamte nenne, und teilweise ein Gespräch wiedergeben, das ich über dieses Thema mit der berühmten Romanschriftstellerin Mrs. Gertrude Atherton in San Francisco geführt habe.

Ich fragte Mrs. Atherton, ob sie mir eine Erklärung für die widersprechenden Angaben über die Wohnungsfrage in den Vereinigten Staaten geben könne. „Viele haben mir gegenüber,“ so erklärte ich, „die unvorteilhaften Folgen der immer mehr hervortretenden Gewohnheit in modernen „flats“, meistens ohne richtige Küche, d. h. nur mit einer Kochecke, zu wohnen, hervorgehoben. Ich kann das kaum begreifen, da es wenige Länder geben dürfte, die so viele Einfamilienhäuser haben wie Amerika. Hier gibt es ja Städte, die auf Strecken von vielen Quadratmeilen ausschließlich mit Einfamilienhäusern, sowohl für die oberen Klassen wie für die Arbeiter bebaut sind.“ Mrs. Atherton erwiderte, daß das Problem für die verschiedenen Orte ganz verschieden sei. „Es ist weniger aktuell hier in Frisko,“ meinte sie, „auch wenn es hier nach dem Kriege mehr Wohnhäuser gibt als vorher, dagegen ist es in den großen Städten im Osten und besonders in New York und Chicago aktuell. Die Vermögenden ziehen es noch immer vor, in Einfamilienhäusern zu wohnen; und die Arbeiter erwerben in immer größerem Umfang Einfamilienhäuser, da von seiten der Allgemeinheit ungeheuer viel geschieht, ihnen zu solchen zu verhelfen. Denn man ist der Ansicht, daß die Einfamilienhäuser ein ausgezeichnetes Mittel sind, um dem Bolschewismus entgegenzuarbeiten.“

„Die Klasse aber, die von der Frage der Wohnhäuser am meisten berührt wird, ist die Mittelklasse. In New York z. B. sucht sich der

Beamte gerne „flats“, die aus zwei bis drei Zimmern mit einer Koch-ecke bestehen. Er hat keinen Haushalt, sondern ißt im Klub oder Restaurant. Wenn ein solcher Mann heiratet, macht fast immer die Frau den Vorbehalt, daß es keine Kinder geben solle. Die Frauen haben dann nichts zu tun, als daran zu denken, wie sie sich anziehen, und Romane zu lesen, womöglich jeden Tag einen. Das ist die Klasse, welche die vielen schlechten Bücher kauft, die das Land überschwemmen. Vermutlich ist es auch dieselbe, aus der das Publikum der Kinos besteht. Da die junge Frau nichts Ernstes zu denken hat, wird es ihr gewöhnlich auf die Dauer zu langweilig, mit einem einzigen Mann zusammenzuleben. Die Ehe in den „flats“ trägt also oft den Anlaß zur Scheidung in sich. Die große Anzahl von Scheidungen in Amerika entfällt somit weder auf die obere Gesellschaft noch auf die Arbeiterklasse, sondern auf die Klasse, von der hier die Rede ist, zu der übrigens auch die Pfarrer gehören, bei denen die Scheidungen aber doch nicht zur Regel gehören.“

Soweit Mrs. Atherton.

Im Vorbeigehen möchte ich bemerken, daß ich auch von vielen anderen Seiten zu hören bekam, daß die Beamten und besonders die Lehrer in den Elementarschulen bitter über ihre schlechte pekuniäre Stellung klagten, und ich will ein Bild erwähnen, das ich in einer illustrierten Zeitung gesehen habe. Ein Knabe, der soeben die Schule beendet hat, hat sich aus Mitleid für seinen früheren Lehrer vor der Schule aufgestellt und zeigt dem Publikum ein Schild auf der Brust, auf dem zu lesen steht: „Ich habe soeben die Schule beendet und verdiene schon mehr als mein früherer Lehrer.“

Mrs. Atherton betonte dann noch, daß die Arbeiterfrau es meist besser habe als die verheiratete Frau der unteren Mittelschicht. Die Arbeiterfrau hat wenigstens gewöhnlich ein Kind zu pflegen, oder sie verschafft sich gern irgendeine ordentliche Arbeit außerhalb des Hauses. Wenn dagegen die Beamtenfrau, die in ihren zwei Zimmern sitzt, müde geworden ist, „short stories“ zu lesen, muß sie irgend etwas erfinden, sich die Zeit zu vertreiben. Nicht selten geschieht es dann, daß sie sich einbildet, sie könne selber Novellen oder Romane schreiben. Sie will es lernen — und auch dafür ist in Amerika gesorgt. Denn in den meisten größeren Städten gibt es besondere Schulen, die in der Kunst „short stories“ zu schreiben, Unterricht erteilen. Ich sah zahlreiche derartige Annoncen in den Zeitungen und Schilder an den Häusern. Hinzugefügt muß werden: wenn diese Beamtenfrau der „flats“ sich von ihrem Mann scheiden läßt, geschieht das selten, um sich wieder mit einem an-



deren zu verheiraten, sondern eher um unter irgendeiner schützenden Verkleidung ihre freie Zeit ungenierter einem fröhlicheren Beruf zu widmen.

Die Arbeiter in den „flats“ sind eine Kriegerscheinung: bei ihnen hat sich das Leben vollkommen analog dem der Beamten entwickelt. Diese Arbeiter sind hauptsächlich Bauernsöhne, die in die Städte gekommen sind, um die Arbeiter zu ersetzen, die an die Front gegangen sind. Diese jungen Männer fanden bald Geschmack am Stadtleben, besuchten Kinos und Tanzlokale, fanden es aber zu beschwerlich, ein eigenes Heim zu gründen. Es war ihnen viel bequemer, ein Zimmer zu mieten und im Restaurant zu essen. Heirateten sie, so lebten sie in gleicher Weise weiter. Daß es unter solchen Umständen ebensowenig für sie wie für die entsprechenden Beamtenfamilien zu einem wirklichen Familienleben kam, ist klar. Eine solche Familie muß, um existieren zu können, kinderlos bleiben. Die Einwanderung von Landarbeitern nach den Städten hat also den Bau von sogenannten „Apartments Houses“ mit Einzimmerwohnungen zur Folge gehabt, wie sie jetzt in den großen Städten, vor allem in New York und Chicago, erbaut werden.

Auch innerhalb der Arbeiterfamilien sind Scheidungen häufig, was beweist, daß die während des Krieges aufgekommene Gepflogenheit, in „flats“ zu wohnen, einen sehr unheilvollen Einfluß auf das moralische Niveau und das Familienleben ausübt.

Die Statistik der Vereinigten Staaten über Ehescheidungen zeigt in den letzten 50 — 60 Jahren eine stark steigende Kurve, und dabei läßt sich nicht verkennen, daß die vermehrte Selbstversorgung der amerikanischen Frau keinen günstigen Faktor für die Institution der Ehe gebildet hat. Die offizielle amerikanische Statistik gewährt einen vielseitigen Überblick über diese Entwicklung. Ein Vergleich zwischen den einzelnen Jahrzehnten von 1867 bis 1906 zeigt im Hinblick auf die Anzahl der Scheidungen im Verhältnis zum Bevölkerungszuwachs folgendes Bild:

Jahrzehnte	Scheidungen	Vermehrung der Scheidungen in Prozent. im Vergleich zum vorigen Jahrzehnt	Volk-zählung	Bevölkerungszuwachs in Prozent im Vergleich zum vorigen Jahrzehnt
1867—1876	122 121	—	1870	—
1877—1886	206 595	69,2	1880	30,1
1887—1896	352 263	70,5	1890	25,5
1897—1906	593 632	68,4	1900	20,7

Betrachtet man die Vermehrung der Scheidungen während der Jahre 1906 — 1916 und vergleicht damit den Bevölkerungszuwachs



von 1900 bis 1910 — also die beiden Perioden, die sich am ehesten vergleichen lassen — so sieht man, daß der Prozentsatz der Ehescheidungen um nicht weniger als 21% höher als die prozentuale Vermehrung des Bevölkerungszuwachses ist.

Interessant ist die Untersuchung über die Scheidungsgründe. Bei den 112 036 Scheidungen des Jahres 1916 bestehen in nicht weniger als 108 702 Fällen Angaben über die Scheidungsgründe; auch aus der vorhergehenden Periode hat man Angaben im gleichen Umfang. An der Hand dieses Materials ist eine Tabelle über die prozentuale Verteilung der Scheidungen, die teils von Männern, teils von Frauen begehrt wurden, aufgestellt worden, die folgendermaßen aussieht:

Scheidungen, vom Manne, bezw. der Frau verlangt, in % der ganzen Zahl:

	vom Manne verlangt	von der Frau verlangt	Summe
1896	33,6%	66,4%	100%
1906	32,5%	67,5%	100%
1916	31,1%	68,9%	100%

Aus der Tabelle geht deutlich hervor, daß der Mann immer bescheidener geworden ist, während die Frau immer rascher zur Handlung schreitet. Eine andere Tabelle der offiziellen Statistik zeigt die Scheidungsgründe; aus ihr wird klar, daß das Moment der Untreue mit nur 7,5% eine sehr unbedeutende Rolle spielt. Die gewöhnlichste Ursache der Scheidungen ist „cruelty“ (Mißhandlung), also die, die Miß X erwähnte und die in der Regel ja als Scheingrund angesehen werden kann, wenigstens wenn es sich um die höheren Gesellschaftsklassen handelt.

Daß die Untreue eine so kleine Rolle spielt, beruht natürlich darauf, daß in Amerika ebenso wie in Europa in den großen Städten recht viel Nachsicht geübt wird; dabei mag erwähnt werden, daß man es in Amerika nicht liebt, wenn der Mann gegen die äußeren Formen verstößt. Wird es zu klar, daß der Mann eine andere Beziehung hat, so glaubt sich die Frau berechtigt, mit gleicher Münze zu zahlen oder, wie Mrs. Atherton etwas paradox und halb scherzhaft zu mir sagte: „Wenn der Mann sie offen betrügt, ist es nicht nur ihr Recht, sondern auch ihre Pflicht. Was ein Ehemann heimlich tut, geht jedoch seine Frau nichts an.“

Aus alledem gewinnt man den Eindruck, daß die Ehe in den Vereinigten Staaten nicht mehr das große Ziel im Leben der Frau ist. Was die Frau hier durch ihre starke Selbstbehauptung an individueller Entwicklung, kulturellem Verständnis und körperlicher Ver-

feinerung gewonnen hat, kann für das Individuum ein Gewinn sein, aber es muß als ein Verlust für die Allgemeinheit betrachtet werden. Wie diese Widersprüche gelöst werden sollen, bleibt eine offene Frage. Zieht man dazu noch die geringe Geburtenzahl in Betracht, so sieht es so aus, als bedeute die jetzige Entwicklungstendenz eine große Gefahr für die physische Fortpflanzung der amerikanischen Rasse.

Hier muß freilich daran erinnert werden, daß die Vereinigten Staaten im Vergleich zu Europa ein ganzer Weltteil sind. Sie umfassen alle Arten von Klima, vom gemäßigten bis zum tropischen — New York liegt auf dem Breitengrad von Neapel — und die Frauen im Norden haben natürlich eine andere Veranlagung als die in den südlichen Städten, desgleichen die Männer. Vor allem aber unterscheidet sich die Bevölkerung westlich von den Rocky Mountains von der der östlichen Staaten. Man findet z. B. in Kalifornien eine ganz andere Rasse. Wahrscheinlich spielt der spanische Einschlag hier eine gewisse Rolle. Die kalifornische Frau unterscheidet sich nicht unwesentlich von der Frau des Ostens; der Europäer, der die Mädchen in New York für berechnend hält, macht bei den Mädchen von Kalifornien ganz andere Erfahrungen. Diese sind naiv und idealistisch veranlagt, wie die ganze dortige Bevölkerung, leichter und anspruchsloser, also südlichere Naturen, und vielleicht auch eines höheren Grades von Selbstaufopferung fähig. Wünscht man einen Einblick in ihre Psyche, so kann ich ein kleines kalifornisches Buch „An American idyll“ empfehlen, das eine Lebensbeschreibung des verstorbenen Professors an der University of California, Carleton H. Parker, aus der Feder seiner Frau Cornelia Stratton Parker enthält. Das Buch schildert in rührender Einfachheit das Familienleben der beiden Gatten in kleinen Verhältnissen, die Schwierigkeiten, sich fortzubringen, und den niemals wankenden Glauben an ihre hohen Lebensideale.

In Kalifornien gibt es keine Quäkertradition wie sie sich einem in den östlichen Staaten in einer gewissen Prüderie und Scheinheiligkeit aufdrängt, die die Reste der vergangenen puritanischen Zeit sind und in scharfem Gegensatz zu den sonstigen Lebensanschauungen stehen. In den östlichen Staaten herrscht z. B. auf den Theatern, in Kostümen und Darstellungen große Sittsamkeit. Man sieht auf der Bühne niemals so wenig bekleidete Danseusen und Statistinnen wie es in Europa üblich ist; in den westlichen Staaten ist man darin freier. In den gemeinsamen Seebädern der östlichen Staaten wird es mit den Badekostümen sehr streng genommen. Man muß, wie es



heißt, zwei Kleidungsstücke tragen, nämlich ein Trikot mit Rock und Strümpfen. Nicht einmal Halbstrümpfe sind gestattet; die Beine müssen ganz bedeckt sein. Außerdem soll der Rock eine gewisse Länge haben: an den Badeplätzen kontrollieren Polizisten diese mit Maßstäben. Als diese Verordnung herauskam, fand das Witzblatt „Life“, daß das eine sehr praktische Methode sei, schlug jedoch vor, die Polizisten zugleich zu beauftragen, die Dekolletés der Damen in den großen Restaurants während der Wintermonate zu messen.

So ist es im Osten; in den westlichen Staaten genügt es, wenn die Damen Trikot tragen. Die östlichen Badeplätze aber sind unhöflich genug, ihre rigoroseren Bestimmungen bezüglich der Badekostüme der Damen auf großen Anschlägen bekanntzugeben, auf denen steht: „Kalifornische Badeanzüge sind nicht erlaubt.“

Die Damen von New York kleiden sich mit ausgesuchtem Geschmack und äußerster Sorgfalt, wenn auch in etwas grelleren Farben, als man in Europa gewöhnt ist. Ihre Abendtoiletten können für das Auge ein wirklicher Genuß sein. Doch übertreiben sie vielleicht die Mode gerne ein wenig. Es galt nun eine Zeitlang in der großen Welt als Parole, die Damen sollten so nackt wie möglich angezogen sein. Sie tragen daher unter dem Kleid gewöhnlich nur eine sehr dünne Seiden- oder Crêpe de Chine-Kombination. Das Korsett ist minimal oder fehlt ganz; statt dessen wird ein Band getragen, das dicht unter der Brust befestigt ist und die unteren Partien stark hervortreten läßt, so daß das Ganze eine ganz gerade Front bildet. Diese ist oft so gerade, daß es verblüffend wirkt, aber der Eindruck ist nicht selten irreführend, denn unter der Verkleidung verbirgt sich manchmal, was die Franzosen „une fausse maigre“ nennen.

Das Dekolleté ist in der Regel reichlich bemessen, der Rücken bis zum Mieder ganz nackt, und auch unter den Armen, wo die Frauen immer rasiert sind, sehr weit ausgeschnitten, über die Schultern liegen nur Ketten oder schmale Bänder. Das Ganze wirkte ein wenig leicht, aber in Paris und London war es ebenso, so daß man darüber nichts sagen kann. Das Haar wurde während der Ballsaison beinahe immer, und besonders von den jungen Mädchen schlicht gekämmt getragen, an den Seiten à la Cleo de Mérode, so daß die Ohren ganz unsichtbar waren. Diese Mode veranlaßte die Scherzfrage: „Warum verbergen die jungen Mädchen so sorgfältig ihre Ohren?“ Die Antwort lautet: „Because, when they are getting married, they will have something to show their husband, that he has not seen before.“



Überall in den Vereinigten Staaten herrschte eine fürchterliche Tanzraserei. Man begann beim Frühstück zu tanzen, setzte beim Tee nach dem Mittagessen fort, und so ging es oft bis nahe an den nächsten Morgen. Die meisten Tanzlokale in New York waren bis 2 Uhr nachts geöffnet. Die Tänze, die am meisten getanzt wurden, waren Jazz-Foxtrot, Hesitation-Walzer und Onestep. Shimmy war von der Polizei verboten und wurde öffentlich nicht getanzt. Eigentlich heißt der Tanz „shake the shimmy“ und ist eine gemäßigtere Form eines Negertanzes von etwas obszöner Art. Bei allen diesen Tänzen gab es verschiedene Kombinationen und „tricks“; so war es eine Zeitlang sehr beliebt, „cheek to cheek“ (Wange an Wange) zu tanzen, was bei jedem Tanz getan werden konnte. Der zweifellos populärste Tanz war der Jazz (oder Jazz-Foxtrot) eine Kombination von Foxtrot und Tango, wozu der eigentliche Jazzschritt kommt, der eine Kombination von vier Schritten in zwei Zweiwerteltakten ist, mit einem Aufenthalt beim zweiten Takt in der Bewegung nach vorne und zugleich einem Zusammenschlagen der Absätze, worauf der dritte Takt mit einem Schritt nach vorne mit dem gleichen Fuß, der den zweiten Takt beendet, anfängt. Wenn der Jazz in einer langen Reihe von Paaren getanzt wird, nimmt er sich sehr amüsant aus und ist zweifellos ein sehr geeigneter und lustiger Gesellschaftstanz, lebhafter als Onestep und abwechselnder als Foxtrot.

Gegenwärtig herrscht sowohl in den Vereinigten Staaten wie in England eine Tanzmode, die sehr eigenartig ist. Sie besteht darin, daß der gleiche Kavalier wenigstens einige Monate lang immer mit der gleichen Dame tanzt. Man könnte das Tanzverlobungen nennen. Wenn man in der Gesellschaft zu einem kleinen Mittagessen mit Tanz einlädt, sorgt die Gastgeberin gern dafür, daß der Kavalier bei Tisch die „rechte“ Dame bekommt; dann tanzt er während des ganzen Abends allein mit ihr. Wer tanzen will, muß sich daher einen Partner suchen, sonst bleibt er allein. Dieser Brauch gilt nicht bloß für die Gesellschaft, sondern er geht durch alle Kreise, wie man in den öffentlichen Tanzlokalen beobachten kann. Auch dort tanzen Abend auf Abend dieselben Paare miteinander, bis sie einander müde werden, ihre „Tanzverlobung“ auflösen und andere geeignete „Partner“ suchen.

Diese Mode hat zur Folge, daß die auf solche Weise zusammen eingetanzten Paare manchmal eine unglaubliche Geschicklichkeit in einem gewissen Tanz oder in gewissen Schrittkombinationen erreichen, welche sie jedoch nur mit dem gegebenen Partner ausführen können. Alle diese modernen Tänze und besonders Jazz

fordern, wenn sie gut aussehen sollen, unbedingte Korrektheit. Ein gewisser Schritt gehört nach einem im voraus vereinbarten Schema zu einem bestimmten Takt; dieses Schema kann verschieden kombiniert werden, aber es ist unbedingt nötig, daß zu den Takten der Musik, die den Jazz zum Ausdruck bringen, auch Jazzschritte getanzt werden müssen.

Beim Gesellschaftstanz mag die Tanzraserei noch hingehen, aber sie hat auch andere Formen angenommen und auf das künstlerische Gebiet übergegriffen. Der Barfußanz oder richtiger die rhythmische Gymnastik in ihren verschiedenen Formen nach der Methode von Dalcroze oder anderen verwandten Systemen wird mit großer Begeisterung und Hingebung an Universitäten, Schulen und im Privatleben betrieben. Solange dieses System nicht den Anspruch erhebt, etwas anderes zu sein als eine Methode zur Ausbildung des musikalischen Gehörs und der Körperplastik, ist es auch in hohem Grade empfehlenswert und kann als Ausdruck für neue, sehr bedeutungsvolle pädagogische Formen gelten.

Aber wenn die Vertreter der rhythmischen Gymnastik Anspruch darauf erheben, daß, was sie ihren Schülern beibringen, als fertige Kunst gelten soll, ist ein gefährlicher Weg betreten, auf dem man sich dann leicht zu hoffnungslosestem Dilettantismus verirrt; man begegnet jetzt schon vielerorts in den Vereinigten Staaten sehr bedenklichen Auswüchsen in dieser Hinsicht. Das gilt übrigens nicht nur von dem sogenannten Barfußanz, auch von allen möglichen artistischen, musikalischen, theatralischen und künstlerischen Betätigungen. Ich habe oben darauf hingewiesen, daß es zahlreiche sogenannte Professoren gibt, die in der Kunst, Novellen zu schreiben, unterrichten. Andere lehren, Filmdramen zu schreiben, und versprechen in kurzer Zeit großartige Ergebnisse. Aber diese Sachverständigen sind doch sehr selten im Vergleich zu all denen, die sich der Unterweisung in aller Art von Plastik oder Bühnenkunst widmen, sowohl für das Schauspiel wie für den Film, und zwar die meisten in ganz dilettantischer Art. Besonders findet man diese Abarten des künstlerischen Unterrichtes in gewissen Städten, vielleicht am allermeisten in Los Angeles, wo man vor allem die Ausbildung für die Filmindustrie betreibt. Die Zeitungen veröffentlichen dort ganze Spalten der merkwürdigsten Annoncen für Unterricht in der angedeuteten Art. Ich habe eine ganze Kollektion solcher Annoncen gesammelt, die z. B. zu Kursen in ästhetischem Tanz und in Schauspielkunst, die sich für Berggegenden im Sommer eignet, sowie in klassischem, mimischem, intuitivem und orientalischem



Tanz auffordern. Die Namen der verschiedenen Schulen waren auch sehr bezeichnend. Ich wähle auf gut Glück: „Normal school of dancing“, „High school dancing Academy“, „Celeste school of dancing“ u. a. m. All dem muß doch eine gewisse Bedeutung als Ausdruck einer dilettantischen Tendenz beigemessen werden, die sich in den Vereinigten Staaten auf vielen verschiedenen künstlerischen Gebieten und auch im bürgerlichen religiösen Leben allzu breit macht. Die große Verbreitung der Christian Science ist eines dieser Symptome.

Ich habe diese Dinge hier erwähnt, da nicht geleugnet werden kann, daß derartige dilettantische Strömungen in einem gewissen Zusammenhang mit dem stark femininen Einfluß stehen, der sich in der modernen Kultur der Vereinigten Staaten bemerkbar macht, der es an einem genügend starken männlichen Gegengewicht fehlt.

In der Politik hat die amerikanische Frau trotz der weitgehenden Rechte, die sie genießt, bisher keine größere Rolle gespielt. Münsterberg erklärt dies in seiner großen Arbeit „Die Amerikaner“, damit, daß der Ehemann in Amerika für die wirtschaftliche und politische Arbeit, die Frau für die moralische, religiöse, künstlerische und geistige Arbeit sorgt. Sicher ist aber, daß es auch auf diesen letzteren Gebieten nötig ist, daß sich der amerikanische Mann kräftiger beteiligt, wenn die Entwicklung nicht in Zukunft auf gefährliche Abwege geraten soll.

Was ich oben von der amerikanischen Frau und den mit ihr zusammenhängenden sozialen Verhältnissen und Problemen gesagt habe, erhebt nicht den Anspruch darauf, erschöpfend zu sein. Es sind flüchtige Eindrücke und Randbemerkungen und sie wollen so betrachtet werden.

Ich führte eines Tages in San Francisco ein Gespräch mit mehreren hervorragenden Engländern, die sich sehr dafür interessierten, was ich von Amerika, den Amerikanern und Amerikanerinnen hielte; sie fragten mich besonders, ob ich den Unterschied zu den Verhältnissen in Europa sehr groß fände. Ich erwiderte, daß sich solche Fragen kaum generell beantworten ließen. Überhaupt ist es eine Erfahrung, die ich immer mehr bestätigt fand, je mehr ich mich in der Welt umsahe, daß es sehr schwierig ist, die Unterschiede zwischen den Charakteren und Sitten der einzelnen Nationen festzustellen. Menschen, die wenig gereist sind und die Dinge äußerlich beurteilen, glauben im allgemeinen, wenn sie in ein neues Land kommen, dort sei alles ganz anders als daheim. Dringt man jedoch tiefer in die Verhältnisse eines fremden Landes ein, so wird man



bald entdecken, daß der Unterschied nicht so groß ist, wie man zuerst gedacht hat. Die Menschen, die gleichzeitig auf der Erde und auf ungefähr dem gleichen sozialen Niveau leben, unterscheiden sich in Wirklichkeit nicht so ungeheuer stark voneinander. Hat man einige zeremonielle und äußere Differenzen überwunden, so sieht man, daß der Kern ungefähr derselbe ist.

Die Engländer, mit denen ich diskutierte, waren lauter Menschen, die an verschiedenen Stellen der Erdkugel gelebt hatten, und von denen man daher annehmen konnte, daß sie in den einschlägigen Fragen eine mehr als gewöhnliche Erfahrung besaßen, und sie erklärten alle wie ein Mann, daß sie genau zu denselben Ergebnissen gekommen seien. Ich glaubte dies erwähnen zu müssen, um zu zeigen, daß man sich davor hüten muß, aus den Unterschieden, die man herauskonstruieren zu können glaubt, allzu weitgehende Schlüsse bei der Beurteilung eines fremden Volkes zu ziehen.

## XIX. KAPITEL

### Theater und Film

Ist der Film der Feind des Theaters? — Die Entstehung des amerikanischen Theaters. — „The Little Theatre“ und die Universität. — Die Regiekunst Belascos. — Der Film selbst in seiner kritischen Lage. — Möglichkeiten zu Versöhnung und Zusammenarbeit. — Die neue Theatertechnik. —

Die Zusammenstellung „Theater und Film“ kann eigentümlich erscheinen, besonders wenn man bedenkt, daß in keinem Lande der Unterschied zwischen Theater und Film so groß ist wie in den Vereinigten Staaten, und daß nirgends ein so heftiger Kampf zwischen den Interessen des Films und des Theaters besteht. „Der Film,“ schreibt einer der bedeutendsten amerikanischen Theaterhistoriker, Montrose J. Moses \*), „kann niemals Kunst werden, sondern nur eine Nachahmung der Kunst. Wollte man auch Film und Phonograph zusammennehmen, also den sprechenden Film verwirklichen, so würde doch immer das Lebendige fehlen. Der Film ist einer der größten Feinde des Theaters, weil das Theater im Gegensatz zu ihm eine lebendige Institution ist, die das Leben in menschlicher Form wiedergibt.“

Die theoretische Wahrheit dieser Worte kann niemand bestreiten; aber es muß nicht immer richtig sein, daß der Film in seiner praktischen Anwendung einer der bittersten Feinde des Theaters ist und bleiben muß, obwohl er durch seine unerhört rasche Entwicklung besonders in den Vereinigten Staaten als konkurrierende Vergnügungseinrichtung in ein sehr starkes Gegensatzverhältnis zum Theater geraten ist. Der Film hat sich mit jedem Jahr eine wichtigere Stellung erobert. Aber jede Entwicklung erreicht schließlich ihren Höhepunkt, so daß ihre Grenzen deutlich werden. Es sieht in der Tat so aus, als habe der Film gegenwärtig den Höhepunkt der Entwicklungskurve erreicht und als besitze das Theater gewisse Aussichten, an seiner Stelle wieder vorwärts zu kommen. Vielleicht darf man in dieser Sachlage eine Andeutung dafür erblicken, daß

---

\*) Montrose J. Moses. *The American Dramatist*, second Edition, Boston, Little Brown and Company 1917, sid. 203.

Theater und Film in verschiedener Hinsicht trotz aller grundsätzlichen Wesensverschiedenheiten einander brauchen, und vielleicht fehlen auch nicht Ansätze zu fruchtbringender Zusammenarbeit. Bevor ich jedoch näher darauf eingehe, will ich einen Blick auf die historische Entwicklung des amerikanischen Theaters werfen und mich ein wenig mit der jetzigen Stellung desselben befassen.

Während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es recht viele einheimische amerikanische Theaterschriftsteller, von denen sich mehrere einen hohen Grad von Popularität erwarben. Aber das meiste, was produziert wurde, waren doch nicht wirkliche Originalschauspiele, sondern in großem Umfang lokalisierte Bearbeitungen europäischer Theaterstücke. Ein großer Teil bestand in Abenteurerschauspielen, die reich an Handlung waren und bei denen das Urteil des Zuhörers durch Sensationen betäubt werden sollte. Der Held mußte die ganze Zeit Held bleiben und der Schurke Schurke. Zu einem Schurken, der bereute oder überhaupt eine menschlich sympathische Eigenschaft besaß, hatte das große Publikum kein Vertrauen. Die Heldin mußte rein wie Schnee sein, mußte Feuersbrünste, Eisenbahnunglücke, Erdbeben, Indianerüberfälle usw. durchmachen, aber jedesmal, so unwahrscheinlich es auch sein mochte, von dem Helden gerettet werden und immer gleich unberührt und unschuldsvoll den Gefahren entkommen. Der Schurke mußte bestraft werden und das Stück glücklich mit einer Ehe schließen. Dieses Genre hat immer weitergelebt und bildet einen natürlichen Übergang zum Filmschauspiel, das keine eigentliche dramatische Motivierung oder Charakteranalyse, sondern nur Handlung in einer fortgesetzten Reihe von Augenblicksbildern erfordert.

Gleichzeitig blühte die Operette, die wie in Europa immer mehr zur Tanzoperette wurde und in unseren Tagen zum großen Teil von revueartigen Ausstattungsstücken mit Musik und Tanz verdrängt wurde. Das amerikanische Theater konnte sich jedoch dem literarischen Einfluß Europas nicht entziehen; während des letzten Teiles des Jahrhunderts traten sowohl mehrere Verfasser ernster Theaterstücke wie solche von Komödien und Farcen auf, welche Werke von mehr oder weniger bleibendem Wert schufen. Unter diesen Pionieren mögen genannt werden: Bronson Howard, James A. Herne, Augustus Thomas, William Gillette u. a. James A. Herne galt für den literarisch wertvollsten. Er vereinigte — so heißt es — mit einem guten technischen Aufbau des Schauspiels Menschenkenntnis und eine gewisse philosophische Veranlagung, die seinen Werken einen unverkennbaren Stempel aufdrückten. Aber unglücklicherweise



sind seine Stücke nicht gedruckt und die Originalmanuskripte seiner beiden besten Werke „Margaret Fleming“ und „The Rev. Davenport“ wurden im Jahre 1909 bei einer Feuersbrunst vernichtet. Auch Schauspiele in Versen wurden geschrieben, so z. B. „Sappho and Phaon“ von Percy Mackaye im Jahre 1907, aber dieses Werk war vielleicht mehr Poesie als Drama. Das sogenannte höhere Schauspiel hat in Amerika bisher noch keine wirklich bedeutenden Vertreter gefunden. Percy Mackaye selbst verließ bald das Versdrama und schrieb dann bürgerliche Prosaschauspiele.

Die Salonkomödie französischen Stils hat in Amerika einen sehr interessanten Vertreter an Clyde Fitch gehabt, der 1865 geboren wurde und 1909 in Chalons sur Marne starb. Obwohl er kaum 45 Jahre alt starb, hat er eine ziemlich große Anzahl von Komödien und Schauspielen verfaßt, von denen die meisten jetzt herausgegeben sind. Sämtliche zeichnen sich durch lebhaften Dialog und einen ganz frappanten Lokaltou von New York aus. Er ist New York-Schriftsteller par préférence, und er ist außerdem, bei all seiner Neigung zur Karikatur, ein guter Schilderer der amerikanischen Frau und des jungen Mädchens der Gesellschaft. Seine Arbeiten sind im allgemeinen in einem leichten Konversationston gehalten; aber kurz vor seinem Tod beendigte er unter dem Titel „Society“ ein Schauspiel, das tief Ernst ist und eine Milieuschilderung der hochfinanziellen und politischen Kreise in Europa enthält, die später kaum mehr übertroffen worden ist. Als Sittenschilderer hat er in seinen dramatischen Arbeiten ein Studienmaterial von großem Wert hinterlassen.

Das Interesse für das Theater war in Amerika während der letzten Jahre in ständigem Steigen begriffen; eine große Propagandagesellschaft, „Drama League of America“, wurde gebildet und wirkte u. a. dadurch, daß sie neue Ausgaben älterer, im Buchhandel vergriffener Theaterstücke veranstaltete, und außerdem dadurch, daß sie Einfluß auf die Universitäten ausübte, so daß sich die Professoren der Literaturgeschichte speziell mit der Dramatik zu beschäftigen begannen. Es wurde daraus eine Mode, die sich über das ganze Land verbreitete und ihren Höhepunkt noch nicht erreicht zu haben scheint. Es werden Vorlesungen über Theatergeschichte und Dramatechnik gehalten, Seminare wurden eingerichtet, in denen die Schüler sich darin üben können, selbst Theaterstücke zu schreiben, und schließlich hat man im Zusammenhang damit auch Versuchstheater gebaut, wo die Schüler ihre Schauspiele aufführen und selbst Kostüme und Dekorationen herstellen. Ein recht merkwürdiges Bei-

spiel in dieser Richtung ist das Amt für dramatische Kunst, das als eine besondere Fakultät an der „School of Technology“ in Pittsburg eingerichtet wurde. Dort werden Vorlesungen über die Technik des Dramas in historischer Beleuchtung abgehalten und im Zusammenhange damit hat man eine „School of Design“ und eine „School of Music“ organisiert, wo der Schüler praktische Ausbildung im Zeichnen, in Dekorationsmalerei, Ingenieurtechnik und Musik unter besonderer Berücksichtigung der Forderungen des Theaters erhält.

Von diesen verschiedenen Theaterschulen an den Universitäten ist u. a. eine Bewegung ausgegangen, die wenigstens während der letzten Jahre eine Zeitlang große Verbreitung gewonnen hat, nämlich „The Little Theatre Movement“, die eigentlich nichts anderes ist, als ein Versuch, die europäischen Kammerspiele auf amerikanischen Boden zu verpflanzen. Montrose J. Moses berichtet, daß zu der Zeit, da er sein oben angeführtes Buch schrieb, zwischen 70 und 80 selbständige Kleintheater-Gesellschaften oder Klubs in den verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten tätig waren, um das Interesse für die neue Dramatik zu verbreiten, und daß die meisten selbst Vorstellungen veranstalteten. Dabei treten gewöhnlich Amateurgesellschaften auf. Manchmal wird das so gemacht, daß in der Stadt, in welcher die Gesellschaft ihren Sitz hat, jeden Monat einige abonnierte Vorstellungen gegeben werden, aber einige dieser Gesellschaften haben sich auch als ständige Theatertruppen organisiert. Das Repertoire besteht meistens aus Einaktern von amerikanischen Schriftstellern oder aus literarischen ausländischen Stücken.

Ich muß gestehen, daß mir diese ganze Bewegung recht gekünstelt vorkommt. Der Zweck war, in breiteren Schichten größeres Interesse für höhere dramatische Kunst zu erwecken, aber man hat dabei den Fehler begangen, zu glauben, daß dies durch Kammerspiele geschehen könne. Denn die Kammerspiele können nie eine demokratische Einrichtung werden. Sie sind Cliquendramatik, sie wenden sich nicht an das große Publikum, mit dem sie schwerlich engere Fühlung gewinnen können, sondern an eine kleine Gruppe von ästhetischen Feinschmeckern. Es scheint auch, als sei die Bewegung in Amerika schon wieder im Rückgang begriffen. Auf jeden Fall hat sie keine neuen dramatischen Meisterwerke hervorgebracht, indem kein einziger von den zahlreichen Einaktern, die von den Kleintheater-Gesellschaften gespielt und herausgegeben wurden, in das allgemeine Bewußtsein einzudringen und sich dort zu erhalten vermochte.



Von den Universitäten sind aber noch andere fruchtbarere Bestrebungen ausgegangen. So hat man z. B. die Initiative zur Auf-  
führung von klassischen Schauspielen in den großen Freiluft-  
theatern ergriffen und viel Propaganda für die Erweckung von Inter-  
esse und Verständnis für künstlerische Inszenierungen gemacht. Es  
ist auch klar, daß schlummernde theatralische Veranlagungen durch  
die Studien in den dramatischen Seminaren der Universitäten ent-  
wickelt wurden. Viele von den jetzt lebenden besten amerikanischen  
Theaterschriftstellern kommen von den Universitäten, so z. B. Ed-  
ward Sheldon, am meisten bekannt durch seine Erstlingsarbeit „The  
Nigger“, welche die Negerfrage in den südlichen Staaten behandelt,  
sowie durch talentvolle Bearbeitungen ausländischer Theaterstücke,  
wie z. B. von Sem Benellis „La Cena Delle Beffe“. Von den übrigen  
mögen Josephine Preston Peabody, Percy Mackaye und William  
De Mille genannt werden.

Im Hinblick auf die Inszenierungen haben sich die Universitäten  
hauptsächlich mit den Stilisierungsproblemen befaßt. Mehrere be-  
deutende Regisseure und Theatermaler sind aus den Universitäten  
hervorgegangen, so z. B. Mr. Sam Hume, längere Zeit Direktor von  
The Little Theatre in Detroit, sowie Mr. Robert Edmund Jones, der  
zweifellos einer der bedeutendsten Theatermaler ist, aber wie Hume  
stark unter dem Einfluß von Reinhardt, Gordon Craig und Stanis-  
lavsky steht. Ich sah in New York eine Ausstellung von Kostüm-  
und Dekorationsskizzen sowie von vollständigen Bühnenmodellen von  
Jones. Es waren schöne Dinge darunter, aber es schien mir, als  
opere er die Farbe allzusehr der Schönheit der Linien auf. Er be-  
diente sich stark plastischer Dekorationen. Er hatte übrigens sechs  
Jahre in Deutschland, u. a. bei Reinhardt studiert, so daß der Zu-  
sammenhang klar ist.

In den Vereinigten Staaten sind alle Theater praktische Geschäfts-  
unternehmungen. Sieht man von Metropolitan Operahouse in New  
York und der Oper in Chicago während ihrer kurzen Spielzeit ab,  
so gibt es keine aus öffentlichen Mitteln oder von einzelnen sub-  
ventionierte Theater. In New York wurde in den Jahren 1909 bis  
1911 der Versuch mit einem subventionierten dramatischen Theater  
in dem damals neu gebauten, prachtvollen Century Theatre am  
Central Park gemacht; nachdem aber das Unternehmen während  
der beiden Spielzeiten mit bedeutendem Verlust gearbeitet hatte,  
stellte es seine Tätigkeit ein. Der Vollständigkeit halber mag er-  
wähnt werden, daß bei gewissen Gelegenheiten klassische Schau-  
spiele auf Kosten einzelner aufgeführt werden, und daß einige kom-



munale und religiöse Festspiele stattfinden, aber das sind nur ver-  
einzelte und zufällige Erscheinungen.

Im Hinblick auf die Ausstattung haben die amerikanischen Theater  
manchmal künstlerisch schöne, aber vor allem teure Szenenbilder  
geschaffen, besonders für Revue- und Operettenaufführungen. Eine  
amerikanische Kuriosität sind die Ziegfeld Follies im New Amster-  
dam Theatre in New York mit künstlerischer Ausstattung sehr hoher  
Qualität. Mister F. Ziegfeld jr., der jetzige Direktor, nennt sein  
Theater gern mit echt amerikanischem Stolz: „The National Institu-  
tion of Ziegfeld Follies“ und motiviert dies damit, daß sein Theater  
die schönsten Mädchen in ganz Amerika habe. Zweifellos ist er auf  
diesem Gebiet ein großer Kenner. Diese Mädchen sind wirklich  
Schönheiten von hohem Rang und sehr gut bezahlt. Sie müssen sich  
aber auch gewissen Einschränkungen ihrer persönlichen Freiheit  
unterziehen. So müssen sie sich z. B. in ihrem Kontrakt mit Mr.  
Ziegfeld dazu verpflichten, nicht nach einem Strandbad an der  
Meeresküste zu reisen, um nicht ihre Haut zu verderben und am  
Körper von der Sonne verbrannt zu werden.

Während der letzten zehn Jahre wurden verschiedene wertvolle  
Theaterstücke von Amerikanern verfaßt, so z. B. Eugene Walters  
„The Easiest Way“, William Voughan Moodys „The Great Divide“,  
das letztere doch vielleicht mehr von poetischer als von dramatischer  
Begabung zeugend, sowie Eugen G. O' Neills „Beyond the Horizon“,  
ein Bauernstück mit einem herrlichen ersten Akt von beinahe Ibsen-  
scher Größe und Breite im Ansatz, aber in den späteren Akten leider  
zu spekulativ. Ein ganz anderes Genre repräsentiert Louis K. Ans-  
pachers „The Unchested Women“, ein soziales Drama, das etwas  
zu wortreich und philosophisch aber in einigen Teilen sehr wertvoll  
ist. Die Heldin dieses Stückes ist ein dramatisch neuer Frauentyp,  
der sehr konsequent durchgeführt ist und unzweideutige amerika-  
nische Prägung zeigt. Schließlich mag ein ganz abseits stehendes  
kleines Stück genannt werden, das seinerzeit großes Aufsehen er-  
regte, „The Yellow Jacket“, ein chinesisches Spiel, das auch bei  
seiner szenischen Ausstattung von einer in Übereinstimmung mit den  
Methoden des chinesischen Theaters vereinfachten Inszenierung aus-  
geht, aus der Feder von George C. Hazelton und Benrimo, eine Ku-  
riosität allerdings, aber in seiner Art von bezaubernder Wirkung.

Wenn diese Stücke auch die besten sind, sind sie doch kaum in  
eigentlichem Sinn die charakteristischsten für die amerikanische  
Bühne. Die Kritik betont gerne, daß es dem amerikanischen Drama  
an philosophischen Grundlagen fehlt. Diesen Kritikern schwebt das

Ideen- und Tendenzdrama von Ibsen vor, oder das, was sie gerne „The drama of Sincerity“ nennen, wobei sie in erster Linie das moderne englische soziale Drama von John Galsworthy und J. M. Barrie als Beispiel aufstellen.

Ich glaube kaum, daß man sich auf dem dramatischen Gebiete größere Leistungen von Amerika erwarten kann. Das spekulative Drama liegt dem amerikanischen Charakter kaum; Stücke wie „The Great Divide“ und „Beyond the Horizon“ werden wohl immer verzelte Erscheinungen bleiben.

Viele von den amerikanischen Dramatikern haben ihre Laufbahn als Zeitungsreporter begonnen, wie Eugene Walter, August Thomas, William De Mille u. a. m., was zur Folge hatte, daß sie gerne das Hauptgewicht auf die Tatsachen legen und weniger auf deren Motivierung. Sie lieben es, Ereignisse zu häufen und sind geübt darin, das äußere Bild des Verlaufes zu geben als die Motive bloßzulegen, die die Ereignisse vorwärts treiben. Ein solches Schauspiel steht dem Abenteuerstück nahe und muß, wie der Geschmack des großen Publikums es verlangt, einfache Linien beibehalten und glücklich ausgehen, oder, wie es heißt, „die Richtigen“ müssen einander bekommen.

Auf dem Gebiete der Farce haben die Amerikaner während der letzten Jahre mehrere lustige Dinge geschaffen, wie z. B. den großen New York-Erfolg des vorigen Jahres „The Gold Diggers“ von Avery Hopwood, ein Stück, das das Leben eines jungen Kutschermädchens schildert, sonst aber nimmt das Abenteuerdrama noch immer den ersten Platz in der Produktion ein.

Hier begegnet uns in erster Linie der Name David Belasco. Belasco ist Amerikas Reinhardt, aber er unterscheidet sich von ihm u. a. dadurch, daß seine Inszenierungen nicht stilisiert sind. Seine Kunst ist eine Fortsetzung der realistischen Bühnenkunst aus den Jahren 1880—1890 und besteht in einer minutiösen Nachahmung der Wirklichkeit, wobei die Umgebung oft plastisch dargestellt wird. Er verwendet nur echte Möbel, Kostüme und Stoffe von hoher Qualität; sollen Antiquitäten auf der Bühne vorkommen, dann leistet er sich auch echte Antiquitäten. Es ist realistische Kunst auf ihre äußerste Spitze getrieben und muß als solche Bewunderung erwecken. Sie übertreibt nie, ist nicht aufdringlich, sondern bleibt stets diskret. Läßt Belasco, wenn ein Fenster geöffnet wird, die Gardine im Wind wehen, so geschieht das gerade nicht zuviel und nicht zuwenig, so daß die Illusion nicht gestört, sondern gestärkt wird. Er würde sicher niemals in solche Fehler verfallen wie manch-



mal die deutschen Regisseure. Ich erinnere mich z. B. an eine Vorstellung im Deutschen Theater von Hofmannsthals „König Ödipus“, wo im ersten Akt ein richtiger Nadelwald auf der Bühne stand, dessen Bäume im Sturme schaukelten, bis das Publikum ernstlich seekrank wurde.

Belasco schreibt gewöhnlich selbst allein oder zusammen mit anderen die Stücke, die er in den Theatern von New York, welche seinen Namen tragen, aufführen läßt. Aber Belasco ist kein großer Schriftsteller. Er ist nur ein geschickter Theatertechniker. Dagegen muß man sagen, daß er in seinen Inszenierungen trotz deren realistischem Charakter ein wirklicher Poet ist; besonders ist er ein großer Meister in Lichteffekten.

Ich sah in seinem Theater ein Stück, das er zusammen mit George Scarborough verfaßt hatte und das den Titel „The Son Daughter“ trug; es spielte in New Yorks China Town.

Das Künstlerische im Theater Belascos ist durchgehends vortrefflich behandelt: die Placierung der Personen, ihre Sprache und ihr Gang, alles ist bis in die kleinste Einzelheit nach einem sehr präzisen Plane ausgearbeitet. Den unvergleichlich größten Eindruck des Abends machte Miß Leonore Ulrich als Lien Wha, ein chinesisches Mädchen, eine Art Gegenstück zu Madame Butterfly. Ihre Stimmenbehandlung war ganz meisterhaft: das strenge Festhalten an der kindlichen Sprechweise, das chinesische Gehen und Sich-Bewegen, alles das war bewunderungswürdig. Da dazu noch kam, daß ihre Erscheinung entzückend war, dürfte die junge Schauspielerin, die noch nicht 25 Jahre alt sein soll, die größten Voraussetzungen haben, weltberühmt zu werden.

Das Stück „The Son Daughter“ ist ein ereignisreiches Verbrecherdrama, an sich nicht bedeutend, aber sehr geschickt gemacht. Mehrere der großen amerikanischen Succès-Stücke, die ich sah, waren ähnlicher Art: viel Handlung und eine ungewöhnliche Umgebung. Richard Walter Tullys „The Bird of the Paradise“ spielt auf den Hawaii-Inseln und „The Man who came back“ beinahe in jedem Akt in einem anderen Weltteil. Ein anderes Stück „The Storm“ von Langdon Mac Kellar hat den Urwald zum Schauplatz, weit draußen in einem der Weststaaten an der Grenze der Indianergebiete; im letzten Akt gibt es einen Waldbrand.

Die Vorwürfe zu diesen Theaterstücken sind in den meisten Fällen, dramatisch und menschlich betrachtet, nicht uninteressant. Es mangelt nur an der literarischen Ausführung. Der Dialog ist natürlich, aber er entbehrt scharfer Konzentrierung und sprachlicher Ver-



feinerung. Personen niederer Gesellschaftsschichten werden beinahe immer dadurch charakterisiert, daß sie reinen Dialekt sprechen.

Ich komme nun zu der erwähnten wirklichen Gefahr der amerikanischen Bühnenkunst, nämlich deren Verhältnis zum Film. Beinahe alle bedeutenden amerikanischen Schriftsteller verkaufen die Rechte an ihren Dramen und auch an ihren Romanen an Filmgesellschaften, welche für den Erwerb ungeheure Honorare bezahlen, wenn sie einen für ihre Zwecke verwendbaren Stoff entdecken. Dabei ist aber eine unabweisliche Bedingung, daß das Stück glücklich enden muß und die „Richtigen“ einander bekommen. Man kann sagen, daß dies in noch höherem Grade unabweisliche Bedingung ist, als etwa in dem alten Abenteuerroman à la Jules Verne. Auch in den erwähnten amerikanischen Dramen sind die merkwürdigsten Wirkungen dieses Umstandes zu fühlen. In „The Bird of Paradise“, „The Man who came back“ und „The Storm“ sind die Schlußakte vollkommen verdorben; in der Lösung wurde die dramatische Wahrscheinlichkeit der Rücksicht darauf, etwas auch für den Film Wirkungsvolles zustande zu bringen, geopfert. Kann diese gefährliche Tendenz überwunden werden, so ist es denkbar, daß die Amerikaner, die im Leben Handlung lieben, eine neue lebenskräftige dramatische Kunst hervorbringen könnten, die gerade durch ihren Reichtum an Handlung und starken Lebensgegensätzen bedeutungsvoll wäre. Die äußere Handlung ist der Lebensnerv der dramatischen Kunst. In Europa wurde während der letzten Jahrzehnte diese Wahrheit übersehen und die dramatische Entwicklung vielleicht allzusehr in das Seelenleben verlegt. Eine Reaktion könnte daher ebenso interessant wie heilsam sein. Wenn Amerika das handlungsreiche Abenteuerdrama auf ein literarisches Niveau erheben könnte, wäre das für die Entwicklung der dramatischen Kunst von großer Bedeutung.

Aber ich kehre zum Film zurück. Wie sich die Situation augenblicklich gestaltet, bildet dieser auch noch in anderer Hinsicht eine wirkliche Gefahr für die dramatische Kunst Amerikas. Während meines Aufenthaltes dortselbst wurde davon gesprochen, daß einige der großen Filmgesellschaften sich zusammentun wollten, um die besten Theater in New York aufzukaufen und sie dann auf eigene Rechnung weiterzuführen. Die Filmgesellschaften wollten auf diese Weise ihr Schauspielerpersonal besser und billiger ausnützen können, indem sie dasselbe sowohl für die Filmaufnahmen wie für die Bühne verwenden und zugleich eine gewisse Kontrolle über die dramatische Produktion ausüben und diese so für ihre Zwecke beeinflussen könnten.

Vielleicht wird man fragen, warum der Film gerade jetzt ein so großes Interesse daran hat, die dramatische Kunst so völlig in seine Gewalt zu bekommen. Fängt die Konkurrenz des Theaters an, unangenehm zu werden, oder besteht ein anderer Grund? Die richtige Antwort dürfte sein, daß sich die Filmindustrie wirklich in einer ziemlich kritischen Lage befindet. Ich sprach in New York mit einem sehr bedeutenden Filmvertreter, der mir erklärte, es bereite gegenwärtig schon große Schwierigkeiten, noch Stoffe zu finden, die sich für die Filmbearbeitung eignen. Die passenden Werke der Weltliteratur seien bereits ausgenützt worden: was solle man tun, wenn keine ebenso geeigneten mehr produziert würden? Naturszenen wiederzugeben, habe sich auf die Dauer nicht als zugkräftig erwiesen. Das Publikum werde es auch schon müde, Menschen über Treppen, aus Luftschiffen und Automobilen springen zu sehen, wenn sich die Handlung nur darum dreht, wie geschickt die Detektives durchtriebene Diebe verfolgen.

Einer der wichtigsten Gründe, warum der Film den Wunsch habe, das Theater zu kontrollieren, sei, so erklärte er, daß er eine neue für den Film geeignete dramatische Produktion erzielen wolle. Mein Gewährsmann erklärte, daß er, obwohl er selbst an der Filmindustrie stark interessiert sei, sehr selten in ein Kino gehe, und wenn, so interessiere ihn das Spiel der Schauspieler und nicht die Naturszenen und das Milieu. Er fügte hinzu, daß er an eine Renaissance des Theaters, womöglich durch Zusammenarbeiten mit dem Film, zu glauben beginne.

Diese letzte Äußerung ist wirklich weitblickend und rührt an vital wichtige Fragen des Films, der auf die Dauer das Stimmungsmoment, das zu einer Theatervorstellung gehört, nicht ganz entbehren kann. Die großen Filmgesellschaften in den Vereinigten Staaten haben nun dadurch Abhilfe zu schaffen versucht, daß sie gemischte Programme von Filmen, Musik, Tanz und anderen Produktionen einführten; so wurden z. B. bei den vornehmsten Filmtheatern große Orchester engagiert und gewaltige Orgeln in ihre Lokale eingebaut. The Capitol, New Yorks bestes Filmtheater, an Kostbarkeit der Ausstattung wohl das vornehmste der Welt, hat ein ausgezeichnetes Symphonie-Orchester von ungefähr 80 Mann und eine erstklassige Orgel. Eine Vorstellung, die ich dort sah, begann mit einem Konzert für großes Orchester, das von einigen Ballettnummern und Solovorführungen auf der Orgel unterbrochen wurde. Erst in der zweiten Hälfte des Programmes kam das Filmschauspiel an die Reihe.

Aber auch die Musik kann nur gelegentlich dazu beitragen, den



Filmtheatern die nötige Abwechslung zu verschaffen und das ersehnte Stimmungsmoment zu bringen. Soll der Film neuen Inhalt bekommen, so ist eine neue Technik nötig; und das ist eines der ernstesten Probleme der Filmindustrie, daß die Filmtechnik während der letzten Jahre keine eigentlichen Fortschritte gemacht hat. Man experimentierte mit vielen neuen Kombinationen, so z. B. mit sprechenden Filmen, d. h. mit Filmen in Verbindung von Phonographen, aber es ist mehr als zweifelhaft, ob diese Kombination einen kommerziellen Wert bekommen kann. Der sprechende Film kann nur bei sehr kurzen Vorstellungen angewandt werden. Es liegt im Wesen des Films, daß er schnell laufen muß. Ein Theaterstück mit sprechenden Filmen aufzuführen, würde die menschliche Fähigkeit des Zuhörens übersteigen. Sollte eine Filmgesellschaft es versuchen, Schauspiele, die den ganzen Abend füllen, aufzuführen, so würden die städtischen Behörden diese aus Gesundheitsgründen sehr bald verbieten. Eine bekannte amerikanische Bearbeitung von Shakespeares „Romeo und Julia“ für das Filmtheater dauert 18 Minuten; würde aber das Schauspiel ebenso wie auf einem wirklichen Theater drei Stunden oder mehr in Anspruch nehmen, so könnte kein Mensch bis zum Schluß aushalten.

Man hat auch vielfach Versuche mit farbigen Filmen angestellt: dies ist zweifellos eine realisierbare Sache, bietet aber eine wesentliche Schwierigkeit; Filmrollen zu bemalen ist sehr beschwerlich, und die Farben direkt von der Natur zu photographieren, ist zwar möglich, aber nicht empfehlenswert, denn solche farbigen Photographien erscheinen auf der Leinwand beinahe farblos. Wenn die Farben zur Wirkung kommen sollen, müssen die Naturfarben auf dem Bilde zugleich vereinfacht und übertrieben werden. Dazu braucht man farbige Scheinwerfer, mittels deren man die Farben mischen und nach den gleichen Prinzipien verteilen kann, wie der Maler die Farben auf seiner Palette mischt. Ein solches Verfahren ist eine Möglichkeit, ist aber bisher in der Praxis noch nicht zur Durchführung gekommen. Die schwedische Aktiengesellschaft Ars besitzt eine Methode, die teilweise am Königlichen Theater in Stockholm ausprobiert wurde und durch die man auf der weißen Leinwand atmosphärische Filmkombinationen beliebig hervorrufen kann. Man vermag alle denkbaren Himmelsnuancen und Wolkenkonstellationen herzustellen, die je nach Wunsch in verschiedenen Kombinationen durch Licht von elektrischen Scheinwerfern, deren Strahlenbündel miteinander gemischt werden, gefärbt werden können. Diese Erfindung ist einstweilen nur auf der Bühne ausprobiert worden,



aber es besteht theoretisch kein Hindernis dafür, ein ähnliches Prinzip im Film anzuwenden.

Auf dem Theater kann man bekanntlich durch einen Rundhorizont, der nicht durchsichtig ist, sondern aus gewöhnlichem Gewebe besteht und farblos, d. h. mit einer lichtempfindlichen weißen Farbe bestrichen ist, Filmwirkungen hervorrufen. Vor diesem Horizont, also zwischen ihm und der Rampe, hängen hoch über der Bühne Bögen mit verschiedenfarbigen elektrischen Scheinwerfern, roten, grünen, gelben und blauen. Diese senden in verschiedenen Kombinationen ihre Lichtbündel nach dem farblosen Rundhorizont. Und dadurch kommt die beabsichtigte Bemalung mit Lichtlinien zustande. Von einem anderen Apparat mit gefilmten Wolken-Negativen wurden diese auf die Leinwand geworfen und erzielten den gewünschten Effekt von wandernden, in verschiedenen Farben schillernden Wolken.

Was ich hier oben gesagt habe, enthält nur einige Andeutungen über eine Erfindung, die sich noch in ihren Anfängen befindet, die aber große Entwicklungsmöglichkeiten hat und besonders in Amerika großes Interesse erwecken muß. Hält diese neue Technik, was sie verspricht, so gibt es für das Theater wie für den Film große Entwicklungsmöglichkeiten und ihre Interessen vereinigen sich insofern, als der Film dem Theater zur Schaffung einer neuen realistischen Illusionskunst verhelfen könnte. Den Theaterdirektoren dürfte dieser Ausweg um so mehr zusagen, als eine Entwicklung der Technik des Rundhorizontes bedeutende Ersparnisse mit sich bringt. Damit fallen die gemalten Landschaftshintergründe weg, was die Kosten des Gewebes wie der Malerei erspart. Es ist ausgerechnet worden, daß in einem Theater wie dem Königlichen Theater in Stockholm diese Ersparnis allein eine Amortisierung der ganzen Rundhorizontanlage mit dem vollständigen Beleuchtungsmaterial innerhalb von einigen Spieljahren erlaubt.

Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die großen Filmgesellschaften neben ihrer Tätigkeit, Filmbilder für eigene Zwecke herzustellen, in Zukunft auch Filmdekorationen für das Theater in den neuen hier angedeuteten Kombinationen anfertigen werden, und vielleicht wird diese Produktion nicht weniger lohnend als die bisherige von Materialien für gewöhnliche Filmzwecke.

## XX. KAPITEL

### Schl u ß w o r t

Arbeiterfragen. — Verlustreiche Kriegsindustrien. — Steuerpolitik. — Amerikanische und europäische Arbeitintensität. — Kulturbestrebungen. —

Ich habe im vorhergehenden einige Gesichtspunkte und Eindrücke von meiner Rundreise durch die Vereinigten Staaten geschildert; aber es liegt infolge der ungeheuren Menge an Material in der Natur der Sache, daß viele auch sehr wichtige Fragen nur flüchtig berührt werden konnten. Zu diesen Fragen gehört auch die Arbeiterfrage, die sehr schwer zu behandeln ist, da sie sich auf ganz anderen Grundlagen aufbaut als in Europa. Die Arbeiterfrage wird in der Union durch Rassenfragen kompliziert, wie durch den Gegensatz zwischen der weißen und der schwarzen Rasse, die Frage der Invasion der gelben Rasse, d. h. die nach der Stellung der Japaner und Chinesen, und sie enthält außerdem ein so unberechenbares Moment wie die unter normalen Verhältnissen ununterbrochen fortgesetzte Einwanderung weißer Arbeiter von Europa. Alle diese Fragen sind durch den Krieg noch weiter kompliziert worden, da die Einwanderung stockte, während zugleich die weißen Arbeiter in großem Umfang an die Front kamen. Statt ihrer strömten, wie ich erwähnt habe, Farmersöhne und vor allem Neger in die Städte, um die Weißen zu ersetzen. Allein nach Chicago zogen während dieser Jahre ungefähr 100 000 Neger, die jetzt ein sehr unangenehmes Bevölkerungselement bilden, das man, obwohl man es nicht mehr braucht, unmöglich loswerden kann.

Die weißen Arbeiter selbst bilden zwei sehr streng voneinander geschiedene Gruppen. Die erste besteht aus den selbsthaften und zum großen Teil in den Vereinigten Staaten geborenen Arbeitern, die eine Art Arbeiteraristokratie darstellen. Diese bilden die Kerntuppen der beruflich ausgebildeten Industriearbeiter: sie sind gut bezahlt, haben eigene Häuser, eigene Automobile usw. Die zweite Gruppe dagegen besteht aus einem großen, lockeren Arbeiterproletariat, aus Einwanderern aus halb zivilisierten europäischen

Ländern wie Russen, Galiziern, polnischen Juden und anderen. Wenn man von den Juden absieht, sind sie meist Saisonarbeiter und leben oft unter sehr elenden Bedingungen. Die Vereinigten Staaten sind nämlich nicht nur ein Eldorado für die ausgebildeten Industriearbeiter, sie sind auch die Heimat der rücksichtslosen Ausbeutung, Auspressung und Anwendung des Taylor-Systems. Man braucht nur auf Schilderungen wie Upton Sinclairs „The Jungle“ und „King Coal“ hinzuweisen, die, wenn sie auch Übertreibungen enthalten, doch im wesentlichen auf wirklichen Verhältnissen fußen.

Während des Krieges stiegen die Arbeitslöhne enorm, schon infolge der stark forcierten Arbeit in der Kriegsindustrie. Diese Steigerung vermehrte sich noch mehr wegen des verringerten Angebotes von Arbeitskraft infolge der Aushebung von Mannschaften für die Front und der zum Stillstand gekommenen Einwanderung. Diese Ursachen sind ja nun im Schwinden begriffen. Die Kriegsindustrie ist liquidiert oder im Abbau begriffen, der Soldat ist aus den Schützengräben zur Maschine zurückgekehrt und die Einwanderung hat, seitdem gewisse Erleichterungen durchgeführt wurden, in den letzten Monaten wieder zuzunehmen begonnen. Die Folge war, daß die Arbeitslöhne fielen und daß sie wahrscheinlich in großem Umfang noch weiter fallen werden.

Die amerikanische Lohnskala war immer beweglicher als die europäische und wird das wohl auf lange Zeit hinaus bleiben. Der Widerstand von seiten der Arbeiter gegen sinkende Löhne ist geringer als in Europa, was u. a. daher kommt, daß die amerikanischen Gewerkschaften nicht die gleiche Rolle spielen wie die europäischen. Die amerikanischen Fabriken wenden in großem Umfang „the open shop“ an, d. h. sie stellen selbst ihre Arbeiter an, unabhängig davon, ob dieselben Mitglieder der Gewerkschaften sind oder nicht, und treffen keine kollektiven Lohnabkommen mit den Gewerkschaften. Dieser Umstand hängt damit zusammen, daß die soziale und historische Unterlage für das Gewerkschaftsleben fehlt, da die Vereinigten Staaten niemals ein Feudalsystem, ebensowenig wie ein Innungswesen besaßen. Man darf nämlich nicht übersehen, daß die Sklavenfrage seinerzeit in erster Linie eine Rassenfrage war, was die Negerfrage noch heute ist.

Das Wesentliche ist, daß eine einheitliche amerikanische Arbeiterklasse nicht existiert. Die ausgebildeten Arbeiter in einer Maschinenfabrik sind mit den unausgebildeten Galiziern nicht solidarisch und nicht einmal mit ihrer eigenen Klasse von ausgebildeten Arbeitern.\*)

---

\*) Vergl. III. Kapitel, Seite 46.



Eine der Ursachen hierfür liegt darin, daß die Vereinigten Staaten noch immer als ein Kolonialland und als das Land der unbeschränkten Möglichkeiten angesehen werden müssen. Keiner denkt dort, daß er auf dem vielleicht niedrigen Niveau der Gesellschaft, auf dem er zufällig geboren wurde, auch stehen bleiben müsse. Es ist ein Land, das, vollkommen ausgenützt, wahrscheinlich zehnmal soviel Einwohner ernähren könnte, als es jetzt hat, und es bietet daher wohl noch auf Hunderte von Jahren hinaus große Möglichkeiten für die Anhäufung neuer Vermögen. Niemand, sei er nun Arbeiter oder Arbeitgeber, fragt sich: „Wie soll ich es machen, um mein tägliches Brot zu verdienen?“ Er fragt vielmehr: „Was soll ich machen, um reich zu werden?“ Das ganze Streben der Arbeiter geht dahin, eine höhere soziale Stufe zu erklimmen; darin muß man die wichtigste Erklärung für den Umstand erblicken, daß die Arbeiterfrage in den Vereinigten Staaten einen ganz anderen Inhalt als in Europa hat, was u. a. zu dem Ergebnis führt, daß die amerikanischen Gewerkschaften bei Lohnstreitigkeiten eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielen.

Ebenso wie die Arbeiterfrage wurde auch die Industrie durch den Krieg beeinflußt, indem durch ihn viele Produktionszweige ins Leben gerufen wurden, denen die natürlichen Voraussetzungen auf dem amerikanischen Boden fehlen und die daher jetzt nach dem Kriege mehr oder weniger verlustreich liquidiert oder mindestens eingeschränkt werden mußten. Zu einem der traurigsten Kapitel gehört der Schiffbau. Schon vor dem Eintritt Amerikas in den Krieg wurde in Washington gemäß Shipping Act vom 7. September 1916 zur Überwachung des Schiffbaus und zum Ansporn für die Reedereibewegung eine zentrale Behörde oder richtiger eine Art von Kommission mit sehr ausgedehnten Befugnissen, genannt United States Shipping Board, geschaffen. Dieser Kommission wurde eine Gesellschaft unterstellt, „The United States Shipping Board Emergency Fleet Corporation“, die selbst Handelsschiffe kaufte und eine Reederei in Betrieb setzte, wozu das Kapital von 50 Millionen Dollar direkt vom Schatzamte zur Verfügung gestellt wurde. Diese Gesellschaft disponierte auch über die beschlagnahmten deutschen Schiffe, deren Zahl einige Hunderte betrug. Allmählich übernahm Shipping Board die Kontrolle über den ganzen Schiffbau in den Vereinigten Staaten, indem u. a. die ganze für ausländische Rechnung bestellte und im Bau befindliche Tonnage beschlagnahmt wurde, wozu ungeheure Beträge in Form von Anschlägen oder in anderer Weise von der Regierung zur Verfügung gestellt wurden.

Man war jedoch der Ansicht, daß die bestehenden Schiffswerften nicht über genügend große Baukapazität verfügten. Es galt also, neue einzurichten. Die größte dieser neuen ist die Riesenwerft, die für Rechnung des amerikanischen Staates auf Hog Island am Delawarefluß gebaut, in Betrieb gesetzt und verwaltet wurde, nachdem die Übergabe durch eine Art von Pachtvertrag durch The American International Ship Building Corporation geschah, eine Tochtergesellschaft der großen Gesellschaft von New York, American International Corporation, die selbst wieder die größten privaten und technisch am besten ausgerüsteten Schiffswerften in den Vereinigten Staaten kontrolliert, die in New York liegen und formell im Besitze einer anderen Tochtergesellschaft, New York Ship Building Company, sind.

Die Verträge von Shipping Board mit American International Ship Building Corporation betrafen enorme Beträge. Über zwei Millionen Dollar wurden von Anfang an als Vorschuß für den Bau der ersten 120 Dampfer zur Verfügung gestellt. Aber das Ganze war nicht auf einer geschäftlichen Basis aufgebaut. Die Muttergesellschaft, American International Corporation, arbeitete in diesem Falle nur für die Ehre. Jetzt nach dem Kriege bleibt nichts anderes übrig, als den Betrieb in den ungeheuren Anlagen auf Hog Island niederzulegen und die Vorräte zu realisieren, wie das im übrigen auch bei anderen, auf Initiative des Staates gebauten Werften geschieht. Das kommt daher, daß keine so große Nachfrage nach Schiffsraum in der Welt mehr besteht, so daß diese Werften fürderhin keine lohnende Beschäftigung mehr finden.

Aber die Absicht war, nicht nur Schiffe zu bauen, sondern auch Frachtfahrten mit ihnen zu unternehmen; und hiebei entstanden die schwierigsten Probleme. Viele Schiffe wurden für Befrachtung und Betrieb an einzelne Gesellschaften oder Firmen verpachtet, aber einen Teil nahm Emergency Fleet Corporation selbst in Betrieb. Beide Wege blieben wenig erfolgreich. Es gibt einige große amerikanische Reedereien von anerkannter Kapazität und mit geschultem Personal, wie W. R. Grace & Co., Pacific Mail Steamship Company, International Mercantile Marine Company, American Hawaiian Steamship Co. u. a. m. Aber das Personal und die Sachkenntnis dieser Gesellschaften reichten nicht weit genug. Viele amerikanische Kaufmannsfirmen und Kaufleute, die sich nun zum erstenmal der Reederei und Frachtschiffahrt zuwandten, erlitten jämmerlich Schiffbruch — und Shipping Board brachte dem amerikanischen Staat bald gewaltige Verluste.



Eine beinahe unüberwindliche Schwierigkeit war die Beschaffung geeigneter Seeleute. Zahlreiche Seemannsschulen wurden eingerichtet, in denen sowohl gewöhnliche Matrosen wie Maschinisten und Heizer ausgebildet und eingeübt wurden, aber das half nichts. Es fehlte an dem geeigneten Menschenmaterial. Die Küsten der Vereinigten Staaten haben weder am Atlantischen noch am Stillen Ozean eine Küstenbevölkerung, die für die See erzogen ist. Der amerikanische Arbeiter hat keine Sympathien für den Seemannsberuf; er bleibt lieber auf dem Lande. Nichtsdestoweniger verlangte die allgemeine Meinung, die durch die chauvinistische Hetze während des Krieges bearbeitet wurde, daß die Schifffahrt nach dem Auslande soweit wie möglich den Amerikanern vorbehalten bleiben solle, und dieses Bestreben kam in erster Linie in „The Merchant Marine Act“ vom 5. Juni 1920 zum Ausdruck. Dieses Gesetz geht so weit, daß seine strikte Anwendung beinahe alle Schifffahrt nach den amerikanischen Häfen für ausländische Schiffe unmöglich machen würde.

So wurde z. B. in § 28 des Gesetzes vorgeschrieben, daß beim Transport von Gütern mit der Eisenbahn sogenannte „import and export rates“ nur für Güter, die auf amerikanischen Schiffen ein- oder ausgeführt wurden, bewilligt werden sollten. Beim Transport von Waren, die auf ausländischen Schiffen verschifft wurden, sollten die bedeutend höheren „domestic rates“ in Anwendung kommen.

Die Folge war natürlich, daß die großen ausländischen Reedereien erklärten, daß sie, falls obige Bestimmungen in Kraft treten sollten, sich gezwungen sähen, einen möglichst großen Teil ihrer Schifffahrt nach Kanada statt nach den Vereinigten Staaten zu verlegen. Die Japaner, die vielleicht den größten Teil des Warenhandels zwischen Asien und den Staaten an der amerikanischen Westküste vermitteln, drohten, daß sie, wenn sie nicht weiterhin im Genuß der Import- und Exportreduktionen bleiben würden, in Zukunft ihre Waren über Vancouver oder durch den Panama-Kanal direkt nach den Osthäfen der Vereinigten Staaten befördern würden.

Angesichts solcher Drohungen mußten die Amerikaner wenigstens bis auf weiteres nachgeben, und Merchant Marine Act wurde provisorisch außer Wirkung gesetzt. Das ganze Gesetz ist übrigens vom internationalen Standpunkt aus um so bedenklicher, als es im Widerspruch zu in vielen Fällen noch gültigen internationalen Handelsabkommen steht und in diesen Fällen nicht leicht ohne Kündigung dieser Verträge und erst, wenn deren Gültigkeitsdauer abgelaufen ist, in Anwendung gebracht werden könnte.



Allmählich hat sich denn auch angesichts der wachsenden Schwierigkeiten eine besonnenere Stimmung geltend gemacht, wenigstens bei Shipping Board und den ihr unterstehenden Kreisen. Man beginnt immer mehr einzusehen, daß die Amerikaner ihre Schifffahrt nach dem Auslande ohne fremde Hilfe nicht rationell regeln können. Ein Ausdruck hierfür waren die von Shipping gutgeheißenen Abmachungen zwischen dem amerikanischen Harriman-Konzern und United States Mail Steamship Company einerseits und der Hamburg-Amerika-Linie sowie dem Norddeutschen Lloyd andererseits über eine Zusammenarbeit während einer Periode von 20 Jahren, wobei die Deutschen das Recht haben sollten, allmählich bis zu 50% der in Anwendung kommenden Tonnage unter deutscher Flagge einzusetzen. Der wirkliche Inhalt der Vereinbarung ist, daß sich die Amerikaner durch dieselbe in der Mitwirkung von Deutschland jener Sachkenntnis versicherten, welche sie auf diesem Gebiete selbst nicht besitzen.

Exakte Angaben über die Verluste, welche die Amerikaner durch ihren Schiffbau während des Krieges und durch die im Zusammenhang damit betriebenen Reedereien erlitten, fehlen noch, aber diese Verluste müssen sehr groß gewesen sein. Zahlreiche neugebaute Stahlschiffe und noch mehr Holzschiffe liegen in den Werften oder in den Häfen und werden wohl zum großen Teil wieder zerlegt werden müssen. Die Stahldampfer, die gebaut wurden, bestehen so gut wie ausschließlich aus Frachtdampfern oder einem standardisierten Typ, sogenannten Fabrikdampfern mit einer Kapazität von 7—10 000 Tonnen, aber es scheint, daß dieser Typ praktisch mißglückt ist. Die Welt braucht nicht soviel Frachtdampfer, während für den Personenverkehr noch immer großer Mangel an Tonnage herrscht. Am besten hätte sich wahrscheinlich der Bau von kombinierten Fracht- und Passagierdampfern bezahlt gemacht. Im Hinblick auf die Tendenz, die sich gegenwärtig geltend macht und die darauf ausgeht, Dampfer zur Heizung mit Öl statt mit Kohle zu bauen, dürfte es dagegen ein glücklicher Schritt der amerikanischen Reeder gewesen sein, daß sie während der Jahre 1919 bis 1920 auf den amerikanischen Schiffswerften eine so große Zahl von Tankschiffen bauen oder in Bau nehmen ließen, daß die Vereinigten Staaten mit großer Wahrscheinlichkeit in dieser Spezialität über die Hälfte der Welttonnage ihr eigen nennen dürften.

Der Zustand in den amerikanischen Schiffswerften bildet einen der Beweise dafür, daß die wirtschaftliche Bilanz in den Vereinigten Staaten durch den Krieg aus dem Gleichgewicht gebracht wurde,

und es bedarf sicher geraumer Zeit, bis dieses Gleichgewicht wiederhergestellt sein wird.

Die Handelsbilanz der Union hat, wie ich in anderem Zusammenhang erwähnt habe, starke Verschiebungen durchgemacht. Allerdings ist ein großes Gewinn-Konto zu ihren Gunsten entstanden, aber dieses besteht bis auf weiteres eigentlich nur auf dem Papier, weil beinahe alles auf Kredit verkauft werden mußte. Die Vereinigten Staaten haben Waren ausgeführt, aber als Entgelt nur Papier, d. h. Schuldverschreibungen, erhalten, und für diese Schuldverschreibungen beziehen sie in großem Umfange nicht einmal Zinsen, sondern müssen während der nächsten Jahre auch diese kapitalisieren. \*)

Zu den Schwierigkeiten tragen die ungeheuren Kriegsausgaben bei. In einem Aufsatz in *Munsey's Magazine* vom Juni 1920 schreibt der Vorsitzende von *The Ways and Means Committee of the House of Representatives*, Mr. Joseph W. Fordney, u. a.: „Im Jahre 1913 betrug die größte Summe, welche die amerikanische Regierung für die Ausgaben eines Jahres verwandt hatte, 1 100 000 000 Dollar oder ungefähr 11 Dollar pro Kopf der Bevölkerung, aber während der zweiten Sitzung des 65. Kongresses wurden die Ausgaben für das laufende Finanzjahr (einschließlich der Kriegsausgaben) auf 25 598 967 517 Dollar oder ungefähr 255 Dollar pro Kopf, also für jeden Mann, jede Frau und jedes Kind in den Vereinigten Staaten berechnet.

Die Staatsschuld zeigt eine Vermehrung im Verhältnis zu den Ausgaben des Jahres 1913 in der Höhe von etwas über einer Milliarde Dollar auf ungefähr 25 Milliarden Dollar im Jahre 1920. Nun ist der Krieg allerdings vorüber und das Budget konnte verringert werden, aber es wird noch immer zu einem Betrag berechnet, der ungeheuer das übersteigt, was in Friedenszeiten gegolten hat. Im Budget des Jahres 1920 wurden allein die regelmäßigen Ausgaben auf 6 813 000 000 Dollar angesetzt, was im Vergleich zu dem angenommenen Einkommen einen Fehlbetrag von rund 705 Millionen Dollar ergeben würde, und dabei sind die außerordentlichen Ausgaben noch nicht mitgerechnet, welche z. B. die Einlösung und Konvertierung der während jener Zeit verfallenden schwebenden Anleihen umfassen. Zu den regelmäßigen Ausgaben gehört aber der zur Staatsschuld gerechnete Zins, der ungefähr eine Milliarde Dollar beträgt, sowie 300 Millionen Dollar für den Amortisierungsfonds.

Diese riesigen Ausgaben haben die Einziehung ungeheurer Steuern notwendig gemacht, die kaum weniger bedrückend für das Ge-

---

\*) s: III. Kapitel, S. 35.



schäftsleben sind als die entsprechenden Steuern in den kriegführenden und neutralen Ländern Europas. Das System der amerikanischen Einkommensteuer ist ziemlich verwickelt und basiert auf verschiedenen Prinzipien für die Besteuerung von Privatpersonen und Aktiengesellschaften. Die Steuersätze für die individuellen Einkommen sind progressiv und bestehen teils in regelmäßigen Steuern, teils in Steuerzulagen. Die regelmäßigen Steuern betragen für die ersten 4000 Dollar des Einkommens in den Jahren 1919 und 1920 4% und 8% für die weiteren Einkommensbeträge. Außerdem aber kommt eine Zulagsteuer hinzu, die 1% für ein Einkommen zwischen 5000 und 6000 Dollar beträgt und dann progressiv bis zu 65% bei einem jährlichen Einkommen von einer Million Dollar und darüber steigt. Nicht weniger hoch sind die Aktiengesellschaften besteuert. In den Jahren 1919 und 1920 wurden von den Gesellschaften 10% regelmäßiger Einkommensteuer bezahlt. In diesem Falle gibt es keine Zulagsteuer, dagegen aber eine sehr hohe Kriegskonjunktursteuer. Diese regelmäßige Einkommensteuer bezieht sich jedoch bei den Gesellschaften nur auf den Gewinn, der in Gestalt von Dividenden ausgeteilt wird, nicht auf den Gewinn, der angelegt wird, was ein großer Vorteil ist.

Hinzugefügt mag werden, daß sowohl für einzelne wie für Gesellschaften der Steuerprozentsatz in allen Kategorien 1918 etwas höher als in den beiden darauffolgenden Jahren war. Die Kriegskonjunktursteuer kann für die Gesellschaften unter gewissen Umständen bis zu 40% des erzielten Gewinnes (im Jahre 1918 in den entsprechenden Fällen bis zu 65%) steigen. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß ein Reingewinn von 8% auf das kontant eingezahlte Aktienkapital plus 3000 Dollar von der Kriegskonjunktursteuer befreit ist, die also erst für den Gewinn einsetzt, der den auf diese Weise festgesetzten steuerfreien Betrag überschreitet.

Die kombinierten Steuern konnten während der Jahre 1919 und 1920 sogar bis zu 73% und 1918 bis zu 77% steigen, für Gesellschaften ungefähr ebenso hoch.

Es ist jedoch klar, daß solche Steuern nicht aufrechterhalten werden können, ohne daß bedenkliche Erschütterungen des wirtschaftlichen Lebens eintreten, wozu noch kommt, daß viele Menschen die größten Anstrengungen machen, um sich der Besteuerung zu entziehen. Die hohen Steuern haben außerdem auch im hohen Grade dazu beigetragen, durch die Verleitung zur Verschwendung die Inflation zu vermehren. Die Menschen finden, es sei besser, selbst das Geld zu verbrauchen, als es dem Staate zu schenken, und



man sieht, daß sowohl einzelne wie Gesellschaften in unnötigen Ausgaben wetteifern. Aktiengesellschaften und Geschäftsfirmen haben ihre Verwaltungskosten erhöht, extravagante Löhne gezahlt und in übertriebenem Umfang, z. B. durch stark vermehrte Annoncen in den Zeitungen, Reklame getrieben mit der Begründung, es helfe ja nichts, zu sparen, wenn der Staat mit so schlechtem Beispiel vorangehe.

Dazu aber kommt noch etwas anderes. Der amerikanische Staat hat für den einzelnen selbst einen Weg geschaffen, auf dem er sich so gut wie gänzlich aller Besteuerung seines Einkommens entziehen kann, indem er Obligationen, z. B. die Obligationen der großen Liberty-Anleihe ausgegeben hat, die von der Einkommensteuer und teilweise von jeder Staatssteuer befreit sind. \*) Die Folge war natürlich die, daß viele Kapitalisten und besonders die kleineren Kapitalisten soviel wie möglich von ihrem älteren Besitz an Fondspapieren verkauften, um statt dessen um Milliarden diese steuerfreien Fondspapiere zu kaufen, deren Zinsen praktisch genommen von jeder staatlichen Besteuerung frei sind. Unter solchen Verhältnissen kann man sich nicht wundern, daß es an Kapital für die Industrie fehlt, und daß die großen Eisenbahngesellschaften bis zu 8 und 9% auf ihre erstklassigen Obligations-Emissionen zahlen müssen.

Aus dem Angeführten dürfte klar hervorgehen, daß es für Amerika eine Lebensbedingung ist, sobald wie möglich die staatlichen Ausgaben zu verringern und im Zusammenhang damit eine erhebliche Linderung der Steuerlast durchzuführen. Man hat mehrere Auswege diskutiert und viel von einem Übergang zur indirekten Besteuerung in größerem Umfang gesprochen. Ein Vorschlag, der von offizieller Seite gemacht wurde, geht dahin, allem Umsatz innerhalb des Kleinhandels eine Steuer von 1% aufzuerlegen, was ungefähr eine Milliarde Dollar jährlich einbringen würde. Außerdem sind höhere Zölle zu erwarten, wobei man sicher von dem jetzigen System der Gewichtszölle zu dem der Wertzölle übergehen wird. Vor allem aber gilt es, die staatlichen Ausgaben herabzusetzen, und zwar womöglich schon vor 1923, was der Termin ist, den man gegenwärtig für eine erhebliche Herabsetzung in Aussicht stellt. Es bedarf des Entwurfes zu einem ernsten Plan für die Verringerung der staatlichen Ausgaben im Zusammenhang mit einer entsprechenden Herabsetzung der Steuern. „Ein Steuersystem,“ schreibt Mr. D. F. Houston, Sekretär von Treasury Department\*\*), „das die Aus-

---

\*) Vergl. III. Kapitel, S. 35.

\*\*) Income Tax Suggestions, Schreiben von Treasury Departement vom

sicht haben könnte, in Zukunft einen Überschuß des staatlichen Einkommens im Verhältnis zu den Ausgaben zu erzielen, ist eine offene Ermahnung zur öffentlichen Verschwendung, während ein Beschluß, die Steuern in dem Maße herabzusetzen, als die Ursachen, die sie hervorgerufen haben, wieder verschwinden, eines der kräftigsten Mittel ist, um Sparsamkeit in der öffentlichen Verwaltung zu erzielen.“

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Amerikaner nach dem Kriege in der Tat größere Schwierigkeiten zu überwinden haben, als man in Europa im allgemeinen glaubt; aber ebenso wahr ist, was ich schon im einleitenden Kapitel als einen Unterschied zwischen der europäischen und amerikanischen Lebensanschauung hervorgehoben habe, nämlich, daß der Amerikaner im Verhältnis zum Europäer Optimist ist, und zwar besonders jetzt nach dem Kriege, während bei dem letzteren der Glaube an einen fortgesetzten kulturellen und wirtschaftlichen Fortschritt bedenklich erschüttert ist. Für den Amerikaner war der Weltkrieg eine Episode, die er vielleicht schon vergessen hätte, wenn nicht die großen Schwierigkeiten, das staatliche Budget wieder ins Gleichgewicht zu bringen, manchmal unangenehm an die Wirklichkeit der überstandenen Prüfung erinnerten. Es kann aber kein Zweifel bestehen, daß der Amerikaner diese Schwierigkeiten überwinden wird. Schon seine Überzeugung, daß sie überwunden werden können, bedeutet in diesem Falle den halben Weg zum Sieg. Und darin hat der Krieg nicht im geringsten die Überzeugung des Amerikaners erschüttert, daß ein weiterer Fortschritt in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht für die Menschheit ganz selbstverständlich ist. Von diesem Glaubenssatz geht der Amerikaner in seinem Handeln wie von einem Axiom aus. Es ist nicht das, was wir Europäer Arbeitsfreude im eigentlichen Sinn nennen, sondern eher ein vielleicht unbewußtes Gefühl, daß die Arbeit, die auf ein Land mit so großen noch ungenutzten Schätzen, wie sie die Vereinigten Staaten besitzen, verwandt wird, sich reichlich lohnen muß. Die Möglichkeit, reich zu werden, liegt noch immer so nahe, daß sie unwillkürlich anspornend wirkt und den Amerikaner es als seine Pflicht empfinden läßt, wenigstens an materieller Arbeit das zu geben, was Thomas Thorild einmal „das äußerste Maß eines Wesens“ nannte.

Vielleicht wird man fragen: „Arbeitet denn der Amerikaner wirklich so viel intensiver als der Europäer?“ Auf diese Frage kann 17. März 1920 an Joseph W. Fordney, den Vorsitzenden des Committee on Ways and Means, House of Representatives S. 2. Solche „Suggestions“ entsprechen in gewisser Weise unseren Kgl. Propositionen.



man sowohl mit Ja wie mit Nein antworten. Schnell geht in den Vereinigten Staaten alles, was ich die Mechanik der Arbeit nennen möchte. Automobile, Aufzüge und Hoteltüren bewegen sich sehr rasch, und die Maschinen in den Fabriken arbeiten mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit. Alles Technische bewegt sich in gewaltigem Tempo, aber auf dem Gebiet der Ideen, also in bezug auf die geistige Arbeit, hat der Europäer dank seiner alten kulturellen Schulung und ererbten Überlieferungen noch den Vorrang.

Ein englischer Fachmann, der viele Jahre hindurch die amerikanischen Verhältnisse studiert hat und mit dem ich diese Frage eingehend besprach, betonte in diesem Zusammenhang, daß der Amerikaner, welche Schwächen er auch sonst haben mag, bei der Durchführung seiner Absichten doch immer sehr energisch sei. Das ist ohne Zweifel richtig, aber man muß dabei in Betracht ziehen, daß die Voraussetzungen in den Vereinigten Staaten es möglich machen, in einer ganz anderen Weise energisch zu sein als in Europa. Wenn der Amerikaner ein neues Unternehmen ins Leben ruft, das auf irgendeinem der natürlichen Schätze Amerikas aufgebaut werden soll, braucht er nur unerschrocken drauflos zu arbeiten, um Erfolg zu haben. Hat er nur genug Geld, um auszuhalten, und hat er sich in seinem Fall bezüglich der Naturschätze nicht geirrt, so sind alle Aussichten dafür vorhanden, den Erfolg des Unternehmens zu garantieren.

In Europa kann kein Unternehmer so rücksichtslos oder, besser gesagt, so einseitig vorgehen. Um ein großes Geschäft durchzuführen, ist es dort nicht nur erforderlich, daß die materiellen und technischen Quellen wirklich vorhanden sind, sondern auch, daß man auf zahlreiche soziale und wirtschaftliche Faktoren Rücksicht nimmt, um die man sich in den Vereinigten Staaten nicht im geringsten zu bekümmern braucht. Das hängt eben auch mit dem obenerwähnten Umstand zusammen, daß die Vereinigten Staaten noch so viel von den Eigenschaften und Verhältnissen des Koloniallandes beibehalten haben. Dieses Land kann noch in vielen Richtungen extensiv entwickelt werden, und es war noch in ganz wenigen Fällen dazu gezwungen, zu intensiver Kultur überzugehen. Daraus ergibt sich aber, daß die Entwicklung weiterhin sehr einseitig auf das materielle Problem eingestellt ist. Es gibt Platz für alle, und durch die Entfaltung genügender Energie kann im großen ganzen jeder sich den Besitz von alledem verschaffen, was er vernünftigerweise verlangen kann.

Wie aber verhält es sich mit der geistigen Kultur? Die Ver-



einigten Staaten haben großartige Schulen und Universitäten. Hat aber die geistige Arbeit dort einen selbständigen kulturellen Beitrag zum Leben der Nation geliefert, oder ist sie immer noch nur ein Widerhall der europäischen Kultur, also aus zweiter Hand und ohne eigene Initiative?

Lord Beaconsfield läßt in seinem Schlüsselroman „Endymion“ Lord Roehampton (ein Pseudonym für Lord Palmerston) ausrufen: „Ich vermute, daß ihr (der Amerikaner) Gesellschaftsleben so wie in den besseren Kreisen von Manchester ist.“ Oberst Albert (Napoleon III) antwortet: „Es ist in den verschiedenen Städten verschieden. In einigen gibt es eine ansehnliche Kultur und verfeinerte Sitten.“

Aber Lord Roehampton hält daran fest, daß es sich doch nur um eine Kolonialkultur handle, die der Originalität entbehre. In gewissem Grade könnte man sagen, daß diese Charakteristik heute noch auf einen großen Teil des geistigen Lebens in den Vereinigten Staaten zutrifft. Aber dazu muß gesagt werden, daß sich der wirklich gebildete Amerikaner selbst seiner relativen Unterlegenheit in dieser Hinsicht tief bewußt ist. In keinem Lande trifft man daher ein so aufrichtiges Bestreben, ein so lebhaftes Bedürfnis nach höherer Kultur. Besonders gegenwärtig sind die Amerikaner bestrebt, die Nation auf ein möglichst hohes Bildungsniveau zu bringen, und scheuen zu diesem Zweck vor keinem Opfer zurück. Daß diese Einsicht nicht schon früher so lebendig durchdringen konnte, beruht wahrscheinlich in erster Linie auf dem schon erwähnten Umstande, daß sich der amerikanische Mann in überwiegendem Maß der Geschäftstätigkeit gewidmet und die geistigen Interessen immer mehr der Frau überlassen hat. Eine interessante Äußerung dieses gerade jetzt lebendigen Bildungsinteresses ist die in Gang gebrachte Gehaltregulierungsbewegung an den Universitäten. Die Professoren in den Vereinigten Staaten waren bisher schlecht bezahlt, aber die Berührung mit Europa hat die Amerikaner schließlich belehrt, daß es so nicht weitergehen könne. Sollen die Amerikaner auch in gelehrten „sports“ den Wettstreit mit Europa aufnehmen können, dann müssen sie auch ihre Lehrer besser bezahlen, was jetzt mit gewöhnlicher amerikanischer Energie durchgeführt wurde.

Die amerikanischen Universitäten sind zum großen Teil durch private Schenkungen entstanden. Bei einer Gehaltregulierung muß also auf privatem Wege neues Geld beschafft werden. Während der drei Monate, in denen ich die Vereinigten Staaten besuchte, wurden zu diesem Zweck große Anstrengungen gemacht, und an

sämtlichen Universitäten mit Ausnahme von der in Yale, die schon genügende Fonds besitzt, wurden überall Kollekten veranstaltet. Für Princeton University, die ja eine verhältnismäßig kleine Universität ist, wollte man zum Zweck der Gehaltregulierung durch eine Sammlung acht Millionen Dollar aufbringen, aber während diese noch im Gange war, kam die Nachricht, daß der in diesem Jahre verstorbene Milliardär und Kohlenkönig Mr. Henry Clay Frick einen Teil seines Vermögens Princeton University vermacht habe, der ungefähr 14 Millionen Dollar betragen würde. Da unterdessen auch die beabsichtigten acht Millionen garantiert worden waren, wurden also in kurzem die Fonds der Universität um nicht weniger als 22 Millionen Dollar vermehrt, deren Zinsen zum Zweck der Gehaltregulierung verwendet werden konnten.

Das Angeführte zeigt, welch ungeheuere materielle Quellen den Vereinigten Staaten zur Verfügung stehen, auch wenn es sich um rein ideale Aufgaben handelt. Auf die Dauer kann das nicht ohne Wirkung bleiben: es können die größten europäischen Kapazitäten der verschiedenen Gebiete engagiert werden, da die europäischen Universitäten nicht in der Lage sind, ihnen ähnliche Vorteile zu bieten. Es wird wohl noch einige Generationen dauern, bis die Wirkungen eines solchen Verfahrens so recht deutlich werden; aber verfolgen die Vereinigten Staaten wirklich unter Aufwendung aller ihrer Mittel eine konsequente Politik zur Hebung der Universitätsbildung und zur Unterstützung der wissenschaftlichen Forschung, so kann es in einigen Generationen eine ernsthafte Frage werden, wie das Gleichgewicht im Hinblick auf die höhere Bildung zwischen der Alten und der Neuen Welt sich gestalten wird. Das ist für die Bewahrung der alten Kultur und des Vorrangs von Europa gewiß eine Frage von allergrößtem Gewicht.



## INHALT

	Seite
Vorwort . . . . .	5
I. Kapitel: An Bord der Mauretania . . . . .	7
II. Kapitel: „Das sonnige New York“ . . . . .	16
III. Kapitel: Das finanzielle Problem des Friedens . . . . .	29
IV. Kapitel: In der Hauptstadt der Union . . . . .	49
V. Kapitel: Philadelphia — Buffalo — Detroit . . . . .	61
VI. Kapitel: Chicago und seine Entwicklungsmöglichkeiten . . . . .	74
VII. Kapitel: Durch den wilden Westen . . . . .	93
VIII. Kapitel: Das Zukunftsland Kalifornien . . . . .	101
IX. Kapitel: San Francisco — die Metropole des Stillen <b>Ozeans</b> . . . . .	111
X. Kapitel: Los Angeles und das Yosemite-Tal . . . . .	121
XI. Kapitel: Zurück nach dem Osten . . . . .	132
XII. Kapitel: Wenn sich die Wälder lichten . . . . .	144
XIII. Kapitel: Der Außenhandel auf neuen Wegen . . . . .	154
XIV. Kapitel: Pazific — die nächste historische Epoche . . . . .	163
XV. Kapitel: Die Politik und die Präsidentenwahl . . . . .	173
XVI. Kapitel: Die Voraussetzungen und Möglichkeiten des Alkoholverbotes . . . . .	193
XVII. Kapitel: Stadtplankunst und Wohnungsfragen . . . . .	203
XVIII. Kapitel: Die amerikanische Frau . . . . .	210
XIX. Kapitel: Theater und Film . . . . .	230
XX. Kapitel: Schlußwort . . . . .	242



This book is DUE on the last date stamped below

APR 25 1945

AUG 6 1945



E168  
K52eG Key.  
Amerika-  
reise.

*John Schuyler*  
APR 1 1880

E168  
K52eG

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY  
  
A 001 245 653 9

UNIVERSITY of CALIFORNIA  
AT  
LOS ANGELES  
LIBRARY



